Zeitgenossen.

Ersten Bandes

Vierte Abtheilung.

Friedrich von Matthisson.

Selbstbiographie.

Friedrich von Matthisson.

Matthias Matthisson, geboren 1699 zu Elbing in Westpreußen, wohin sein Vater, ein schwedischer Kaufmann, Familie und Handelshaus von Stockholm versetzt hatte, gestorben 1773 als Prediger der Dorfgemeinden Krakau und Prester bei Magdeburg, nach beinahe funfzigjähriger Amtsführung, war so glücklich, die Versorgung von sechs wohlgerathnen Söhnen zu erleben. Der älteste von diesen, Johann Friedrich, war als preußischer Feldprediger Augenzeuge der größten und entscheidendsten Scenen des siebenjährigen Kriegs. Als Kanzelredner ward ihm ungetheilter Beifall. Officiere und Gemeine von allen Regimentern besuchten seine Betstunden. Außerdem hatte die Natur ihn mit der, in Italien häufig, in Deutschland selten vorkommenden Gabe, in Versen zu improvisiren, freigebig ausgestattet. Von einer metrischen Predigt, die er kurz vor einem Treffen, nach dem Wunsch des Prinzen Heinrich von Preußen hielt, hat sich im Gedächtniß mehrerer Veteranen aus jener Heldenzeit noch lange manches kernhafte Bruchstück bewahrt.

Als bei'm Ueberfalle von Hochkirchen sich einige Regimenter der preußischen Armee zusammenzogen, und aus dem Lager gegen des unerwarteten Feindes zahlreichere Macht andrangen, faßte der Obrist von Phull, Commandeur eines Magdeburger Garnisonregiments, den

Feldprediger in's Auge, wie er sich schnell auf das Pferd warf, um seine Person hinter der Fronte pflichtmäßig in Sicherheit zu bringen. „Wohin, Herr Feldprediger?', rief der Obrist in scherzhaft-gutmüthigem Ton ihm zu, „halten Sie fein Stich und bleiben Sie bei uns." Mit kaltblütiger Besonnenheit gab der Mann des Friedens dem Mann des Kriegs zur Antwort:

Der Ruf geht nur an euch, ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin;
Stich halt' ich nicht, ich reite weiter,
Bis dort zu jenen Bergen hin;
Da bet' ich dann, wie Moses that,
Bis sich der Kampf geendet hat.

Und so ritt er den Höhen von Doberschütz zu, wo das preußische Heer nach der Schlacht in concentrirten Massen wieder ein Lager bezog. Im Jahr 1758 folgte er dem Ruf als Prediger nach Hohendodeleben, einem ansehnlichen, in der magdeburgischen Börde gelegenen Dorfe, und wurde so mit seiner Lebensgefährtin, einer gebornen Calezki aus Zerbst, nach langer Trennung auf's Neue vereinigt. Aber kaum waren zwei glückliche Jahre verflossen, als er diesem stillern Wirkungskreise durch den Tod entrissen wurde, bevor er das Kind noch segnen konnte, welches die trostlose Gattin in Kurzem gebären sollte. Einen Monat nach dem Hintritte dieses Frommen und Gerechten, dessen Wandel der Spiegel seiner Lehre war, erblickte Friedrich Matthisson, von dessen Leben hier ein kurzer Abriß mitgetheilt werden soll, neben des Vaters kaum geschlossenem Grabe das Licht, am drei und zwanzigsten Tage des Jahres 1761. Bald mußte seine Mutter nun das große und bequeme Pfarrgebäude räumen, und sich in dem engen und unheimlichen Witwenhause einrichten, so gut als der Umstand es nur irgend gestatten wollte, daß die arme Frau genöthigt war, nicht nur die Wohnung, sondern auch das daran stoßende Gärtchen mit der Witwe des Vorgängers von ihrem verstorbenen Gatten zu theilen. Sie setzte dem lieblosen und heimtückischen Benehmen dieser Megäre, die sogar ihre sorgfältig besäeten und bepflanzten Gemüsebeete, 'nach dem Zeugniß der Nachbarn, mehr als einmal verwüstete, stets den sich nie verläugnenden frommen, gelassenen, aber doch festen Sinn entgegen, und erhielt so den häuslichen

Frieden. Uebrigens fand sie den genügendsten Ersatz für jeden Verlust und für jedes Entbehren in den beiden fröhlich aufblühenden Kindern. Dorothea war nur um ein Jahr älter, als Friedrich. Die Abgeschiedenheit, worin die Kleinen aufwuchsen, machte eins dem andern mit jedem Tage unentbehrlicher. Sie liebten sich mit kindlicher Schwärmerei, und nicht selten ließ die Schwester den aufrichtigen Willen laut werden, für jedes Vergehn des Bruders die Schuld auf sich zu nehmen, und statt seiner dafür zu büßen. Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen hatten die Geschwister mit der übrigen Dorfjugend gemein. Die Knaben gingen zum Cantor, die Mädchen zum Organisten in die Schule. Friedrich war bald im Stande, der Mutter, während sie sich mit Handarbeiten beschäfftigte, aus der Bibel vorzulesen. Diese gab ihm aber, alles Bittens ungeachtet, das Buch niemals in die Hand, sondern bestimmte die vorzutragenden Kapitel mit kluger Auswahl. Bei der Erkennungsscene in der Geschichte Josephs und seiner Brüder versagte dem Knaben die Stimme, und er konnte vor Schluchzen lange nicht fortfahren. Bald ward es eine Belohnung musterhaften Betragens und außerordentlichen Fleißes, die Geschichte Josephs laut lesen zu dürfen.

An einem Frühlingsabend des Jahres 1770, als die Mutter nach der frugalen Abendmahlzeit in der Gartenlaube den Kindern so eben, wie sie oft pflegte, viel von des verewigten Vaters Kriegsreisen, mehr aber noch von seinen Tugenden erzählt hatte, brachte die Magdeburger Botenfrau einen Brief mit einem Siegel, das herrnhuthische Fahnenlamm vorstellend. „Ach! vom lieben Herrn Schwager in S a l z a!" war der freudige Ausruf der Gutes ahnenden Empfängerin. Friedrichs zweiter Oheim väterlicher Seite, Diaconus in der Stadt G r o ß e n = S a l z a (durch ihre Gradirwerke und Salzpfannen den preußischen Landen von hoher Bedeutendheit), gab in diesem Schreiben den angelegentlichen Wunsch zu erkennen, des unvergeßlichen Bruders einzigen Sohn um so mehr als den seinigen betrachten zu dürfen, da er fest entschlossen sey, sich niemals zu verheirathen. Er endete mit der Versicherung, väterlich für den Knaben zu sorgen, und ihn vorzugsweise nur das lernen zu lassen, wozu er die entschiedensten Anlagen in ihm entdecken würde.

Die Mutter, hocherfreut über die günstige Schicksalsfügung, brachte nun unverzüglich die kleine Mitgabe des, zufolge ihrer Hoffnung in jeder Hinsicht geborgenen Sohns in Ordnung, und führte ihn selbst in die Arme seines guten Oheims, der den Pflegling mit warmer Herzlichkeit aufnahm, eben so wie die Tante, eine schöne, ungefähr neunzehnjährige Jungfrau, welche dem Hauswesen des Bruders vorstand. Diese galt in der ganzen Gegend wegen ihres angebauten Verstandes und gebildeten Geschmacks für eine merkwürdige Erscheinung, und gar nicht mit Unrecht, wie solches unter andern auch ihre Briefe an den edlen Dichter von Köpken, den Stifter des, unter dem Namen der Mittwochsgesellschaft in Magdeburg noch bestehenden litterarischen Vereins, unwidersprechlich beurkunden. Die Schriften von Klopstock, Wieland, Lessing, Uz, Gellert, Rabener, Zachariä und Geßner standen in ihrer kleinen, aber erlesenen Büchersammlung oben an; dann folgten die bremischen Beiträge, die Litteraturbriefe und einige Erbauungsbücher von Spalding, Tiede, Sturm und Pazke. Diese Zierde ihres Geschlechts, die in Absicht auf ächte Geistescultur dem Zeitalter, worin sie geboren wurde, vorausgeeilt war, machte sich eine besondere Angelegenheit daraus, der Geschmacksbildung des Neffen, der sich ihr Wohlwollen in hohem Grade zu erwerben gewußt hatte, auf jede Weise förderlich zu seyn. Alles, was in ihren Lieblingsbüchern sie des Knaben Fassungsvermögen irgend nur angemessen glaubte, mußte dieser, nach vollbrachtem Tagewerk in der Stadtschule, theils vorlesen, theils abschreiben, und mitunter auch auswendig lernen. So wußte er in kurzer Zeit mehrere von Gellerts Erzählungen und Geßners Idyllen mit Geläufigkeit, und, nach dem Urtheil der Tante, nicht ganz ohne Gefühl und Ausdruck herzusagen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß von Geßners Hirtendichtungen diejenigen ungewählt blieben, worin der kleine Amor zu mancherlei losem und muthwilligem Spiel auf Rosenblättern durch die Luft schwimmt. Mit solcher heitern Gedächtnißübung trat eine andre in etwas nebelhaften Contrast. Der Oheim, ein redlicher, pflichtgetreuer, gelehrter und kanzelberedter, nur durch immer zunehmende Kränklichkeit etwas verstimmter Mann neigte zu dem, durch die Aebte Steinmetz und Hähn von Kloster Berge ausgegangenen

Pietismus, und stand auch mit einigen Mitgliedern der benachbarten Herrnhutercolonie zu Gnadau in vertrautem Umgang. Sein Pflegesohn, dem er der sorglichste und liebevollste Vater war, mußte von Zeit zu Zeit Lieder aus dem alten magdeburgischen Gesangbuch auswendig lernen, und vorzugsweise solche, worin die mystischen Symbole und Embleme der Nachfolger Zinzendorfs am wenigsten gespart waren. Dessen ungeachtet nahm er, als ehemaliger eifriger Beförderer der vorgenannten Mittwochsgesellschaft, lebhaften Antheil an den Fortschritten der vaterländischen Litteratur, und hatte jedesmal große Freude, wenn Köpken, Pazke, Funk, Sturm und andre gelehrte Bekannte einige Stunden unter seinem Dache fröhlich zubrachten. Da wurden denn die neuesten Bände der allgemeinen deutschen Bibliothek mit rücksichtloser Unpartheilichkeit beurtheilt, oder irgend ein vorzügliches Musenproduct mitgetheilt. Indem der adoptirte Sohn vom Hause in einem entfernten Winkel des Zimmers dem Scheine nach sich mit etwas anderm zu schaffen machte, war er einer der aufmerksamsten Hörer dieser Verhandlungen, ungeachtet ihm wer weiß wie vieles davon dunkel und unbegreiflich vorkommen mußte. Schon damals wirkten harmonische Verse mit einer Art von Zauber auf sein Ohr, und es war ihm daher ein wahres Fest, wenn Pazke, der in Magdeburg und seinen Umgebungen für den größten Declamator galt, eine neue Ode von Ramler vortrug.

Des Oheims kränkelnder Zustand ward immer bedenklicher. Die Symptome der Schwindsucht zeigten sich bald unverkennbar. Er starb 1771. Die Schwester zog nun mit ihrem zum zweitenmal vaterlos gewordenen Neffen, wieder nach Krakau in das Elternhaus, wo der fromme Greis Matthias Matthisson und seine ehrwürdige Gattin Tochter und Enkel nach Patriarchenweise aufnahmen. Des letztern Mutter und Schwester kamen zum Besuch, um ihn wieder nach Hohendodeleben abzuholen. Das wollte der Großvater aber keineswegs zugeben, sondern verhieß mit Freuden, so lange Vaterstelle bei dem Knaben zu vertreten, als Gott ihm das Leben noch fristen würde. Der treue Seelsorger und Rathgeber seiner Pfarrkinder ward nun im hohen Alter noch der Lehrer des zweimal verwaisten Enkels, mit einem so unermüdlichen Eifer

und einer so strengen Regelmäßigkeit, als wenn von gar keinem andern Berufswerk die Rede gewesen wäre. Er hatte die Genugthuung, sein redliches Bemühn im Ganzen durch des Lehrlings aufrichtiges Wollen und regen Fleiß vergolten zu sehen. Als dieser das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, erklärte der treffliche Mentor, daß er keineswegs im Wissen und Können hinter seinem Alter zurückgeblieben sey, besonders in den Sprachen von Griechenland und Rom, die er als die solidesten Grundlagen zu allem Nützlichen und Schönen betrachtete, und für die er folglich dem Zögling überwiegende Vorliebe einzuflößen gestrebt hatte. Hierzu gesellte die Tante eine noch immer gedeihlich fortwirkende Thätigkeit für Friedrichs Geschmacksbildung. Er war dieser Wohlthäterin seiner Jugend mit einer Dankbarkeit hingegeben, die an Schwärmerei gränzte. Sie erschien ihm als der Inbegriff aller Geistesvollkommenheit im Reden, und aller Herzensvollkommenheit im Handeln. Ihm war kein größeres Glück bekannt als ihr Beifall, und kein größeres Unglück als ihr Mißfallen. Ermunterungen und Warnungen, von ihr ausgesprochen, waren ihm gleich wichtig und gleich unvergeßlich. So näherte sich Friedrich im Pfarrhause zu Krakau, unter heitern und freundlichen Vorzeichen, dem Uebertritt in das Jünglingsalter. Eines Abends, als er der Tante die ersten Rosen aus dem Gärtchen bringen wollte, das er selber anbaute, fand er sie nicht im Wohnzimmer, wo sie um die Stunde gewöhnlich ihrem Vater die Zeitungen vorlas. Plötzliches Uebelseyn hatte sie befallen, das in Kurzem sich als hitziges Fieber ankündigte. Nach wenigen Tagen folgte sie dem vorangegangenen Bruder. Dies war der erste gewaltige Schlag, der das innere Wesen Friedrichs und seinen angebornen Frohsinn erschütterte. Er war unzertrennlich von der Leiche, sprach zu ihr und bat sie mit dem Tone der Verzweiflung, ihm doch zu antworten. Wie man den Sarg einsenkte, war ihm zu Muthe, als ginge vor seinen Augen die Welt unter. Jeder Abend fand ihn am Grabe der Verklärten, und niemals ohne Zweig oder Blume aus dem eignen Gärtchen.

Von jetzt an wurden die Stellen aus Klopstocks Messias, welche die Verstorbene wenige Wochen zuvor mit ihm gelesen hatte, ihm zur Lieblingsunterhaltung. Sein kräftigster Trost aber waren der Engländerin Eli-

sabeth Rowe Sendschreiben von Verstorbnen an Lebende, weil sie den Glauben in ihm befestigten und stärkten, daß es den Geistern der Abgeschiedenen vergönnt sey, die Pfade der Hinterbliebenen segnend und mitwissend bis zur Wiedervereinigung zu umschweben. Die Eltern trauerten in sich gewendet und schweigend. Niemand vermochte dem greisen Vater nach der Trennung vom Liebling seines Herzens noch ein Lächeln abzugewinnen. Er überlebte die einzige Tochter nur wenige Wochen. Sein Hinscheiden erfolgte 1773 mit den fallenden Blättern. Die lauten Klagen der Pfarrkinder, von denen er die meisten getauft, confirmirt und getraut hatte, waren die schönsten Lobreden des Unbescholtnen und Gesegneten. Da Friedrich fast jeden Tag davon Zeuge seyn konnte, (denn er war oft sein Begleiter zu Hülfsbedürftigen und Kranken), wie der Verewigte gleich einem Schutzgeist in der Gemeinde waltete, und wie diese dagegen wieder von ihrer Seite mit jedem Tage einmüthiger darauf bedacht war, durch Erfreulichkeiten mancher Art sich ihm dankbar und liebreich zu erweisen, so bildete sich nach und nach in seinem Gemüth der fest bestehende Wunsch, daß ihm das Loos eines Dorfpredigers fallen, und er dieses Loos im unbeneideten und geräuschlosen Wirkungskreise des Großvaters würdig erfüllen möge.

Der verdienstvolle Frommann war Abt zu Kloster Berge. Er hatte dem von ihm geschätzten Prediger in Krakau vor geraumer Zeit schon das Wort gegeben, seinen Enkel unter die Freischüler des Pädagogiums aufzunehmen. Dem gemäß nun bezog der junge Matthisson jene berühmte Lehranstalt, deren Gebäude, hart an den südlichen Festungswerken von Magdeburg und nicht fern vom Elbufer gelegen, mit ihrem hohen Rüsterngange ansehnlich und malerisch in's Auge fielen. Hier that sich ihm ein ungewohnter und neuer Schauplatz auf, besonders im Betreff des Tons, welcher damals in Worten und Benehmen unter dem zahlreichen, größtentheils aus Adlichen bestehenden Schülerpersonale vorherrschte. Fast alle Studirende, selbst die jüngsten von ihnen, suchten vor der Zeit, entweder den Officier oder Academiker zu spielen, und wem es ernstlich darum zu thun war, als ein würdiges Mitglied vom sogenannten Renommistenorden anerkannt und gepriesen zu werden, der durfte sich, wie

die jungen Herrn sich ausdrückten, von keinem Präceptor etwas bieten lassen. Hieraus entsprang eine permanente, höchst ärgerliche Opposition des Lehr- und Lernstandes. Nur wenigen Individuen des erstern gelang es, durch überwiegende Talente, feinere Weltsitte und männliche Haltung dem rohen Haufen Achtung und Folgsamkeit abzugewinnen. Die ordnungliebenden, rechtlichen und fleißigen Schüler, deren Zahl übrigens gar nicht unbeträchtlich war, konnten gegen die tonangebende Partei niemals aufkommen, und bildeten deshalb unter sich eine stille Gemeinde, die, den rechten Gebrauch der Schuljahre unverrückt vor Augen und im Herzen, sich die Neckereien und Pagenstreiche der luftigen Wildfänge, die in Tressenkleidern und Federhüten einher stolzirten und sich mitunter auch schon auf den Degen forderten, wenig oder gar nicht kümmern ließ. Eins der achtungswerthesten Mitglieder der stillen Gemeinde war ein Berliner, Namens Coppius. Dieser vortreffliche Jüngling, der mit achtzehn Jahren bereits Mann war, hatte sich das Gesetz als heilig vorgeschrieben, jeden ahnungslosen und unverdorbenen Ankömmling vor physischer und moralischer Gefahr liebevoll zu warnen. Da Matthisson seinem prüfenden Blick als ein solcher erschien, so war er ohne Zeitverlust eifrig darauf bedacht, sich ihm zuvorkommend und freundlich anzunähern. Bald hatte man gegenseitig ein offnes und herzliches Verhältniß begründet. Der ältere Freund verlor den jüngern fast niemals aus dem Gesicht, und ertappte die Verführung, so oft sie dem Unerfahrnen eine Schlinge bereitete, jedesmal auf der That. Durch die Lesung von Lavaters Tagebuch eines Beobachters seiner selbst, die Coppius ihm angelegentlich empfahl, ward sein Gewissen zwar auf einen Grad verengt, daß es ihm ein sündhaftes Beginnen schien, in fremdem Garten eine abgefallene Frucht aufzulesen; aber im Allgemeinen hat sie doch zur Gesunderhaltung seines geistigen und körperlichen Menschen bedeutend mitgewirkt.

Während eines Ferienaufenthalts in Hohendodeleben bei Mutter und Schwester, lernte Matthisson den jungen Rosenfeld kennen, dem der Vater schon vor mehrern Jahren als Prediger im benachbarten Dorfe Hohenwarsleben verstorben war, und welcher sich nun auf dem Kloster unsrer lieben Frauen in Mag-

deburg zur Universität vorbereitete. Beide Jünglinge fühlten schon bei'm ersten Sehen sich zu einander hingezogen, und schlossen einige Tage später den Vertrag, jeden Gedanken und jedes Gefühl durch Red' oder Schrift in Zukunft immer brüderlich umzutauschen. So ging es auch in Erfüllung bis zu Rosenfelds Tod. Poesie und Musik waren die Zielpuncte seines geistigen Strebens, und also Klopstock und Gluck, wie sich das jedem Kunstgeweihten von selbst darstellen muß, die gefeiertesten Heroen seines aufkeimenden Genies. Nur um den Wünschen einer geliebten Mutter nicht unkindlich zu begegnen, widmete der feurige Jüngling vor der Hand sich dem Studium der Theologie.

Im Garten von Kloster Berge, unter den hohen Rüsterngewölben des nicht unpassend also getauften Poetenganges, dichtete Friedrich Schmit, Lehrer der englischen und italienischen Litteratur und Sprache am dortigen Pädagogium, seine schönsten Lieder an Stella, welche die frühern Göttinger Musenalmanache bekannt machten. Durch diese schwärmerischen Ergießungen eines tiefen und innigen Gefühls, im Geiste Petrarca's, noch mehr aber durch das freundliche Aufmuntern ihres humanen Verfassers, entglomm zuerst in der Seele Matthissons die Liebe zur Dichtkunst, die kurz darauf durch Hölty's Gesänge noch stärker angefacht wurde. Der einzige lyrische Versuch aus jener Zeit, welcher durch alle Ausgaben seiner Poesien sich erhielt, und woran er niemals eine Sylbe änderte, ist ein von mehrern Tonkünstlern in Musik gesetztes Lied, überschrieben: die Betende. Er behielt für das kleine Jugendgedicht stets besondere Vorliebe, weil der Gegenstand, welcher es veranlaßte, wenn auch schon längst in die Stille der Geisterwelt übergegangen, in allen Lagen und Verhältnissen der spätern Jahre dennoch seinem Herzen immer gleich theuer und unvergeßlich blieb. Er wagte nun auch metrische Uebersetzungen aus Horaz und Anakreon. Von den letztern ließ Borheck, sein griechischer Sprachlehrer, einige drucken in den Klosterbergischen Vorlesungen über Anakreons Lieder. Gotters Uebersetzung von Gray's Kirchhofselegie, und Heinse's Biographie Tasso's trieben ihn mächtig an zur Erlernung des Englischen und Italienischen, wozu sich auch erwünschte Gelegenheit fand.

Dusch und Meinhard erhöhten, durch ihre Verdeutschungen aus beiden Sprachen, in ihm den Eifer, sich darin zu vervollkommnen. Heinse's glänzend colorirtes Gemälde vom Leben und Leiden des großen Torquato Tasso setzte seine Phantasie dermaaßen in Gluth, daß er, trotz der Gefahr, im Ertappungsfall dafür zu dreitägigem Stubenarrest verurtheilt zu werden, eines Abends, nach der Betstunde, sich noch in den Garten stahl, um unter dem Laubgewölbe des Poetenganges mit den schönen Leonoren Gespräche zu halten, und in den paradiesischen Gefilden von Sorrento, unter blühenden Orangenwipfeln, sich idealische Welten zu träumen. Auch machte Heinse Raphael, den Maler, ihm in dieser Lebensperiode, wo er nur noch von Raphael dem Erzengel predigen und catechisiren gehört hatte, zuerst bekannt und wichtig durch die Zergliedrung der Schönheiten eines Haupt-Bildes von dem göttlichen Meister in der Düsseldorfer Gallerie, welche Wielands jugendlicher Mercur der empfänglichen und dankbaren Lesewelt im Jahr 1776 mittheilte.

Alles was Matthisson in Versen oder Prosa ausarbeitete, wurde dem treuen Rosenfeld zu strenger Beurtheilung mitgetheilt. Die wöchentliche Correspondenz der beiden Freunde dauerte bis zur Abreise nach Halle, wo sie Stubengenossen wurden, regelmäßig fort. Rosenfelds erste Dichterversuche waren Oden, in welchen er seinem großen Vorbilde, Klopstock, nicht ohne Kühnheit und Feuer nachzufliegen strebte. Schummel, damals Rector des Klosters Unsrer lieben Frauen, der sich immer als ein strenger Kunstrichter angehender Musenjünger bewies, fällte darüber ein günstiges Urtheil und war der Meinung, Rosenfeld könne dereinst ein ausgezeichneter Dichter werden. Späterhin that Rolle, bei Gelegenheit seiner ersten musicalischen Compositionen, den Ausspruch, daß er auch als Tonsetzer zu nicht minder vortheilhaften Hoffnungen berechtige.

Der Abt Frommann starb, von vielen Redlichen betrauert, und Resewitz ward von Kopenhagen, wo er als Prediger sich einem zahlreichen Publicum beliebt gemacht hatte, zu seinem Nachfolger berufen. Die Erwartungen, welche man von dem berühmten Verfasser des

Buches von der Erziehung des Bürgers, als umsichtigen und weisen Schuldirector, gefaßt hatte, blieben, wie die Folge deutlich zu Tage brachte, großentheils unerfüllt, woran wohl der schroffe Despotismus, womit er die meisten Lehrer, und die parteiische Nachsicht, womit er manche Schüler behandelte, hauptsächlich Schuld waren. Friedrich Schmit und andre wackere Männer nahmen ihren Abschied. Auch verminderte mit jedem Jahre sich die Anzahl der Studirenden, ohne, bis zur letzten traurigen Katastrophe des Klosters Berge, jemals wieder beträchtlich zuzunehmen. Der Verlust Friedrich Schmits ward indeß, in manchem Betracht, mehr als doppelt wieder ersetzt durch Christian Gottlieb Perschke aus Insterburg, einen jungen Mann von vielseitiger, besonders philologischer Gelehrsamkeit, feinem Geschmack, rastlosem Fortstreben und feuriger Einbildungskraft. Nur entfernte sein entschiedner Enthusiasmus für geniale Neuerer, von denen hier besonders Basedow genannt werden muß, ihn bisweilen allzuweit von der goldnen Mittelspur. Heyne zählte ihn zu seinen vorzüglichsten Schülern. Auch stand er zu Göttingen in genauerer Beziehung mit einigen Mitgliedern des dortigen Dichterbundes, besonders mit Hölty. Ein Sterblicher, der diesen liebenswürdigen Sänger nicht nur von Angesicht gesehen, sondern sogar sich seines täglichen Umgangs erfreut hatte, mußte Matthissons Augen sehr natürlich als ein bedeutendes Wesen erscheinen. Auf jede Weise war er daher um des neuen Lehrers Wohlwollen bemüht. Offen und herzlich begegnete dieser dem Wunsch des Jünglings, und ging unvermerkt in das Verhältniß des Vertrauten und Freundes aus dem des Lehrers und Vorgesetzten über. Rosenfeld ward mit in dieses Bündniß gezogen, fühlte sich aber weniger zu Perschke, als zu dem rühmlich bekannten Philologen und Alterthumsforscher Gurlitt hingeneigt, der um diese Zeit als Oberlehrer zu Kloster Berge angestellt worden war.

Perschke widmete dem jungen Freund die meisten seiner Nebenstunden. Er las mit ihm, zur Uebung im Englischen, Addisons Zuschauer und Macphersons Ossian, erwärmte für das Hebräische den etwas erkalteten Eifer auf's Neue dadurch, daß er ihn die von Herder

in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts meisterhaft verdeutschten Bibelstellen mit dem Grundtext vergleichen ließ, wandte sein Erkenntniß- und Beurtheilungsvermögen so viel als möglich von einseitiger Anschauung ab, und suchte vor allen Dingen ihm die Gewohnheit unbedingt anzueignen, täglich nicht nur etwas Nützliches oder Schönes auswendig zu lernen, sondern auch etwas Selbstgedachtes oder Selbstempfundnes zu Papier zu bringen. Oft hieß er ihn auch Monologe aus Shakspeare declamiren, den er für das größte Dichtergenie aller Zeiten erklärte, und trug dann Hamlets *To be or not to be* gewöhnlich selber vor, wobei er in Ton und Geberde Brockmann zu copiren suchte, dessen warmer Bewundrer er zu Hannover geworden war. Das Kunststück mißlang ihm auch um so weniger, da er wirklich in Gang, Statur und Organ manches mit Brockmann gemein hatte.

Die Rohheit und Verwilderung in Treiben und Rede, womit, wie schon oben bemerkt ward, ein großer Theil der Studirenden befangen war, sahen die Vorgesetzten mit großem Wohlgefallen seit Jahr und Tag entweder sich merklich mildern, oder auch ganz und gar verschwinden; aber keineswegs durch Lehren vom Catheder und Exempel im Lebenskreise, sondern durch die drei Romane: Werther, Siegwart und Sophiens Reise, deren Lesung unter den jungen Leuten an der Tagsordnung war, und eine merkwürdige Sittenreform hervorbrachte. Nur wegen der moralisch-gleichen Wirkungen konnten diese ästhetisch-ungleichen Geisteswerke hier neben einander gestellt werden. Wie viel aber eigentlich bei dem Tausch gewonnen, und ob schlechterdings gar nichts dabei verloren wurde, das dürfte zur allseitigen Befriedigung strenger und eigensinniger Moralisten, wenigstens nicht auf den ersten Wink zu erörtern seyn. Aber zu den erwiesenen Thatsachen gehört es, daß nach der wunderbaren Revolution die Schlägereien allmählig aufhörten, der geheimen Spielgesellschaften weniger wurden, die zuchtlosen Bücher, welche Perückenmachergesellen aus Leihbibliotheken zutrugen, keinen Eingang mehr fanden, das Verhalten gegen die Vorgesetzten eine Art von Geschliffenheit annahm, und von Insolenzen gegen diese geplagten Männer kaum noch die Rede war. Die Zeit, welche

von aufgegebenen Klassenarbeiten übrig blieb, wandten mehrere junge Leute nun dazu an, Tagebücher zu führen, poetische Anthologien aus den Musenalmanachen zusammenzutragen, oder Episteln voll religiöser Minneschwärmerei an überirdische Lotten, Marianen und Julien zu dichten. Auch an Miller und Hermes wurden Dank- und Lobschreiben gerichtet. Letzterer antwortete, zur hohen Freude eines dieser jugendlichen Briefsteller, im herzlichsten und geistreichsten Tone von der Welt. Um, wie Werther, auf romantischen Spaziergängen den Homer dereinst in der Urschrift lesen zu können, lernten zwei Schüler mit größtem Fleiß und Eifer die bisher als drückenden Schulzwang von ihnen vernachlässigte Sprache des Mäoniden. Als der ehrwürdige Abt Jerusalem gerade in dieser seltsamen Romanenperiode mit seinen Töchtern der Familie des Abts Resewitz einen Besuch machte, lief die Kunde davon sogleich von Zimmer zu Zimmer, und bald hörte man überall die Frage: „hast du schon die Schwestern Werthers gesehen?" Nur von fern sie erblickt zu haben, galt für ein beneidenswerthes und unvergeßliches Glück. Uebrigens läßt sich historisch darthun, daß von allen damals verwertherten Schuljünglingen zu Kloster Berge Göthe's Meisterwerk nicht nur keinen zum Selbstmord verleitet, sondern vielmehr noch manche derselben angefeuert habe, sich näher mit Mutter Natur und ihren Schooßkindern Homer und Ossian zu befreunden.

Schon längst brannten Rosenfeld und Matthisson vor Begierde, Friedrich den Großen, welchen sie mit Stolz ihren Landesvater nannten, von Angesicht kennen zu lernen. Daher wanderten sie im Sommer 1777 nach dem Dorfe Körbelitz unweit Magdeburg, wo der Monarch über die Regimenter der Provinzen Magdeburg und Halberstadt Heerschau halten sollte. Sie staunten den hochgefeierten Verewiger und Emporbringer eines der kleinsten Königreiche von Europa mit einer Bewunderung an, als ob er ein Xenophon oder Epaminondas gewesen wäre, und hörten zum ersten wie zum letztenmale die Harmonie seiner unglaublich wohlklingenden Stimme. Es ist beglückend, außerordentlichen Männern gerade in Momenten zu begegnen, wo sie einen kräftigen Pinselstrich zu ihrer eignen Charakteristik liefern. So

ging es den beiden Freunden mit Friedrich dem Großen. Bei'm Abreiten aus dem Standquartiere, der gewohnten Dorfschenke, hätte der kürzeste Weg zu den versammelten Heerschaaren durch eine fröhlich aufsprießende Saatbreite geführt. Schon zeigten sich einige Männer der Umgebung bereit, hineinzusprengen, als der König nicht mit unwilligem, aber kalt befehlendem Tone die denkwürdigen Worte sprach: „Meine Herrn! wir müssen die Hoffnungen armer Leute respectiren." Ein weiter Umweg war die Folge dieses humanen Herrscherworts.

Perschke war ein eifriger Freimaurer. Das Wohl des Ordens lag ihm fast eben so sehr am Herzen, wie das Wohl seiner Freunde. Er schlug daher ungesäumt, als hätt' es die Erfüllung einer Gewissenspflicht gegolten, der Magdeburger Loge, worin er als Bruder Redner in Ansehn und Achtung stand, Rosenfeld und Matthisson zu Mitgliedern vor. Die Sache ward mit so günstigem Erfolg von ihm betrieben, daß die Freunde, trotz ihrer maurerischen Minderjährigkeit, nach einem Ballotage ohne schwarze Kugel, der Aufnahme werth erfunden und am nämlichen Abend zu Lehrlingen eingeweiht wurden. Dankbar erkannten beide während ihres akademischen Lebens, daß die Freimaurerei sie vor den gefährlichen Thorheiten der Winkelorden bewahrte, und sie näher mit vielen guten und weisen Männern in Beziehung setzte, deren Beispiel und Lehre auf ihre moralische und wissenschaftliche Bildung nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb.

Im Frühjahr 1778 überraschte Perschke die Freunde durch den Vorschlag, ihn auf einer Lustfahrt nach Dessau zu begleiten, um dem Philanthropin Basedows, worauf die Blicke von ganz Deutschland gerichtet waren, und auch dem schönen Landschaftsgarten von Wörlitz den lange von ihm projectirten Besuch zu machen. Ein wohlgezogener und gutmüthiger Jüngling aus Holstein, Namens Hedemann, den die Eltern der besondern Aufsicht Perschkes vertraut hatten, war ebenfalls von der Partie.

Die fröhliche Reisegesellschaft wohnte, kurz nach ihrer Ankunft in Dessau, der Gottesverehrung im Betsaale des Philanthropins bei, der mit Blumengewinden

und Tangelreis festlich verziert war. Basedow hielt eine Rede voll Kraft und Salbung über die Pflichten des kindlich gesinnten Zöglings gegen den väterlich gesinnten Lehrer. Die Zöglinge, fast alle von freiem Ausblick und blühender Gesichtsfarbe, trugen gestutztes Haar und gleichförmige Kleidung. Kein Federhut unterschied, wie zu Kloster Berge, den Edelmann vom Bürgerlichen, eben so wenig als eine reichlicher besetzte Tafel. Der Fürst von Dessau und seine Gemahlin, durch die edelste Wohlgestalt vor allen Anwesenden ausgezeichnet, fehlten selten in diesen wahrhaft erbaulichen und herzerhebenden Sonntagsversammlungen. Nach der Gottesverehrung machten die Fremdlinge im Garten des Philanthropins, der in umgitterten Quadraten unter die Zöglinge vertheilt war, Basedows Bekanntschaft. Die Physiognomie des finstern Mannes gehörte zu den urkräftigen und kernhaften, welche man häufig auf Albrecht Dürers und Lukas Kranachs Gemälden antrifft. Sein Sprechen war kurz und gediegen, wie der altrömische Steinschriftenstyl. Einen schönen Knaben von ungefähr acht Jahren stellte Basedow den Reisenden vor, indem er sagte: „Das ist unser Erbprinz. Er lernt itzt gehorchen, um einst befehlen zu können."

Perschkes Enthusiasmus für Alles, was er im Dessauer Erziehungsinstitute sah und hörte, sprühte nicht in Funken, sondern schlug in Flammen auf. Matthisson that im Stillen den Wunsch, nach vollbrachtem Universitätswerke hier in die Reihe der Lehrer zu treten. Hedemann hatte so großes Wohlgefallen am Thun und Wesen der Philanthropisten gefunden, daß er, um der Natur auch wieder näher zu rücken, gleich diesen ihren zwanglosen Kindern, sich, mit Perschkes freudiger Zustimmung, unverzüglich das Haar stutzen ließ.

Die Parkanlagen von Wörlitz übertrafen selbst Perschkes Erwartungen, die doch gewiß immer viel näher an den Sternen, als am Erdboden hinstreiften. Für Matthisson blieben sie, sogar im Laufe seines vieljährigen Reiselebens, das Musterbild einer landschaftlichen Gartenschöpfung. Die Freunde feierten hier das Bundesfest ihrer Verbrüderung, und einen seligern Tag hatten sie nie zuvor mit einander durchlebt. Wie aus Ei-

nem Munde quoll der Wunsch, nach Jahren in diesem, aus Dichterträumen in Wirklichkeit übergegangenen Elysium, wenn auch nicht unter gleichen Umständen, doch gewiß mit gleichen Herzen wieder zusammenzutreffen.

Um die Gondelfahrt auf dem See nicht allein zu machen, schloß gegen Abend ein Franzos sich der Gesellschaft an. Dieser glaubte dem herrlichen Park die glänzendste Lobrede zu halten, indem er ausrief: „*Ma foi! c'est Chantilly!*“ Das klang nicht viel anders, als wenn jemand nach Lesung der Messiade seinem Entzücken durch die Worte Luft machen wollte: „*Ma foi! c'est la Henriade!*“

Nach diesem angenehmen Ausflug schickten Rosenfeld und Matthisson sich zur Abreise nach der Universität an. Sie hatten die Schuljahre gewissenhaft benutzt, und, wie die Vorgesetzten sich darüber schriftlich erklärten, in Sprachen und Wissenschaften einen guten und soliden Grund gelegt. Zur Steuer der Wahrheit muß hier noch im Allgemeinen bemerkt werden, daß auf beiden Pädagogien die Sprach- und Wissenschaftsfächer größtentheils zweckgemäß und genügend besetzt waren. Zu Kloster Berge trug Lorenz, der verdienstvolle Uebersetzer des Euklid, auch Botanik nach dem Sexualsystem vor, woran Althof (jetzt königl. Leibarzt in Dresden), Walther (jetzt lutherischer Oberpfarrer in Dessau) und Matthisson den lebhaftesten Antheil nahmen. Letzterer bestieg in der Folge keinen Alpengipfel, ohne sich dieses Elementarunterrichts dankbar zu erinnern.

Die Trennung von Perschke wurde den beiden Freunden durch den Umstand noch um vieles bitterer, daß sie von diesem treuen Führer und Rathgeber in einem Augenblicke scheiden mußten, wo er sich mit Resewitz in Streitigkeiten verwickelt sah, die täglich einen ernsthaftern Charakter annahmen. Den ersten Anlaß dazu gab das Haarabschneiden des jungen Hedemann, welches der Abt für eine eigenmächtige Neuerung erklärte, und gegen Perschke, den er einen Begünstiger und Anhänger der philanthropischen Schwindler nannte, darüber in die bittersten Schmähungen ausbrach. Da dieser stürmischen Scene bald eine noch stürmischere folgte, so hielt es

Perschke für das Gerathenste, der Uebermacht aus dem Wege zu gehen, und verließ Kloster Berge, wo nach solchen Vorgängen, wie mit Sicherheit vorauszubestimmen war, ihm durch andre und andern durch ihn kein Heil mehr gedeihen konnte. Er lebte nun als Privatgelehrter zu Magdeburg, bis der Graf Burghaus unter vortheilhaften Bedingungen ihn zum Oberprediger auf seiner Standesherrschaft Sulau in Niederschlesien ernannte. Das Wohlwollen dieses begüterten und edeldenkenden Mannes, der als preußischer Rittmeister zu Aschersleben in Garnison stand, und sich stets mit ausgezeichnetem Eifer für das Freimaurerwesen thätig bewies, erwarb sich Perschke durch den Vortrag einiger Logenreden voll Energie, Geist, Feuer und Leben.

Kurz vor der Abreise nach Halle begleitete Matthisson seine Schwester noch zum Traualtare. Sie wurde die Gattin des Predigers Beust, der ihrem unvergeßlichen Großvater im Seelsorgeramte zu Krakau und Preßer nachgefolgt war. Die Mutter vertauschte das für sie jetzo völlig vereinsamte Witwenhaus in Hohendodeleben; auf der Tochter dringendes Verlangen, nun gegen die wohlbekannte Pfarrwohnung in Krakau.

Hier ist auch noch des bedeutenden Antheils Erwähnung zu thun, welchen der Dichter von Köpken, der in Magdeburg einem gastfreien, besonders durchreisenden Gelehrten und Künstlern offen stehenden Haushalt, viel Anmuth und Leben gab, an Rosenfelds und Matthissons ästhetischer Bildung hatte, besonders in Hinsicht auf die schöne Litteratur der Britten, Italiener und Franzosen. Beide durften während ihrer Schuljahre seine Wohnung wie die heimathliche betrachten, und fanden stets in ihm einen väterlichen und belehrenden Freund. Durch ihn wurden sie, bei'm Abgang nach der Academie, seinem nachmaligen Schwiegersohn Niemeyer angelegentlich empfohlen, der schon im Jünglingsalter durch die Charakteristik der Bibel und das religiöse Drama Abraham auf Moria zu einem vielgenannten Schriftstellernamen gelangte. Was ihnen Köpken im Laufe der Schulzeit gewesen war, das wurde Niemeyer ihnen im Laufe der Universitätszeit. Besonders that sein ansehnlicher Bücherschatz, namentlich in Bezug auf geschicht-

liche, philologische und antiquarische Studien, jedem ihrer litterarischen Wünsche die vollste Genüge. Was die Freunde noch außerdem zu diesem Thäter und Beförderer alles Guten und Schönen hinzog, war seine Vorliebe für Klopstock, die fast an Vergötterung gränzte, und welche sie, mit jugendlicher Schwärmerei, so innig theilten. Erst vor Kurzem hatte Niemeyer ausdrücklich die Reise nach Hamburg unternommen, um des großen Dichters persönliche Bekanntschaft zu machen. Durch die anziehenden Erzählungen von dieser Wallfahrt wurde das Verlangen der Freunde, Klopstocks Antlitz zu sehen und seine Stimme zu hören, um vieles noch erhöht, und ihrem Lebensplan von Stund' an eine Reise nach Hamburg mit eingeschaltet.

In Halle lebten die Freunde, in Gemäßheit ihres Lieblingswunsches, nun stets ungetrennt. Sie bewohnten das nämliche Zimmer und besuchten die nämlichen Hörsäle. Der Cursus der theologischen und philosophischen Wissenschaften ward, unter Semler, Nösselt, Knapp, Niemeyer und Eberhard, nach der hergebrachten Scala von ihnen durchmessen, und ohne namhaftes Hinderniß keine Vorlesung versäumt.

Rosenfeld betrat niemals die Kanzel, weil der Gedanke, den Tonsetzer mit dem Dichter in seiner Person auf das innigste zu vereinbaren, jeden Tag unumschränktere Herrschaft über ihn ausübte. Er nahm Privatunterricht im Generalbaß bei dem bekannten Musikdirector Türk, und versuchte sich in der Composition von eignen Gedichten, die den aufmunternden Beifall des Lehrers erhielten. Auch half er, mit warmer Liebe zur Sache, seinem Stubengenossen im Klavierspielen vorwärts, worin dieser vom Organisten zu Kloster Berge den ersten Unterricht erhielt. Durch gleichen Enthusiasmus für die Musik ward auch ein Freundschaftsband zwischen Rosenfeld und Spazier geknüpft, dessen Tenorstimme schon bei theatralischen Festlichkeiten in Rheinsberg vom Prinzen Heinrich von Preußen als volltönend und gefällig war anerkannt worden. Durch den Beitritt mehrerer tonkundigen Jünglinge bildete sich nach und nach ein musikalischer Verein zu wöchentlichen Uebungskonzerten. In einer andern Gesellschaft, die Mittwochs und Sonn=

abends zusammenkam, und welcher die beiden Freunde gleichfalls angehörten, wurden Homers Werke und die griechischen Tragiker gelesen. Wen eben die Reihe traf, als Uebersetzer und Ausleger aufzutreten, oder, wie die Jünglinge sprachen, den Professor zu spielen, der mußte sich wohl vorbereitet haben, und auf mancherlei Fragen und Einwürfe gefaßt seyn. Bürger und Stolberg wurden, als Uebersetzer der Ilias, fleißig mit einander verglichen, und, ähnlich dem großen Kampf zwischen den Gluckisten und Piccinisten, brach bei diesem Anlaß ein kleiner Kampf zwischen den Bürgerianern und Stolbergianern aus, nach dessen schneller Endigung beide Theile sich, wie gewöhnlich, den Sieg zuschrieben.

Durch einen Schweizer Namens Veith, der sich überall als dankbarer Zögling und feuriger Lobredner Lavaters ankündigte, wurde Matthisson bewogen, des letztern physiognomische Fragmente zu einem kurzen Studium zu machen. Klingt es vielleicht auch paradox, so bleibt es dennoch wahr, daß für ihn aus dieser Lectüre sich nur das dankenswerthe Resultat ergab, in Winkelmanns Werke tiefer einzudringen; denn es wurde dadurch ein brennendes Verlangen in ihm erweckt, sich den bildenden Künsten und ihren gepriesensten Werken vertrauter anzunähern.

Einige Versuche im Predigen, die Matthisson zu Holleben, einem sächsischen Dorfe unweit Lauchstädt, anstellte, mochten sich, mit ähnlichen in der Nachbarschaft von Halle verglichen, immer noch gut genug ausnehmen. Wenigstens gelang es ihm, die fleißig memorirten Kanzelreden ohne Stocken und Anstoß vorzutragen. Zu seiner nicht geringen Unlust aber hatte jede Predigt stechenden und beklemmenden Schmerz in der Brust für ihn zur unausbleiblichen Folge. Er suchte daher, nach eines geschickten Arztes wohl beherzigter Warnung, das reizende Bild von Goldsmiths ländlichem Presbyterium aus der Phantasie los zu werden, und beschloß, im Schul- und Erziehungswesen für den zerstörten Lieblingsplan Entschädigung zu suchen, weil ihm, ohne beträchtlichen Zeitverlust, wenigstens in der Nähe, kein anderes Wirkungsfach offen stand. Rousseaus Emil und Trapps Collegium über die Pädagogik, neben der entschiedenen Vorliebe für

das Dessauer Philanthropin, trugen zur Befestigung dieses Entschlusses unstreitig das meiste bei.

Die Bewohner der nächsten Dörfer um Halle waren in der That übel daran. Sie sahn sich nicht nur verurtheilt, den meistens gehaltlosen, oft mit Angstschweiß vor der Stirn mühselig herausgestotterten Probestücken unbärtiger Tugend- und Bußprediger zuzuhören, sondern auch oft noch höchst ärgerlichen Auftritten in der Kirche dabei zuzusehen; denn gewöhnlich suchten andre Studenten, die der Kanzel gegenüber sich in Reih und Glied stellten, dem Redner durch unverwandtes Anstieren und grimassirendes Gesichterschneiden, nach ihrer Sprachweise, das Concept zu verrücken. Auch ereignete sich damals der Fall, daß ein treuer Pudel, den ein Predigerstudent vor dem Gottesdienste sorgfältig eingesperrt hatte, von solchen Andachtstörern in Freiheit gesetzt, und seinem Herrn, zum gerechten Aergerniß der ganzen Gemeinde, auf die Kanzel nachgeschickt wurde.

Unter dem Titel Religionsvorträge schrieb Matthisson seine Predigten, mit strenger Sorgfalt revidirt und verbessert, sauber ins Reine, um damit in der Schriftstellerwelt zu debütiren, sobald ein Buchhändler sich zum Verlage des Werkchens würde geneigt finden lassen.

Auf einer Fußwanderung, welche die beiden Freunde nach Leipzig machten, in der Absicht eine Predigt von Zollikofer zu hören, wurde das Manuscript wirklich dem Verleger des Siegwart und anderer vielgelesenen Modebücher gegen ein mäßiges Honorar zum Verlagsartikel vorgeschlagen. Weygand gab es, nach einem flüchtigen Blick auf Titel und Vorrede, mit dem Bedeuten zurück, daß er mit solchen erbaulichen und andächtigen Schriften sich keineswegs befasse, denn dabei komme wenig oder gar nichts heraus. „Sollten Sie aber einmal", sprach er weiter, „einen hübschen Roman nach dem Geschmack des heutigen Lesepublicums zu Stande bringen, so könnten wir ja vielleicht alsdann des Handels einig werden. Was aber Ihre Predigten anlangt, so rathe ich Ihnen, sich damit an den Buchhändler * * * zu wenden, der aus purer Frömmigkeit dergleichen übernimmt. Neu-

lich kam wieder ein Andachtsbuch auf sein Lager, so herzbrechend, daß wenn Sie's einer alten Frau nur von fern zeigen, die schon in Thränen ausbrechen muß." Anstatt aber diesem Rathe zu folgen, faßte der junge Autor, dessen Empfindlichkeit durch den platten und skoptischen Ton des Mannes gereizt worden war, vielmehr den löblichen Vorsatz, vor der Hand nicht wieder als Verkäufer an die Thür eines Buchladens zu klopfen.

In den Osterferien 1779 führte der Postwagen die beiden Freunde nach Magdeburg. Hier trennten sie sich auf einige Tage, und jeder eilte dem Wiedersehn von Mutter und Geschwister entgegen. Am nächsten Maurertage trafen sie in der Loge zu den drei Kleeblättern zusammen. Hier lernte Matthisson den Major von H*** kennen, der sich im Gespräch als ein Mann von Bildung und Biederkeit ankündigte. Dieser lud ihn des folgenden Tags in seine Wohnung. Vertrauen und Wohlwollen wurden bald gegenseitig. Nach mancherlei Gesprächen that endlich Herr von H*** seinem Gast die Frage: „Haben Sie Berlin schon gesehn?" Auf die Verneinung derselben fuhr er fort: „Nun da wüßt' ich eine gute Gelegenheit für Sie, nach Berlin zu kommen. Es befindet sich daselbst ein achtjähriger Knabe, dessen Erziehung ich übernommen habe, in einer Pension, wo die Wirthschaft eben nicht viel taugen soll. Sie würden mir daher einen angenehmen Dienst erweisen, ihn von dort abzuholen. Wagen, Pferde und Alles, was zu der kleinen Reise sonst erforderlich seyn dürfte, werd' ich mit Vergnügen besorgen. Aber lange wird freilich in Berlin der Aufenthalt nicht währen können, denn ich möchte gern den armen Jungen recht bald unter besserer Zucht wissen." Diese bessere Zucht versprach sich Herr von H*** von der Bildungsanstalt für Knaben, welche der Prediger Herbing zu Nachterstädt, einem Dorf unweit Halberstadt, vor Kurzem eröffnet hatte.

Mit froher Bereitwilligkeit wurde der Vorschlag angenommen, und am folgenden Morgen die Reise schon begonnen. Alles konnte, der Zeitbeschränktheit wegen, in Potsdam sowohl als in Berlin, nur schneller Ueberblick seyn. In letzterer Stadt machte des Herrn von H*** gütiger Empfehlungsbrief einen Officier, der die Artigkeit

und Zuvorkommenheit selbst war, zu des vielfach überraschten Fremdlings Wirth und Führer.

Auf Döbbelins damals berühmter Schaubühne wurde der Deserteur mit Monsigny's Musik dargestellt. Demoiselle Niklas, der Liebling des Publicums durch Wohlgestalt, Spiel und Stimme, sang so wunderschön, daß man, wie folgenden Tags an der Wirthstafel ein muntrer Theaterfreund berichtete, in allen Straßen und auf allen Kaffeehäusern nichts anders mehr trällern oder pfeifen hörte, als:

Mein Schäferstab ist fort.

Ramler nahm den Studenten, dessen Musenliebe schwer zu verkennen war, nicht nur freundlich auf, sondern hatte sogar die Gefälligkeit ihn zu Bernhard Rode, den von ihm dichterisch gefeierten Historienmaler, zu führen. Nach Ramlers Behauptung hatte zu jener Zeit ein Reisender, der die Gemälde dieses Künstlers unbeachtet ließ, in Berlin gar nichts gesehen. Unserm Reisenden, der noch keine Vergleichung anstellen konnte, weil ihm noch nichts Höheres und Vollendeteres erschienen war, kam es in der That vor, als habe der deutsche Horaz in dem schönen Gedicht auf Bernhard Rode, so hoch er ihm darin den Rang als Maler auch anweist, dennoch Ziel und Maaß nicht allzuweit aus dem Auge verloren.

Herrn von H***s Pflegling wurde nun von der alten Französin, die bisher ihn mehr aufgefüttert als aufgezogen hatte, der neuen Behörde nicht ohne sichtbaren Gegenwillen übergeben, und mit seiner gesammten fahrenden Habe sogleich in den Wagen gepackt. Der kleine Hurone war noch nie vor das Thor gekommen. Er mahnte daher nicht selten, durch den Ausdruck seines Erstaunens über hundert ihm neue und unerhörte Gegenstände, an Cheseldens Blinden, als man ihm zum erstenmal von den geöffneten Augen die Binde losknüpfte. Matthisson begleitete den Knaben, auf des Pflegevaters dringendes Verlangen, noch von Magdeburg bis Nachterstädt, als dem erwählten Ort seiner Bestimmung, wo er wenigstens gesunde Landluft einathmen, und in Gottes freier Natur sich frei entwickeln konnte.

Auch Herbings Institut gehörte zu den schnell vorüberleuchtenden Erscheinungen dieser pädagogischen Reformationsepoche. Nach einem geringen Zeitraum von Ruf und Ansehn, ward es durch allerlei Wunderlichkeiten und Mißgriffe gänzlich aufgelöst.

Bei der Wiederkehr zu den Hörsälen von Halle, fanden die Freunde den berüchtigten D. Barth in voller Strebsamkeit, unter dem Burgfrieden der preußischen Toleranz auf dieser Universität festen Fuß zu fassen, welches dem gewandten und menschenkundigen Mann im Allgemeinen auch nicht mißlang. Er machte sein ausgezeichnetes Talent für die Declamation in öffentlichen Vorlesungen über die Rhetorik mit glänzendem Erfolg geltend, indem er erlesene Stellen aus Klopstocks Messias als ein Meister vortrug. Zunächst hierdurch erwarb er sich den Beifall und die Theilnahme der akademischen Jünglinge. Daß durch schöne Declamation einem schönen Gedicht erst eigentlich der Stempel der Vollendung aufgedrückt werde, davon wurden Beweise durch Barth aufgestellt, welche nichts zu widerlegen übrig ließen. Wenn Matthisson als Vorleser in der Folge nicht ungern gehört wurde, so war dies einzig und allein den elektrischen Funken zuzuschreiben, die von des hinreißenden Redners Catheder sprühten. In zahlreicher Gesellschaft erzählte Barth einen charakteristischen Zug seines Jünglingslebens, der nirgends aufbewahrt wurde, aber der Aufbewahrung werth ist. Nicht auf einem Dorfe, sondern in der Vaterstadt Leipzig selbst, wollte Barth als Prediger zum erstenmal auftreten. Er verschmähte die Vorsichtsmaaßregel, von seiner Predigt Concept oder Handschrift in die Bibel zu legen. Ein schweres Gewitter stand am Himmel und brach aus, als ungefähr die Hälfte des Vortrags vollendet war. Bei'm Krachen eines furchtbaren Donnerschlags verließ ihn zwar die Gegenwart des Gedächtnisses, keineswegs aber die Gegenwart des Geistes. Mit Besonnenheit und Würde schlug er die Bibel zu, indem er mit kraftvoller Betonung die Worte sprach: „Wenn Gott redet muß der Mensch schweigen." Und so verließ er die Kanzel, von der ganzen Versammlung als ein gewaltiger Pfeiler der Kirche gepriesen und angestaunt. Schwerlich hat es jemals auf allen Rednerbühnen der Welt, von Demosthenes und Cicero bis zu Zolli-

kofer und Herder, einen erhabnern Schlußfall gegeben. Der leichtsinnige Barth aber hatte vielleicht Unrecht sein Geheimniß unter die Leute zu bringen, und so die Täuschung der Bewunderer unwiederbringlich zu zerstören.

Die Mitglieder der Magdeburger Freimaurergemeinde zu den drei Kleeblättern, wurden vom Grafen Burghaus nach Aschersleben eingeladen, um allda Loge zu halten und bei einem brüderlichen Banket seine Gäste zu seyn. Diese Festlichkeit fiel in die Pfingstferien. Um so weniger trugen die beiden Freunde Bedenken, daran Theil zu nehmen. Der Hauptgewinn dieses Ausflugs war die Bekanntschaft mit Gleim, dem feurigen Ausüber und noch feurigern Beförderer der menschenfreundlichen Künste der Musen, der sich eben zum Besuch in Aschersleben befand. Die Scene der Gesellschaft, worin sie den ehrwürdigen preußischen Grenadier antrafen, war eine Geisblattlaube im Garten Sangerhausens, der in der Epistel und im Epigramm sich als ein würdiger Nachbar von Michaelis und Göcking Beifall erwarb. Gleim las einige Scenen aus Lessings Nathan vor, unter andern die Parabel von den drei Ringen, und ergoß über das herrliche Ganze sich in Lobsprüchen, die aus tiefer Gemüthsfülle strömten. Zum Patriarchen, der auf dem großen Gemälde, als die einzige schwarze Figur, so grell gegen die weiße Gruppe der übrigen Gestalten absticht, konnte seiner Meinung nach dem Künstler niemand anders gesessen haben, als der Pabst Hammoniens, mit welchem jener, als Vertheidiger des Wolfenbüttler Ungenannten, eben in offner Fehde begriffen war. Noch erzählte Gleim, daß Lessing, nachdem er die Bearbeitung der Volkstradition vom Doctor Faust schon längst aufgegeben, die Idee ziemlich lange mit sich herumgetragen habe, Nero, den Inbegriff aller Verruchtheit und alles Irrsinns, zum Helden einer Tragödie zu machen. Doch ward am Ende der schon angelegte Plan durch die Vorstellung verworfen, daß ein moralisches Ungeheuer, wie Nero, als historische Person den Leser zwar anziehend beschäfftigen, als dramatische dagegen den Zuschauer nur convulsivisch empören könne.

Wegen des argen Fehlgriffs in der Jahreszeit mag einer Winterwanderung der beiden Freunde um die Weih-

nachtswoche des Jahres 1779, bei tiefem Schnee und strenger Kälte, nach Erfurt, Weimar und Jena, in Gesellschaft ihres Landsmanns von A***, der, um den Manen Rousseaus zu huldigen, dessen armenische Tracht adoptirt hatte, als des abenteuerlichsten Beginnens ihres akademischen Lebenslaufs, hier flüchtig erwähnt werden. Es war bloß darauf abgesehen, dem alten Satze wieder aufzuhelfen, daß Jahrszeit und Reiselust in jedem Augenblicke des festen Wollens miteinander außer Berührung gerathen. Die Widerlegung des alten Satzes war bündig. Sie kostete den Schneepilgern manchen unberechneten Thaler, indem sie genöthigt waren, Roß und Mann wegen der bahnlosen Straßen in Anspruch zu nehmen. Doch gewährte dieser winterliche Ritterzug, trotz mancher Noth und Beschwerde, den Reisenden eine Schadloshaltung, vermöge welcher sie denselben niemals zu bereuen hatten. Diese bestand in einer Predigt von Herder, welche der originelle von A*** würdig erfand, nicht nur in alle lebende Sprachen übersetzt, sondern auch für die fernste Nachwelt in Granit eingegraben zu werden. Charakteristisch erschien ihnen der Umstand, daß im Lauf des ganzen Vortrags an Herders edler Gestalt keine Bewegung weiter bemerkbar wurde, als die des Kopfs, der in abgemessenen Pausen der Gemeinde die Vollseite zukehrte. Die Hände ruhten unbewegt in den weiten Aermeln des Priestergewands. Organ und Gesichtsausdruck genügten hier dem Rednergolde. Andre Prediger aber würden selbst noch im Hafen Schiffbruch leiden, wenn sie, ohne Herders Organ und Gesichtsausdruck, vor allen Dingen aber ohne Herders Rednergold, von den Schultern bis zu den Fingerspitzen sich als unbewegliche Marmorbilder darstellen wollten.

Rosenfelds oben schon erwähnte Lieblingsgedanken in Hinsicht auf Dichtkunst und Musik sprachen sich fast mit jedem Tage deutlicher und stärker aus. Zu ihnen gesellte sich noch der Wunsch, die teutonischen Bardengesänge, welche Carl der Große sammeln hieß, in irgend einer Mönchsbibliothek am Rheinstrom wieder aufzufinden, und auch das Verlangen, in Bezug auf Ossians Gedichte eine Reise nach Schottlands Hochgebirgen zu unternehmen.

Ohne eigne oder fremde Anklage wegen verschwendeter Zeit oder verschwendeter Gesundheit fürchten zu dürfen, konnten die beiden Freunde von der Universität im Herbst 1780 Abschied nehmen. Rosenfeld begab sich für den Winter nach dem Dorfe Niederndodeleben bei Magdeburg, zu seinem Vetter und Vormund, dem Prediger Bodenburg, dessen zweite Tochter sein Herz, nach der Entscheidung des gegenseitigen Einklanges der Gemüther, zur künftigen Lebensgefährtin fest und unwiederruflich erkor.

Matthisson folgte der Einladung des Amtmanns Calezki, eines Oheims mütterlicher Seite, nach Coswig. In diesem zwischen Dessau und Wittenberg angenehm an der Elbe gelegenen anhalt-zerbstischen Städtchen, wurden die zahlreichen Stunden der Muse zu einer ordnenden Revision der akademischen Hefte sorgfältig von ihm benutzt. Auch beförderte er, auf Perschke's Anmahnen, mit welchem er fortwährend im Briefwechsel geblieben war, unter dem Titel Reliquien eines Freidenkers, einige, theils von jenem Freunde, theils von ihm selbst verfaßte Aufsätze theologischen und philosophischen Inhalts, zum Druck, denen verschiedne Zeitblätter kein unehrenhaftes Urtheil sprachen.

Im Philanthropin zu Dessau, das er von Coswig aus mehreremal besuchte, ward er durch die äußerst einnehmende Gesichtsbildung eines Lehrers Namens Olivier, gebürtig aus dem Waadtlande, so wunderbar ergriffen und angezogen, daß er mit einer Zuvorkommenheit, die sonst keineswegs zu den auffallenden Zügen seines Charakters gehörte, darum bemüht war, sich mit dem jungen Manne in genaueres Verhältniß zu setzen. In Kurzem webte zwischen beiden sich ein Freundschaftsband, welches die spätere Lebensfolge noch als dauerbar bewährte. Nicht aber durch physiognomisches Ahnungsvermögen allein ward er zu Olivier hingezogen, sondern auch durch den Umstand, welcher nicht unbeachtet bleiben darf, daß er in desselben edler und schöner Gestalt ein treues Urbild von Rousseau's St. Preux zu erkennen glaubte. Durch mächtigern Zauber, als irgend eine romantische Dichtung je zuvor, selbst Göthe's Werther nicht ausgenommen, hatte die neue Heloise des Genfer Philosophen sich

seiner Einbildungskraft bemeistert. Olivier wurde nun dazu bei jedem ruhigen Zusammentreffen dringend in Anspruch genommen, ihm die Landschaften, welchen Rousseau seine Figuren einstaffirte, nach der Natur zu schildern, besonders die Umgebungen des Dorfes Clarens und Meilleries erhabne Felsenwelt. Auch verlor er keinen Augenblick, Olivier den schon lange gehegten Wunsch zu vertrauen, mit einer Lehrerstelle am Philanthropin, welches Basedow, ziemlich unväterlich, als ein widerspenstiges Kind schon fremder Obhut überlassen hatte, seine pädagogische Laufbahn zu eröffnen. Der Director Wolke, sogleich davon in Kenntniß gesetzt, kam der Erfüllung desselben um so willfähriger entgegen, da man eben, wegen eines bedeutenden Zuwachses an Zöglingen, im Begriff stand, zwei neue Lehrer anzustellen, über deren bestimmte Wahl vor der Hand aber noch nichts entschieden war.

Zugleich mit Spazier, dem akademischen Freund, trat Matthisson im Frühjahr 1781 in den freudig erkornen Wirkungskreis, unter günstigen Vorbedeutungen, ein. So waren z. B. die acht Knaben, welche seiner unmittelbaren Aufsicht übergeben wurden, durchaus gutartig und wohlgezogen, so daß es von seiner Seite gar keiner studirten Kunstmethode bedurfte, um ihnen Wohlwollen, Vertrauen und Folgsamkeit abzugewinnen. Mit ganz besondrer Liebe hingen an ihm zwei Brüder aus Liefland, der eine von zehn, der andre von acht Jahren. Ihre Mutter, Juliane Gräfin Sievers, war eine Frau von männlichstarkem und weiblichmildem Charakter, die zurückverpflanzt schien aus den goldnen Zeiten der altrömischen Sitteneinfalt und Herzenskraft. Der festbegründete Ruf des philosophischen Arztes Hensler zu Altona bestimmte die schon seit Jahren kränkelnde Gräfin, in seiner Nähe Genesung oder Tod ruhig zu erwarten. Auf ihrer Durchreise nach Altona lernte Matthisson die würdige Frau, mit welcher er schon in regelmäßigem Briefwechsel stand, persönlich kennen. Sie schied mit den Worten: „Auf frohes Wiedersehn in Altona!“ Die Verabredung war nämlich getroffen worden, daß Matthisson binnen Jahresfrist in Gesellschaft ihrer Kinder eine Besuchreise dahin machen sollte. So reifte denn wieder einer der Lieblingswünsche seiner Jünglingsjahre, die Bekanntschaft mit Klopstock, der Gewährung entgegen.

Unter den Collegen kam er, nächst Olivier und Spazier, mit keinem in erfreulichere Beziehung, als mit Christian Lävinus Sander, geboren 1759 zu Itzehoe im Holsteinischen, dessen Physiognomie den geistvollen und feinsinnigen Mann auf den ersten Blick zu erkennen gab. Er lebt gegenwärtig als Professor am pädagogischen Seminarium zu Kopenhagen. Bekanntlich hat er durch mehrere in dänischer Sprache geschriebene Theaterstücke schon manchen Lorbeerkranz in dieser Hauptstadt geerndtet. Unter den deutschen Schriften, die er größtentheils pseudonymisch herausgab, und wovon Meusel das Verzeichniß im Gelehrten Deutschland aufbewahrte, verdient vor allen der vortreffliche Roman: Geschichte meines Freundes Bernhard Ambrosius Rund, von Christoph Bachmann, wieder in das Andenken des Publicums zurückgerufen zu werden. Auf der kleinen Schaubühne des Philanthropins wurden zuweilen, besonders zur Geburtstagsfeier des Fürsten oder des Erbprinzen, von den Zöglingen dramatische Darstellungen versucht, wobei denn Sander fast immer sich als Theaterdichter hervorthat, besonders durch das Lustspiel: der kleine Herzog, welchem competente Beurtheiler den verdienten Beifall nicht versagten. Als eine solche Festlichkeit einmal mit Sanders periodischem Kopfschmerz zusammentraf, der ihm nicht selten alles Lebensglück verkümmerte, ward Matthisson sein Stellvertreter, und so entstand unter dem Titel: die glückliche Familie, sein erster und letzter Schauspielversuch, worin er die Rolle des Hausvaters übernahm.

Unter den sechs Professoren, die unter Wolke's Vorsitz das Directorium bildeten, gab es nur zwei, die sich durch facultätgerechte Studien als ächte Professoren, nach dem alten Systemsbegriff, hätten legitimiren können, nämlich Salzmann und Busse. In voller Thätigkeit wirkt letzterer noch an der Seite Werners zu Freiberg im Erzgebirge, als tiefer Mathematiker und Naturkundiger, zum Fortblühn der dortigen Bergacademie. Unter dem Lehrerpersonal, das durch unaufhörliche Reibungen, wofür aber keiner aus der Mitte desselben auch nur verantwortlich scheinen konnte, den Professoren, als Oppositionspartei, am Ende zu einer Art von Strafgericht wurde, befanden sich hervorstechende Mitglieder, von denen

nen hier nur Göze, der Philolog und Aesthetiker, Sander, der Dichter und Litterator, Crome, der Geograph und Statistiker, Spazier, der Tonkünstler und Journalist, Becker, der Philosoph und Volksaufklärer und Kolbe, der Sprachforscher und Kupferstecher, vorzugsweis genannt werden sollen.

In Dessau herrschte damals ein Gesellschaftston, der bei allen gebildeten und empfänglichen Fremden die Wirkung hervorbrachte, daß die freundliche Stadt mit Bedauern von ihnen verlassen und mit Vergnügen wieder besucht wurde. Ein zahlreicher Verein aus den besten Häusern hatte die Abrede getroffen, monatlich einmal durch Schauspiel, Tafelgenuß und Ballfreude des Lebens recht nach Herzenswunsch froh zu werden. Der Erfolg überbot jedes Erwarten. Ein Liebhabertheater kam zu Stande, das mit allen gleichzeitigen Kunstinstituten dieser Art in Wien, Dresden und Gotha die strengste Vergleichung nicht scheuen durfte. Es befanden sich einige Mitglieder von lobenswerthem Talent darunter, unter andern ein Hofrath Herrmann im ernsten, und ein Kaufmann Steinacker im komischen Fach. Daß auch Hillers und Benda's Opern mit Erfolg auf die Bühne gebracht werden konnten, dazu wirkte der schöne Gesang der Demoiselle Niethardt und ihrer Schwester, der Gattin des verdienstvollen Kapelldirectors Rust, unstreitig am bedeutendsten mit. Auch die Action der beiden Schwestern war voll Anmuth, Feinheit und Ausdruck.

Rosenfeld, eingedenk des Plans, wenn es die Umstände nur irgend gestatten würden, immer am nämlichen Orte mit seinem Freunde zu leben, zog nun ebenfalls nach Dessau, um unter dem Kapelldirector Rust, einem der ersten theoretischen und praktischen Musikgelehrten jener Zeit, die unter Türk in Halle begonnenen Studien fortzusetzen: denn fester als je zuvor war er jetzt entschieden, die Gesammtkräfte seines Geistes der Tonkunst und Poesie einzig und ganz zu widmen. Die Verschwisterung beider Künste, hoffte der hochstrebende Jüngling, würden ihn unausbleiblich zu großen und unsterblichen Resultaten führen. Der schwer zu befriedigende Rust ehrte des unermüdeten Kunstjüngers Versuche in der Composition durch ermunternden Beifall, und nannte sie

vielverheißend für die Zukunft. Auch bewegten sich schon manche Plane zu großen Opern in seiner Seele, wozu die Gegenstände nicht aus der griechischen Fabel- und Sagenwelt, sondern aus dem historischen Bildersaale des deutschen Helden- und Ritterthums entliehen wurden.

Das Volksfest, wodurch der Geburtstag der Fürstin von Dessau, am 24sten September, schon seit mehrern Jahren auf einem Wiesenplan unweit Wörlitz fröhlich gefeiert ward, versammelte stets eine Menge von Fremden, und in der That vergütete das Ganze vollkommen die Mühe des Herbeireisens aus der Nähe, wie aus der Ferne. Mitten im Schauplatz des ländlichen Wettreitens und Wettrennens, wobei der Sieger den Preis aus den Händen der Landesmutter empfing, erhebt sich das vorbestimmte Mausoleum des edlen Fürstenpaars, bekrönt von einem hell erleuchteten Rundgebäude mit umherlaufender Gallerie, worin der Hof an diesem Tag banketirte. Das gesammte Personal des Philanthropins, Professoren, Lehrer und Zöglinge, that in Zelten ein Gleiches. Unter den Hofgästen befand sich der Herzog von Weimar, und in seinem Gefolge Göthe. Die Freude, das Antlitz des berühmten Mannes zu sehen, machte vielen Personen diesen Tag zum doppelten Fest. Das Interesse, welches Matthisson schon damals darin fand, die Physiognomie der Bücher mit der Physiognomie des Urhebers zu vergleichen, erhielt hier die vollste Befriedigung. Göthe's Gesicht glich noch ganz dem seelenvollen Profilportrait vom Jahr 1776, worüber Lavater in den physiognomischen Fragmenten so seelenvoll commentirt.

Der deutsche Philosoph Garve und der französische Philosoph Raynal verweilten einige Tage zu Dessau. Ersterem quoll die Rede so klar, gehaltvoll und attisch von den Lippen, daß man den Mann nicht nur zu hören, sondern auch zu lesen glaubte; letzterer war dagegen ein so leerer, fader und gemeiner Vielschwätzer, daß Verstand und Geschmack sich dagegen empören mußten, ihn für den Verfasser des classischen Werks: über die Niederlassungen der Europäer in beiden Indien, anzuerkennen. In der That erschien hier das Autorgesicht neben dem Büchergesicht mehr als caricaturmäßig.

Der eben so sprachkundige als geschmackvolle Verdeutscher des Vitruv, August von Rode, welcher, was nur selten der Fall ist, den feinen Weltmann mit dem gründlichen Gelehrten vereinigt, trug in Dessau viel zu Matthissons fortwährendem Eifer für die römische Litteratur bei.

Matthisson fand eines Morgens Rosenfeld beschäfftigt, seine Stubenthür mit einer langen Reihe von Kreidestrichen zu bezeichnen. Auf die Frage, was das wohl bedeuten könne, war die Antwort: „Zwischen den Weihnachtsfeiertagen, wo ich meiner guten Elisa einen Besuch versprochen habe, liegen von heut an gerade noch vier Wochen. Da macht' ich nun ein und dreißig Striche, um jeden Morgen einen davon wegzuwischen, und mich dann immer königlich darüber zu freuen, daß der Striche täglich weniger werden. Nach dem Erlöschen des letzten steig' ich zu Pferde." Drei Wochen später griff er zu den Schlittschuhen, deren Erfinder nicht weniger hoch von ihm verehrt wurde, wie von Klopstock, um des krystallklaren Wintertags auf der Eisbahn froh zu werden. Zuvor ließ er Matthisson bitten, den Kaffee, welcher die Freunde Nachmittags gewöhnlich vereinte, heute, des Schlittschuhlaufens wegen, einige Viertelstunden zu verspäten. Statt Rosenfelds kam sein treuer Aufwärter mit verstörten Gesichtszügen, und brachte die Nachricht, man habe Herrn Rosenfeld so eben auf einem Schlitten nach Hause gebracht; es müsse ihm wohl etwas Gefährliches zugestoßen seyn, indem der Hausherr sogleich nach einem Wundarzt geschickt habe. Matthisson fand seinen Freund ohne Bewußtseyn. Durch einen Fall auf dem Eis ward ihm der Schädel schwer verletzt und das Gehirn völlig zerrüttet. Bis zu seinem Tode sprach er kein Wort, und erkannte keinen Freund mehr. Instinctmäßig hat er aber doch, nach der Katastrophe, an der Stubenthür noch drei Kreidestriche ausgelöscht. Fünf davon waren übrig, als er vom Leben schied. Dies begab sich im December 1782. Vielleicht ging in ihm ein Dryden und Händel zugleich verloren.

Elisa wurde durch des Geliebten Tod, wovon sie am nämlichen Tage die Nachricht erhielt, welcher dem Wiedersehn vorbestimmt war, bis zur Gruft niedergebeugt.

„Sie verschloß die Quaal in ihr Herz, und in bleicher, hinwelkender Schwermuth sahen wir sie dasitzen, wie die Geduld auf einem Grabmale, welche den Kummer anlächelt.“ Scheint es doch, als ob Shakspeare Elisa's Zustand in diesen Zeilen prophetisch habe schildern wollen! Sie starb im strengsten Wortsinn vor Gram. Daß aber der Gram, den wir uns gewöhnlich, nach allgemeiner Erfahrung, als einen langsamen Zerstörer der Lebenskraft vorstellen, so schnell töden könne, und zwar ein vollblühendes Landmädchen, welches nie zuvor bedeutend krank war, davon hat Matthisson, im ganzen Laufe seines nachfolgenden Lebens, kein ähnliches Beispiel weder erblickt noch vernommen. Die heitersten Zukunftsbilder waren mit den beiden Liebenden für ihn auch in das Grab gesunken. Aber sein Glaube an Wiederfinden und Wiedererkennen, auf einer höhern Stufe der Veredlung, stand unerschütterlich fest, Dank sey es dem Tagverkündenden Morgenstern Mendelssohn, und so blieb durch Himmelsglauben sein Lebensmuth aufrecht im Kampf gegen Widerwärtigkeit und Verzweiflung. Sander und Olivier riethen dem Freund mit redlicher Theilnahme, sich eine Zeit lang von Dessau zu entfernen, und dem wiederkehrenden Frühling entgegen zu reisen. Er gab dem guten Rath Gehör, und besuchte im April 1783 Erfurt, Weimar und Gotha. Ein College, treu und willig zwischen eigenem und fremdem Geschäfft sich theilend, trat indeß an seinen Platz als Lehrer und Aufseher. In Erfurt ward er vom Statthalter, Baron Dalberg, der von Basedow als Erziehungs- und Methodenreformator eine günstige Meinung hegte, mit wohlwollender Artigkeit aufgenommen. Dieser merkwürdige Mann stand eben in der ganzen Energie und Fülle des physischen und psychischen Lebens. Ein kräftiger, regelmäßiger Körperbau, und eine geistreiche, edle Gesichtsbildung, aus der man allein den kleinen Zug von sinnlicher Weichheit um den Mund hätte wegwünschen mögen, machten zu Weimar im Hofzirkel, wie zu Erfurt im Akademiesaale, sein Erscheinen in gleichem Grad willkommen und ansprechend. Die Betrachtungen über das Universum, welche mehrere Auflagen erlebten, hatten ihn bereits als genialen Denker und originellen Schriftsteller in der litterarischen Welt auszeichnend verkündigt. Jetzt war die Chemie, mit ihren angränzenden Wissenschaften, sein Lieblings-

fach geworden. Oeffentliche Urkunden beweisen unwidersprechlich, was Dalberg für Philosophie und Naturwissenschaft geleistet haben würde, wenn Verhältnisse der spätern Politik, deren Ueberlegenheit vielleicht jeden versuchten Gegenkampf niederschlug, die Pole seines geistigen Strebens nicht umgekehrt hätten.

In Weimar ward es dem Reisenden so gut, wieder eine Predigt von Herder zu hören, und Göthe's nähere Bekanntschaft zu machen. Dieser gab ein Kinderfest in einem Garten außerhalb der Stadt. Es galt Ostereier auszuwittern. Die muntre Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten, und jubelte bei'm endlichen Entdecken der schlau verborgnen Schätze. Mitten in der muthwilligen Gruppe erschien Göthe als ein wohlgewogener aber ernster Vater, der zugleich Ehrfurcht und Liebe gebot. Ihre Spiele theilend und leitend, blieb er, bis es Abend ward, unter den Kindern. Beim Erblicken der ihm gar nicht fremden Uniform des Dessauer Philanthropins sprach er zu dem Fremdling: „Sie sind hier in Ihrem Elemente. Ich bitte Sie bei uns zu bleiben, so lange es Ihnen angenehm ist.“

Mit dem biedern Musäus brachte Matthisson, in dessen kleinem, vor der Stadt gelegenen Sorgenfrei, anspruchslos wie er selbst, einen unvergeßlichen Nachmittag zu. Sein Erholungsgeschäfft war eben die Fortsetzung der Volksmährchen der Deutschen, die dem Namen Musäus Berühmtheit, und uns'rer Litteratur einen Hamilton erwarben. Gegen Abend kam Bode, den man den würdigsten Geistesbruder des humoristischen Musäus nennen würde, wenn er nicht, einem selbstverkennenden Eigensinn hingegeben, sich mit dem Ruhm des trefflichsten Copisten ausländischer Originale begnügt hätte.

Der Bibliothekar Reichard, schon zu jener Zeit hochverdient um deutsche Litteratur und Kunst, als Dichter, Dramaturg, Uebersetzer und Journalist, war in Gotha des Reisenden gefälliger Wegweiser durch die Merkwürdigkeiten dieser Stadt. An allen Klavieren ertönte sein gemüthvoller Gesang: Gefilde des Todes, Ge=

filde der Ruh! und auf allen Putztischen lag seine Bibliothek der Romane.

Bei der Wiederkehr zu den guten Zöglingen sehnte Matthisson sich mehr als je nach seiner Mutter. Die ehrwürdige Frau hatte Rosenfeld von Kindheit an gekannt, und kein Gespräch über den Verstorbnen konnte daher an wohlthuender Befriedigung ihm über das ihrige gehen. Sie gab der dringenden Einladung nach, und blieb mehrere Wochen in Dessau. Die Zöglinge wetteiferten miteinander, durch kleine Aufmerksamkeiten aller Art, ihr Freude zu machen, und nannten sie nicht anders als die gute Mutter. Während ihres Besuchs kam ein Brief aus Altona von der Gräfin Sievers, worin sie dem bisherigen Aufseher ihrer Söhne den Vorschlag that, mit ihnen das Dessauer Erziehungshaus zu verlassen, und sich diesen hoffnungsvollen Knaben allein zu widmen, in deren Gesellschaft sie die letzten, vielleicht nur noch sparsam gezählten Lebenstage zuzubringen wünschte. „Meine Gesundheit", war der Schluß, „verschlimmert sich täglich, und ich habe dem Glauben an Genesung, trotz Henslers gutgemeinter Scheinüberzeugung vom Gegentheil, völlig entsagt. Diesen Umstand bitt' ich Sie bei meinem Antrag am schärfsten ins Auge zu fassen."

Auch gänzlich abgesehn von dem entscheidenden Umstande, würde Matthisson diesem Ruf ohne weiteres Bedenken gefolgt seyn: denn es war ihm seit Rosenfelds Tod hier und da leer und öde geworden in Dessau. Auch begannen die unaufhörlich wiederkehrenden Fehden zwischen den Directoren und Lehrern nach und nach auf die Annehmlichkeiten seiner bisherigen Lage, worunter die vertrauenvolle Zuneigung der meisten Zöglinge eine der erheblichsten war, immer dunklere Schatten zu werfen.

Welch ein preiswürdiges Institut nach Geist und Organisation, und welch ein begünstigtes, in Absicht auf Localverhältnisse, sah Deutschland hier, durch die Einseitigkeit und Streitsucht, durch den Dünkel und Abderitismus einiger Individuen, ehe der Augenblick des Culminirens noch gekommen war, schon wieder untergehn! Aber nicht spurlos: denn es hat Jünglinge gebildet, die sich, in mili-

tärischen, politischen, gelehrten, artistischen und kaufmännischen Berufskreisen, ehrenvoll hervorthaten und noch hervorthun. Auch ein Sänger, dessen poetisches Verdienst befugte Richter, unter andern Gleim, Bürger und Eschenburg, einstimmig anerkannten, ging daraus hervor. Er heißt August Friedrich Müller, und schrieb die drei epischen Gedichte: Alfonso, Richard Löwenherz und Adelbert der Wilde, die das Publicum günstig aufnahm, und die, beim gebildetern Theil desselben, sich noch immer in freundlichem Andenken erhielten. Sein sittliches Verhalten war eben so musterhaft, wie sein wissenschaftliches Emporstreben. Daher wählte der Fürst von Dessau ihn, vor allen übrigen Eleven, zum täglichen Gesellschafter des jungen Erbprinzen.

Salzmann, der, als Liturg und Religionslehrer, des Guten sehr viel für die Erziehung und Entwicklung des moralischen Menschen im Philanthropin zu Stande gebracht hatte, zog sich daraus zurück, um den Grundstein zu der, in der Folge berühmt gewordenen Erziehungsanstalt in Schnepfenthal bei Gotha zu legen.

Dem Verlust dieses ächten Weisen und Menschenfreundes folgte Sanders Verlust. Aussichten für eine bessere Zukunft hatten sich ihm in Kopenhagen eröffnet, wohin er nun den Lauf unverzüglich antrat. Matthisson gab ihm das Geleit bis Halberstadt. Gleim erleichterte den Freunden das Bittre der Trennung durch die Trostworte: „Menschen, die jung und rüstig sind, und noch für keine Familie zu sorgen haben, dürfen, besonders auf dieser kleinen Erde, niemals am Wiedersehn verzweifeln, und wenn auch Alpen und Meere zwischen ihnen liegen.“

Nach Sanders Abreise brachte Matthisson noch einige Tage in Gleims gastfreundlicher Wohnung zu, wurde mit Göcking, Klamer Schmidt, Benzler, Villaume und Fischer bekannt, und ging des deutschen Tyrtäus Briefwechsel mit Bodmer, Sulzer, Kleist, Ramler und Heinse durch. Besonders gewährten die Briefe des letztern ihm ein wahres Götterfest. Sie dürfen sich dem Vortrefflichsten an die Seite stellen, was, in der langen Periode zwischen Plinius und

Winkelmann über Italiens Natur- und Kunstwunder vom ersten Rang geschrieben wurde; auch lassen sie an tiefem Originalgepräge und körniger Gediegenheit fast Alles weit hinter sich zurück, was Heinse einzeln drucken ließ, oder in Zeitschriften umherstreute. Das Zimmer in Gleims Hause, welches er seinen Musen- oder Freundschaftstempel nennt, enthält eine kräftig anziehende Sammlung von Bildnissen deutscher Gelehrten, Dichter und Künstler, die zum Theil auch von Seiten der Malerei schätzbar sind.

Im April 1784 verließ Matthisson mit seinen beiden Zöglingen Dessau, und ging dem friedlichern und stillern Berufe wohlgemuth entgegen, nachdem er in Krakau noch den Segen der Mutter erbeten, und in Magdeburg eine poetische Epistel für Klopstock, als Erinnerung an gemeinsam verlebte Musenstunden, von Köpken empfangen hatte.

Bei der Ankunft in Altona trafen uns're Reisenden die kranke Gräfin Sievers sehr leidend an. Durch die Vorstellung, von ihren Kindern ungetrennt bis zum Tode zu bleiben, schien indeß der schwach glimmende Lebensfunke noch einmal heller aufzuleuchten. Ueber ihr blasses Gesicht flog ein augenblicklicher Schimmer von Heiterkeit oder vielmehr von Verklärung, der nicht mehr von dieser Welt war. Den Gemahl der Gräfin hielten Familiengeschäffte noch im Vaterland zurück. Seine Stelle vertrat, als Reisegefährte und Sachwalter, ihr ältester Bruder, Graf Gotthard Manteuffel. Dieser ausgezeichnete Nordländer verband mit einer schönen, männlichen Gestalt, feingeschliffne Hofsitte, mannigfache Geistesbildung, vielseitige Welterfahrung und weitumsichtige Lebensklugheit. Er hatte nach und nach die ganze französische Encyklopädie durchgelesen, und verstand sich vortrefflich darauf, in der Conversation die Früchte dieser Lektüre, vermöge seiner ausnehmenden Urtheils- und Gedächtnißkraft, immer schicklich und ortgerecht anzubringen, und auf diese Weise, dem Schein nach ganz ohne Wissen und Wollen, sich in das Ansehn eines gründlichen und facultätgerechten Gelehrten zu setzen. Auch war er einer der angenehmsten Erzähler, selbst nach dem Ausspruch der Kaiserin Katharina, und seinen kleinen Poesien, in französischer und

deutscher Sprache, nur dem engern Gesellschaftszirkel bestimmt, gebrach es gar nicht an Zierlichkeit und Witz. Dabei ward von ihm die nur allzuoft vernachlässigte Klugheitsregel in Ausübung gebracht, den Vorgesetzten der Zöglinge, besonders wenn diese zugegen waren, nicht als gedungenen Miethling, sondern als erworbenen Freund zu behandeln. Ihm verdankt Matthisson die wichtigsten Vorschriften, Winke und Aufschlüsse über Weltleben, Gesellschaftsweise und Schicklichkeiten, zugleich ward er aber auch, durch den Eintausch trauriger Wahrheit gegen fröhlichen Wahn, auf den Uebertritt aus der idealischen Welt in die wirkliche allmählig vorbereitet.

In Hamburg war sein erster Gang zu Klopstock, der beinah ganz dem Bilde seiner Einbildungskraft glich, nur daß er sich den großen Dichter nicht so natürlich und menschlich-liebenswürdig, sondern vielmehr überirdisch und seraphisch-feierlich in Benehmen und Reden vorgestellt hatte. Um so angenehmer ward er durch Klopstocks heitres Entgegenkommen und sein eben so heiteres Einladungswort überrascht, ihn öfter zu besuchen. Von welcher Einwirkung der Umgang mit Klopstock für seine Bildung und Entwicklung in ästhetischer Hinsicht war, darüber hat er sich, eben so dankbar als ausführlich, in den Erinnerungen ausgesprochen, welche dem größern Theile dieses Textes, der die vorgezeichnete Linie nicht überschreiten durfte, überhaupt als ergänzender Commentar dienen können.

Claudius, der nie dem Range, sondern immer nur dem Verdienst huldigte, kam öfters zu der kranken Gräfin Sievers, welche seine Schriften liebte. Ihre Kinder erwiederten, in Begleitung des Lehrers, diese Besuche zu Wandsbeck, wo Claudius ein geräumiges, gut gebautes Haus bewohnte, und einen großen Küchen- und Obstgarten cultivirte ut prisca gens mortalium.

Hensler der Arzt, von dem gelehrten Theil der Nation als tiefer Denker und scharfsinniger Aufklärer im Kreise der medicinischen Wissenschaften anerkannt, war auch als einer der edelsten Sterblichen, in den Verrichtungen seines wohlthätigen Wirkens unermüdlich, und für Nothleidende bis zur Aufopferung thätig. Er wurde

Matthissons väterlicher Freund, und ihm verdankte dieser es hauptsächlich, daß er den griechischen und römischen Classikern, als den sichersten Wegweisern zu allem Nützlichen und Schönen in Wissenschaft und Kunst, nicht nur unverbrüchliche Treue gelobte, sondern auch bewahrte.

Schröder, Director der Hamburger Schaubühne, und Brockmann, der in einigen Gastrollen auf derselben erschien, standen in dieser Epoche auf dem Gipfel ihrer künstlerischen Vollkommenheit.

Wenn Hensler auch die Heilung der Gräfin Sievers aufgeben mußte, so gelang es ihm doch wenigstens, ihr die Grenze des unbekannten Landes mit Blumen zu bestreuen. Sie war nie fortdauernd bettlägrig, und starb, als der Frühling 1785 zu grünen begann, in ihren Armsessel zurückgesunken, mit dem Lächeln einer Heiligen. Wenig Tage vor ihrem Tod machte sie die letzte Spazierfahrt, um ihrem Bruder die Stätte zu bezeichnen, wo man sie hinlegen sollte. Dem zufolge ward sie auf dem Gottesacker des Dorfs Ottensee, an der Seite von Margaretha Klopstock, begraben. Ein einfacher Sandstein, ohne Wappen und Grafenkrone, sagt dem Wanderer, daß sie tugendhaft lebte und glaubensvoll starb.

Um den Schmerz der trostlosen Knaben zu mildern, ließ der Graf Manteuffel sie mit ihrem Lehrer eine Fußreise durch einen Theil von Schleswig und Holstein machen. In Eutin wurde dieser mit Gerstenberg und Voß, zu dessen Musenalmanach er damals anfing Beiträge zu liefern, in Kiel mit Ehlers, Fabricius und Karl Friedrich Cramer, und in Lübeck mit Overbeck bekannt. Die Besuche der schönen Landsitze Sielbeck, Schierensee, Rastorf und Aschberg lagen ganz natürlich im Plan der kleinen Excursion. Bei Dänischneuhof hatten die Wanderer zum erstenmal den Anblick des Meeres von schroffer Felsenhöhe, an einem der hellsten Sommerabende, als eben die Sonne sich zum Untergang neigte, und Schiffe mit geschwellten Segeln am Horizont vorüberschwebten.

Der Graf Manteuffel hatte nun den Entschluß gefaßt, die Oberaufsicht über die Erziehung seiner Neffen

zu führen, und bis zur vorläufigen Endigung derselben sich nicht von ihnen zu trennen. Es war eine seiner vorherrschenden Erziehungsideen, den Aufenthaltsort der jungen Leute von Zeit zu Zeit wo anders hin zu verlegen. Er vertauschte daher, im Sommer 1785, Altona mit Heidelberg. Zu solcher Wahl ward er durch die einladende Schilderung des berühmten Sulzer von Heidelbergs malerischer und romantischer Lage, im Reisetagebuche dieses Gelehrten von Berlin bis Nizza, hauptsächlich bestimmt. Wenn wir nun, bei dem reizenden Bilde der Gegend, noch die gesunde Luft, die wohlfeilen Lebensmittel und den guten Gesellschaftston mit in Anschlag bringen, so war die getroffene Wahl im höchsten Grad gerechtfertigt. Der Graf nahm eine Wohnung, welche die Aussicht nach dem Neckar und dem angränzenden Waldgebirg hatte, traf eine wohlberechnete Hauseinrichtung, und ordnete Alles auf das zweckmäßigste nach dem augenblicklichen Bedarf der kleinen Colonie.

Nicht nur des Oheims väterliche Vorsorge, sondern auch des Lehrers redliches Bemühn belohnten die hoffnungsvollen Knaben im reichsten Maaß. Zur Aufmunterung und Belehrung der letztern dienten Spaziergänge nach Mannheim. Hier wurden die Gemäldegallerie, reich an Meisterstücken, besonders aus der niederländischen Schule, und der Antikensaal, in welchem die Gypsabgüsse der vorzüglichsten Sculpturwerke des Alterthums ein wahres Kunstpantheon darstellten, mit Eifer durchgemustert. Auch das Theater dieser freundlichen Stadt, dessen Zierden, im Zeitpunct ihrer schönsten Vollendung, Böck und Beil, und in dem ihrer kräftigsten Entwicklung, Iffland, Beck und die Withöft waren, blieb selten bei solchen Ausflügen unbesucht.

Ungeachtet auffallender Verschiedenheit im philosophischen und theologischen Denken, Glauben und Meinen, wurde Jung, welcher als Professor an der Cameralschule zu Heidelberg lebte, Matthissons warmer und herzlicher Bekannter. In seinem Hause sah dieser zuerst Sophie von la Roche, die Dichterin der Sternheim, und Pfeffel, den lebensfrohen Blinden, als beide dem Freund Stilling die Schuld eines längstverheißnen Besuchs abtrugen. Auch August Hartmann von

Stuttgart, (wo er jetzt als königlicher Staatsrath der gerechtesten Achtung genießt,) einen Jüngling von seltner Verstandes- und Herzensgediegenheit, führte der Genius der Freundschaft ihm in Heidelberg zu. Der kleinen Reise, die Matthisson in Jungs Gesellschaft nach Karlsruhe machte, um die Wundererscheinungen des Magnetismus zu prüfen, der es dort, unter Böckmanns Vorsitz, zu einer Art von akademischer Verbrüderung gebracht hatte, würde kaum hier Meldung geschehn, wenn er dadurch nicht einen Fürsten von Angesicht und Rede hätte kennen lernen, dessen Lob von der bekannten Denksäule im Badischen in den einfachedlen Worten am würdigsten ausgesprochen wird: „Wohl dem Lande, wo der beste Mann Fürst ist.“

Um diese Zeit brachte Carl Victor von Bonstetten aus Bern, dem Johannes Müller, der Historiograph der Schweiz, für den Grundbau des vaterländischen Tempels unbeschränkte Geistesfreiheit und sorgenlose Muse verdankte, einen jungen Verwandten nach Kolmar, um ihn der Militärschule Pfeffels zu übergeben. Schon lange gehörte die persönliche Bekanntschaft mit der Verfasserin von Rosaliens Briefen und der Freundin von Julie Bondeli zu seinen Lieblingswünschen. Er folgte also dem Laufe des Rheins bis nach Speier, wo die edle Sophie von la Roche den willkommenen Fremden aufnahm wie die beste Mutter den von Reisen heimkehrenden Sohn. Eines Nachmittags wollte der Gast, was er noch von Italien aus gewohnt war, nach dem Essen einige Minuten Sieste halten. Dem Einschlummern schon ganz nahe, wird er in der halb offenen Schublade des vor dem Sopha stehenden Arbeitstisches eines mit Versen beschriebenen Heftes gewahr. Mechanisch greift er darnach und zieht es hervor. Das Manuscript, welches der Zufall ihm vor die Augen brachte, war die Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben. Der Dichter hatte Sophien diese Copie davon mitgetheilt, um ihr Urtheil darüber zu erfahren. Bonstetten wünschte diesem zu begegnen, und kam nach Heidelberg. Schnell erkannten sich Beide. Sie blieben mehrere Tage miteinander. Unter den hohen Kastanienbäumen, an der Quelle des Wolfsbrunnens, wurde der Plan ihres nachherigen Schweizerlebens entworfen, und mit

freudiger Zuversicht in die Hände des Schicksals niedergelegt. Wirklich zog dieses auch ein günstiges Loos für Bonstetten, bald nach seiner Wiederankunft in Bern. Die Verwaltung der schönen Landvogtei Nyon am Genfersee war ihm auf sechs Jahre, durch die hergebrachte Kugelung, zugefallen.

Im Frühjahr 1786 verlegte der Graf Manteuffel seinen Wohnsitz nach Mannheim, wo unter dem Kurfürsten Theodor, für Wissenschaften und Künste schon viel Nachahmungswerthes eingerichtet war, und noch eingerichtet wurde. Besonders erfreuten sich Schauspielkunst und Musik einer Epoche des Blühens und Reifens, die für unser Vaterland, so lange darin Theater und Orchester bestehen werden, auf immer denkwürdig und unvergeßlich bleiben muß. Zwischen Böck und Matthisson bildete sich ein freundschaftliches Verhältniß. Böck war nicht nur ehrenvoll ausgezeichnet als einer der vorzüglichsten Heldendarsteller auf der Bühne, sondern auch als einer der trefflichsten Menschen im Leben. An der Seite dieses würdigen Zöglings von Eckhof, traf er auch nicht selten mit Iffland, Beil und Beck zusammen, deren Bruder- und Künstlerbündniß nur der Tod löste.

Vom Grafen Manteuffel, der selbst ein poetischer Dilettant war, dazu aufgemuntert, gab Matthisson zu Mannheim, im Verlag der akademischen Buchhandlung, ein Bändchen von lyrischen Gedichten heraus, wozu der geschickte Kupferstecher Verhelst, aus Wohlwollen für den jungen Autor, die zierliche Vignette unentgeltlich lieferte. Die Allgemeine deutsche Bibliothek sprach dieser Sammlung ein aufmunterndes Urtheil, und stellte dem Sänger kein ungünstiges Horoskop.

Im Herbst 1787 machte Matthisson die Rheinfahrt von Mainz bis Düsseldorf, und lernte so das reichhaltigste und belehrendste Reiserevier kennen, welches man in Deutschland wählen kann, wenn Zeit und Umstände den Ausflug beschränken. Einen Umriß der herrlichen Landschaft, worin Johann Müller, Wilhelm Heinse, Christian Wilhelm Dohm und Friedrich Jakobi als Hauptfiguren erscheinen, hat er im dritten Bande der Erinnerungen ausgestellt. Kaum nach

Mannheim wiedergekehrt, ward er von einem hartnäckigen Fieber befallen, dessen Folgen für jede anhaltende Thätigkeit oder Anstrengung so nachtheilig waren, daß die fortgesetzte Uebung der Berufspflicht seine Wiederherstellung, nach dem Ausspruch des Arztes, hätte gefährlich verspäten können. Der treue Jung hatte, ohne des langsam Genesenden Wollen und Wissen, hierüber an Bonstetten Bericht erstattet. Da wurde Matthisson von diesem besorgten Freunde dringend aufgefordert, seine Fesseln, wie er sich ausdrückte, abzustreifen, eine so weite Strecke durch das Erdenleben, als Fatum und Parze vergönnen würden, mit ihm Hand in Hand zu wandeln, und die alte Burg von Nyon nicht anders forthin zu betrachten, als hätte seine Wiege darin gestanden. Er sollte dort nur der Freundschaft, den Musen und der Natur angehören, und von jeder geistbedrückenden Sorge des Alltagslebens befreit bleiben.

Der Graf Mannteuffel, immer consequent und gerecht, so oft vom Wohl oder Wehe des hinlänglich erprüften Familienfreundes die Rede war, bot hierzu die Hand um so williger, da die Privaterziehung seiner Neffen vollendet war. Dem zufolge trat ihr bisheriger Lehrer, im Sommer 1787, die Reise nach der Schweiz an, und hielt, seiner geschwächten Gesundheit wegen, in Stuttgart einige Rasttage. Hier ward er im Vaterhause seines Freundes August Hartmann, von dessen ehrwürdigen Eltern so herzlich aufgenommen, als hätten ihn Verwandtschaftsbande damit verknüpft. Dieser Aufenthalt begründete zugleich sein Freundschaftsverhältniß mit dem trefflichen Dichter Haug, der, eben so vielseitig als unerschöpflich, in der Folge sich einen bedeutenden Rang unter den Lieblingen des geschmackvollern Publicums erwarb. Huber, der ächte Deutsche von altem Schrot und Korn, schien mit den Versuchen in Reden mit Gott, worin des Gefangenen Morgenlied einen eignen Kranz verdient, die poetische Laufbahn beschlossen zu haben. Schubart, eben aus der grausamen Kerkerhaft von Hohenasperg wieder in Freiheit gesetzt, widmete sich der ihm anvertrauten Leitung des Theaters, und hatte nichts Besseres mehr gedichtet, als die Fürstengruft und das Kaplied. Weisser versprach für Poesie und Prosa schon zwiefach, was er in der Folge mehr als

zehnfach leistete. Conz hatte sich als lyrischer Sänger vortheilhaft angekündigt. Petersen erweckte durch die Vorarbeiten zu einer Allgemeinen Kulturgeschichte der Deutschen die gerechtesten Erwartungen, und war als Uebersetzer Ossians mit Beifall aufgetreten. Städlin übte seine noch jugendliche Kraft theils an Liedern, Oden und Romanzen, theils an einer metrischen Verdeutschung der Aeneis, hat aber das Ziel eigner und fremder Hoffnungen, aus Mangel an Beharrlichkeit, niemals erreicht. Zumsteeg versprach durch die Musikbegleitung von Klopstocks Frühlingsfeier dem Vaterland einen der genialsten und gemüthvollsten Tonsetzer als Jüngling, und er hat Wort gehalten als Mann. Haller, der in der schwierigen Rolle des Mönchs vom Karmel wenig zu wünschen übrig ließ, wäre gewiß einer der ersten dramatischen Künstler geworden, hätte der Tod nicht allzufrüh seinem kräftigen Streben ein Ziel gesetzt.

Von Stuttgart richtete sich der Lauf über Ulm, Lindau, Konstanz und Schaffhausen dem Rheinfall entgegen, von dem Klopstock unlängst noch unserm Reisenden sagte: „Der Rheinfall will nur gesehn und gehört, aber nicht gemalt und besungen seyn.“ Was dieser in Hamburg nur halb faßte, begriff er nun ganz auf der Gallerie unter dem Schlosse Laufen.

In Zürich bereitete der edle Rathsherr Füßli, einer der aufgeklärtesten und für das Gesammtwohl am thätigsten mitwirkenden Männer Helvetiens, dem durch Bonstetten empfohlnen Fremdling, Tage voll Sonnenschein und Frühlingswärme. Was Füßli als Geschichtforscher leistete, davon zeugen seine Schriften, und mit wie unerschütterlicher Beständigkeit er, vom Jünglingsalter an, Freunden ein Freund war, davon zeugen, als redende Denkmäler, seine Briefwechsel mit Winkelmann, Bonstetten und Johann Müller. Füßli führte den Gast in den Sihlwald, wo Salomo Geßner, in einer ländlichen Wohnung, die Sommermonate gewöhnlich zubrachte. Der biedere, jugendlichheitre und anspruchlose Mann war seit Jahren schon der Dichtkunst untreu geworden, und widmete nun seine Nebenstunden der Malerei ausschließend. Den ersten Schiffer hielt er für sein gelungenstes Dichterwerk.

Schon von der Schule zu Kloster Berge hatte Matthisson ein Dankschreiben an Lavater gerichtet, weil ihn, wie schon früher bemerkt wurde, das Tagebuch eines Beobachters seiner selbst vor jedem verderblichen Einfluß ärgerlicher Exempel auf sein physisches und moralisches Leben bewahrte. Gütig und human fiel die Antwort aus, worin unter andern die Worte vorkommen: „Gottlob! daß die Hand voll Erde, welche Lavater heißt, gewürdigt ward, eine Seele vom Verderben zu retten." Nicht ganz als ein Unbekannter trat er folglich in die Wohnung des, von der einen Seite apotheosirten und angebeteten, von der andern hingegen bespöttelten und verleumdeten Mannes. Gewiß lag hier die Wahrheit, nicht, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, in der Mitte, sondern weit näher an der Licht- als an der Schattenlinie. Auch muß jeden unbefangenen Menschenkenner, der Gelegenheit fand Lavater im geselligen Leben zu beobachten, die Erfahrung gelehrt haben, daß zuverlässig nur wenige Sterbliche, in Wesen und Rede, von Stunde zu Stunde mehr für sich einnehmen, und herzengewinnender seyn konnten, als er. Während Lavater in ein Gespräch mit Mesmer, der ihn für die Wunderlehre des Magnetismus zu gewinnen trachtete und bekanntlich auch gewann, immer tiefer einging, wurde von dem frühern Besucher, welchem der Magus fast auf dem Fuß gefolgt war, die Zwischenscene dazu benutzt, sich in Lavaters Arbeitszimmer zu orientiren, das durch Ordnungsgeist, Bequemlichkeit, Geschmack und Eleganz erfreulich überraschte, und bei ähnlichen Einrichtungen als Richtschnur empfohlen werden durfte. Während eines zweiten Besuchs bei Lavater drängten sich mehrere Personen herbei, die theils um Geldunterstützung, theils um Gewissensrath nachsuchten. In dem kurzen Zeitraum von einer Stunde traten acht Menschen auf, von denen augenscheinlich ein jeder zufriedner, glücklicher, beruhigter und getrösteter wieder von dannen ging, als er gekommen war.

Die namhaften Männer, welche dem Reisenden von Stuttgart bis Zürich außerdem noch persönlich bekannt wurden, waren: zu Ulm, Johann Martin Miller, der gefällige Darsteller und sanfte Sänger ländlicher Natur und frommer Liebe; zu Memmingen, Städele, der poetische Zögling des eigenen Gottes im

Busen; zu Constanz, Pizenberger, der vorurtheilsfreie Philosoph, welcher still aber sicher auf das Denken und Handeln der ihm zu Füßen sitzenden Schüler wirkte; zu Schaffhausen, Johann Georg Müller, Bruder des Historiographen, der, gleich diesem, keinen Zweig des menschlichen Wissens berühren kann, ohne zugleich ihn zu veredeln, und Ammann, der eifrige Urkundensammler für das archäologische Studium der Erdkatastrophen; zu Zürich, Tobler, der patriarchalische Ascet und kräftige Copist von Thomsons vier großen Jahrszeitgemälden; Hirzel, der Verewiger des weisen Bauern Kleinjogg und Heß, der treffliche Maler der Wald- und Gebirgsnatur.

Noch hatte Bonstetten die reizende, dicht vor den Thoren von Bern am Ufer der Aar gelegene Villa, seinen gewohnten Sommeraufenthalt, nicht verlassen. Als Matthisson daselbst anlangte, traf er ihn schon in vollem Beschicken und Ordnen zur Abreise nach Nyon, wo ihm die Einführung als Landvogt in Kurzem bevorstand. Aber selbst im Wirrwarr des mannigfachen Treibens und Waltens, das der Versetzung eines großen Haushalts auf neuen Grund und Boden immer vorangeht, wußte Bonstetten, mit der ganzen Sorglichkeit und Liberalität edler Freundschaft, dem neuen Hausgenossen jeden Tag zu verschönern. Man machte Spazierfahrten in der herrlichen Gegend, oder lagerte sich am Ufer der Aar zur gemeinsamen Lectüre eines Lieblingsdichters, oder der ältere Freund erzählte dem jüngern, im Schatten der Gartenlaube, von seinen Reisen durch Holland, England, Frankreich und Italien, wo dann der Erzähler über die Namen van Santen, Gray, d'Alembert, Diderot, Mably, Thomas und Voltaire, bald begeistert, bald witzig commentirte.

Die Alpenkette des Grindelwaldes, von Bern aus gesehen, behauptet bekanntlich unter den prachtvollen und erhabenen Schauspielen, welche die Schweiz der Bewunderung des Naturfreundes darzubieten hat, eine der ersten Stellen. Nicht häufig aber schwindet die Wolkenhülle ganz, die einen großen Theil des Jahres davor verbreitet liegt. Ein günstiger Nordwind zerriß den Vor-

hang des Allerheiligsten, wenig Tage nach der Besitznahme des Ankömmlings von seinem freundlichen Zimmer, aus dessen Fenstern man eine Landschaft beherrscht, wovon gegen Osten die Bergkolosse des Berner Oberlandes, und gegen Westen der Jurassus die Einfassung bilden. Als er, kurz nach Sonnenaufgang, den Blick gegen Osten wandte, erschienen Finsteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Jungfrau und die übrigen Riesenhäupter der Urgebirgswelt, mit ihren ewigen Eiskronen, in der dunkeln Bläue des Morgenhimmels. Von so ungeheuern Massen und so blendenden Farbencontrasten kannte seine Phantasie bisher weder Verhältniß noch Wirkung. Aber es war ihm bei dem Anblick zu Muthe, als würden seinem Geist neue Flügel gegeben, sich zu höheren Regionen aufzuschwingen und im Haine der Musen etwas zu vollführen, des Beifalls der Edlen nicht unwerth. Dieser Moment war die eigentliche Sängerweihe des aufstrebenden Kunstjüngers. Wenige Stunden darauf, in einem einsamen Wäldchen an den Ufern der Aar, entstand Elysium, und wenige Wochen später der Genfersee. Beide lyrische Dichtungen haben Wieland und Schiller mit ehrenvoller Ausführlichkeit beurtheilt, und hierdurch zuerst ihrem Verfasser die Aufmerksamkeit eines Publicums zugewendet, das in der Folge, nicht ohne Theilnahme, seinen Liedern horchte.

Gegen Ausgang des Octobers 1787 wurde Bonstetten zu Nyon, mit allen üblichen Förmlichkeiten, als Landvogt eingesetzt. Die edelste Freundschaft und die erhabenste Natur, gaben hier dem Geist wie dem Körper Matthissons erneute Kraft und erneutes Leben. Er benutzte die glückliche Lage vorzüglich zum fortgesetzten Studium der alten Literatur und einiger Zweige der Naturgeschichte. Letztere Wissenschaft machte den Umgang mit Bonnet ihm doppelt wichtig. Während eines Aufenthalts von mehrern Monaten auf dessen schönem Landsitze zu Genthod unweit Genf, wurde dieser berühmte Weltweise und Naturforscher dadurch sein unvergeßlicher Wohlthäter, daß er einen großen Theil der Werke erläuternd und ergänzend mit ihm las, in welchen er sich bei der Nachwelt unsterblich machte. Die treffendste Schilderung von Matthissons beneidenswerthem Leben auf

dem Schloß zu Nyon, enthält folgender Brief Bonstettens an Sander in Kopenhagen:

„Würdiger Freund meines M., erlauben Sie seinem und Ihrem in M. Sie liebenden Bonstetten diese wenigen Zeilen.

Auf einem sanften Hügel, dessen Haupt die graue Ringmauer der obern Stadt Nyon demüthig umgibt, erhebt sich ein halb alterthümliches, halb modernes Schloß mit seinen vier Thürmen hoch über die Dächer der untern Stadt, die sich am Gestade des kleinen Genfersees hinzieht. Zwei von den vier Thürmen sind durch eine hohe Ringmauer vereinigt, der eine Gallerie angebaut ist, worüber man zum Cabinet unsres Freundes gelangt. Dies freundliche Poëtaculum, mit hellgrünen Wänden, hat in der nördlichen Ecke einen Kamin. Links erblickt man durch das Fenster

„Des Lemans reichbegrünte Traubenhügel
Und überall ein Paradies enthüllt.“

Vom See selbst sieht man die sanft gebognen Ufer nur, die sich weit in seine Fluthen hinaus erstrecken, und mit einem langen Arm den kleinen Genfersee bilden. Wo der See am tiefsten Landein dringt, steht auf einem Rebhügel das prächtige Schloß Prangins. Das ganze Gemälde begrenzt, mit seinen dunkeln Waldungen und heerdenreichen Triften, der hohe Jurassus. Rechts zeigen dem Freunde die zwei andern Fenster, den weithingedehnten Spiegel des ganzen Genfersees und die stolz umthürmten Thäler der Savoyer, in deren Schutz die Freiheit nie entwich. Hoch über ihren Zinnen ragt des Montblancs glänzender Scheitel empor. Unter M—s Füßen rauscht ein idyllischer Bach, und auf der Terrasse waren im Januar noch Blumen. Beim Kamin steht der Tisch, wo die Sammlung der griechischen Dichter, in einem gewaltigen Folianten, neben Sulzer und Bonnet sich erhebt. Dem Kamin gegenüber stehn die Bücherschränke, und das grüne Bett schmiegt sich traulich an das letzte Fenster, durch welches der große See, gleich einem treuen Miniaturbilde des Oceans, bis zu den Felsen von Meillerie erscheint. Da lebt M. glücklich. Nichts fehlt ihm, als

Sander; aber dieses Entbehren rührt ihn oft bis zur tiefsten Wehmuth. Er liebt Sie, wie vielleicht keiner, und ich verehre Sie beide, wie die Götter der Freundschaft. Sein Leben ist reiner und unbereuter Genuß. Kein Tag vergeht, daß er mir nicht die herrliche Geschichte seiner Glückseligkeit erzählt. Oft ist er noch über die ungewohnte Freiheit erstaunt, und putzt nun die zerzausten Schwungfedern aus, die er im Käfig angestoßen hatte. Außer um neun Uhr, wo der Kaffee uns versammelt, bleibt er den ganzen Morgen bei der selbstgewählten Arbeit. Um ein Uhr wird aufgetragen. Nach Tisch ist noch ein wenig Conversation. Um fünf Uhr kommt er wieder von Athen zum Theetrinken, welches unpsychologische Geschäfft er anfänglich verschmähte. Ist nicht etwa Gesellschaft oder Concert, so kehrt er wieder über seine Ringmauer zu den harmonischen Chören der Euripiden zurück. Unser Familienkreis besteht aus meiner Frau, ihrer Mutter, einer Frau von Wattewyl, von welcher Sophie von la Roche in ihrem Reisebuch spricht, und meinen zwei kleinen Knaben. Wir alle sind glücklich in ihm, und er in uns. Doch dies ganze Gemälde von Seligkeit sinkt zum ungenügenden Schattenriß herab, wenn ich Ihnen den noch edlern Genuß seines Lebens schildere. Anderthalb Stunden weit von Nyon lebt in seinem schönen Palast, umgeben von einem noch reizendern Feenlande, der weiseste aller Sterblichen, Bonnet, allein mit der geistreichsten und liebenswerthesten Gattin, wie ein menschenfreundlicher Genius hingebannt auf diese Erdenwelt. Wenigen gelingt es, den freien Zutritt in dieses Haus zu erhalten. Nun da ist M. aufgenommen, wie Telemach unter dem Dache des Menelaus. Nie kommt er von Genthod zurück, als trunken von der reinen Wonne der Tugend, der Freundschaft und des hohen Gefühls, auf der Bahn der Veredlung täglich vorzuschreiten. Dies ist, in flüchtigem Abriß, das gegenwärtige Leben unsres Freundes."

Matthissons denkwürdigste Bekanntschaften in dieser gehaltreichen Lebensperiode, waren die mit Saussüre, dem genialen Historiographen der Alpen und kühnen Ersteiger des Montblanc; Bouroit, dem glücklichen Wiederholer von Saussüre's gefahrvollsten Bergreisen; Sennebier, dem scharfsinnigen Physiker;

Montgolfier, dem Erfinder des Aërostaten; Chandler, dem gelehrten Reisenden durch Griechenland und Kleinasien; Gibbon, dem classischen Geschichtschreiber; Gorani, dem geistvollen, aber nicht unbefangenen Verfasser der Denkwürdigkeiten über Italien; Larive, dem geschätzten Landschaftsmaler, und Larive, dem würdigsten Zögling Lekains, der in Genf, als Tankred und Mahomet, nach dem Urtheil von Kennern, denen die Vergleichung noch zu Gebot stand, in diesen Darstellungen den Meister in mancher Hinsicht übertraf.

Zwei Jahre waren in dieser sorgenfreien Unabhängigkeit nur allzurasch dem glücklichen Matthisson entschwunden, als auf's Neue sich in ihm das nicht unehrenhafte Verlangen regte, sein bisher durchaus willkürliches Tagewerk wieder in einen bestimmten Berufskreis überzutragen. Beinah zu gleicher Stunde eröffneten sich hierzu zwei recht freundlich anlockende Aussichten. In Lausanne wünschte der daselbst angesiedelte Engländer Gibbon ihn zum Hausgenossen, hauptsächlich der deutschen Sprache wegen, welche dieser berühmte Gelehrte noch zu lernen wünschte, und von Lyon aus machte Herr Scherer, einer der begütertsten Banquiers in dieser damals noch herrlich blühenden Fabrikstadt, unter vortheilhaften Bedingungen, ihm den Antrag, die Erziehung eines kaum siebenjährigen, hoffnungsvollen Sohnes zu übernehmen. Er entschied sich für das Letztere: denn der biedere und joviale Scherer sprach, als Bonstettens bewährter Jugendfreund und unzertrennlicher Gefährte durch Italien, sein Gemüth mit ungleich wärmerer Beredtsamkeit an, als der kalt höfliche und nicht selten ein wenig despotische Gibbon. Vollkommen über seine Wahl mit sich einverstanden, stieg er im Herbst 1789 zu Genf in die Diligence, und gelangte, ungeachtet mancher Vorzeichen der das ahnungsvolle Frankreich bedrohenden ungeheuren Staatserschütterung, dennoch ohne verfängliches Abenteuer nach Lyon. Nur auf kurze Frist nahm er indeß Abschied von der geliebten, ihm heimathlich gewordnen Schweiz, weil die Familie Scherer die milde Jahrszeit auf ihrem Landsitz Grandelos, unweit Villeneuve am Genfersee, und nur die Wintermonate in Lyon oder Paris zuzubringen pflegte. Diese achtungswerthen Men=

schen, in deren häuslichem Cirkel Urbanität, Geistescultur und Seelenadel einheimisch waren, betrachteten ihn, unter allen Umständen und in allen Verhältnissen des Land- oder Stadtlebens, niemals anders, als den zweiten Oheim des Knaben, den sie seiner Führung anvertraut hatten. In ihrem Umgang verflossen ihm einige Jahr ruhig und unumwölkt, mitten unter den Stürmen der indeß ausgebrochenen Revolution. Durch den Umgang mit Gilibert dem Naturforscher, Chinard dem Bildhauer, und St. Aubin dem Schauspieler, mußte der Aufenthalt in Lyon, was Wissenschafts- und Kunstpflege betrifft, an ertragreicher Annehmlichkeit für ihn auf ausgezeichnete Weise gewinnen.

In diese Zeiten fällt sein Freundschaftsbündniß mit dem Dichter von Salis, damals französischem Hauptmann im Regiment Salis-Samaden, und mit Friederike Brun aus Kopenhagen, die nebst ihrem Gatten, auf einer Geschäfftsreise nach Bordeaux, auch Lyon besuchte, seine merkwürdige Lebensrettung auf den Walliser Eisgebirgen, die er in den Erinnerungen umständlich schildert, ein Frühlingsausflug in die südlichen Provinzen von Frankreich, und der Tod seines großen Wohlthäters Bonnet, welcher am 20. Mai 1793 zu Genf erfolgte.

Der von den Pariser Blutrichtern ausgegangene Terrorismus erschütterte nun immer furchtbarer und für den Augenblick immer unabwendlicher das, nach dem Ausdruck eines wüthenden Volksredners, patriotisch-vulcanisirte Frankreich.

Unter andern Freiheits- und Gleichheitsaposteln des Auslands, ward auch der Amerikaner Maddison durch ein Decret jener entmenschten Demagogen zum französischen Bürger ernannt. Deutsche Zeitungsredactoren glaubten, daß dieser Name einem damals in Lyon lebenden Landsmann gehöre, und verbesserten gutmüthig den vermeintlichen Druckfehler. Hierdurch kam nun Matthisson, auf die unschuldigste Weise von der Welt, vor allem Volk in den bösen Ruf eines Erzjacobiners, dem er auch so lange öffentlich ausgestellt blieb, bis Girtanners

politische Annalen, durch eine berichtigende Note, den verunglimpften Deutschen wieder zu Ehren brachten. Anstatt seine Phantasie an den Flammen des großen politischen Vulcans zu erwärmen, opferte Matthisson weit lieber den Musen, und besorgte von Lyon aus ein Bändchen lyrischer Gedichte, das, mit einer Vorrede von H. H. Füßli begleitet, in Zürich herauskam. Wenige Stücke nur aus der Mannheimer Ausgabe trug er in die neue Sammlung über, welche nach und nach acht rechtmäßige, zum Theil vermehrte Auflagen, und eine noch beträchtlichere Reihe von Nachdrücken erlebte.

Bei der Belagerung der Stadt Lyon durch die Conventstruppen büßte Matthisson Alles ein, was er an gesammelten Papieren besaß, worunter eine sorgfältig aufbewahrte und geordnete Briefsammlung ihm weit empfindlicher zu Herzen ging, als alle nachgeschriebnen Collegienhefte oder eignen Aufsätze.

Endlich riefen Familienpflichten ihn im Jahr 1794 in das Vaterland zurück. Nachdem er zuvor noch, auf Henslers Anrathen, die Reise nach Kopenhagen gethan hatte, wovon die Erinnerungen eine kurze Darstellung enthalten, wurden ihm einige glückliche Monate im Schooß seiner Familie zu Krakau bei Magdeburg. Nicht lange nach der Wiederankunft in der Heimath, ertheilte der Landgraf von Hessen-Homburg ihm den Hofrathscharakter, und die Naturforscher-Gesellschaft in Jena das Diplom eines Ehrenmitgliedes. Auch ward er zu eben der Zeit Mitarbeiter an der Jenaer Literatur-Zeitung im schönwissenschaftlichen Fach. Im Jahr 1795 trat er in Anhalt-Dessauische Dienste, als Lector und Reise-Geschäftsführer der regierenden Fürstin. Die edle Frau mußte, schon seit mehrern Jahren, ihrer zerstörten Gesundheit wegen, zu wärmern Himmelsgegenden abwechselnd ihre Zuflucht nehmen, und so ward ihm das Glück zu Theil, im Gefolge dieser erhabenen Kennerin und Beschützerin der Wissenschaften und Künste, noch vor dem traurigen Zeitpunct Italien zu besuchen, der die trefflichsten Kunstwerke Roms und der Lombardei nach Frankreich versetzte. Die Hinreise ging über den St. Gotthardsberg, die Rückreise über Venedig und Wien.

Einige Andeutungen dieser schönen Wallfahrten auf Hesperiens classischem Boden, von der Villa Pliniana bis zu Pästums Tempeln, findet man im vierten Band der Erinnerungen aufbewahrt.

Die von den Aerzten ihr permanent vorgeschriebene Traubenkur, führte die leidende Fürstin fast jeden Herbst in ein südliches Rebenland. Im Jahr 1799, wo die Schweiz, in welcher sonst immer die Norduſer des Genfersees sie am stärksten anzogen und am längsten festhielten, von Kriegsgewittern furchtbar bedroht wurde, wählte sie zu dieser heilbringenden Gesundheitspflege die Stadt Botzen im italienischen Tyrol. Von hier aus ward eine Lustfahrt nach Verona unternommen, wo Matthisson der, für die Geschichte der Erdrevolutionen überaus wichtigen Petrefacten-Sammlung des Grafen Gazzola die meiste Zeit und Aufmerksamkeit widmete. Auf der Heimreise wurde die Fürstin zu Innsbruck von einer gefährlichen Krankheit befallen, die das Weiterkommen um einen ganzen Monat verzögerte. In diese dunkeln Tage fällt Matthissons Freundschaftsbund mit Wenceslaus Grafen von Wolkenstein, Major im Dienst des Vaterlands, der, wie Kleist und Salis, Musenliebe mit Heldenmuth vereinte. Gewöhnlich kehrte die Fürstin nach vollendeter Herbstkur wieder nach Wörlitz zurück, wo Matthisson sich einer heitern, dem schönsten Landschaftsgarten von Deutschland angrenzenden Wohnung erfreute. Was er, mit warmer Kunst- und Naturliebhaberei, auf seinen Reisen an altgriechischen Vasen, antiken Münzen, Kupferstichen, Mineralien und Conchylien zusammengebracht hatte, ward hier, in einem vortheilhaft beleuchteten Locale, mit eben dem frohen Eifer, als gält es die Einrichtung eines brittischen Museums, hergeordnet und aufgestellt. Am meisten verschönerte jedoch den Aufenthalt in Wörlitz ihm das nie sich verleugnende Vertrauen eines Fürsten, dessen bloßer Name für den würdigsten Lobspruch gilt.

Einigemal, während aller Herbstwechsel, die Matthisson in ihrer Nähe zubrachte, erkor die Fürstin für den Gebrauch der Trauben Stuttgart, und fand allda den Aufenthalt ihr in physischer Hinsicht so zusagend, daß

sie gewöhnlich weit über die Kurzeit hinaus ihn verlängerte. Hier war es, wo ihr Begleiter dem Herzog Friedrich dem Zweiten zuerst bekannt wurde. Dieser wünschte von ihm einen Prolog mit Chören zur Feier der bevorstehenden Kurfürstenwürde. Der Versuch wurde nachsichtsvoll aufgenommen. Mehr indeß, als die dafür erhaltenen Erinnerungszeichen, mußte dem Verfasser die persönliche Bekanntschaft mit einem geistvollen und kenntnißreichen Fürsten gelten, der auf seine spätern Lebensverhältnisse so beglückend einwirkte. Auch gingen zwei von Matthissons genußreichsten Reisen von Stuttgart aus. Die eine, im Frühling 1803, nach Innsbruck, um den Grafen von Wolkenstein, auf dessen freundliches Einladen, zu besuchen, und die andre, im Herbst des nämlichen Jahres, nach Paris, um die, einst auf italienischem Boden von ihm einzeln bewunderten Kunstwerke, in ihrem Exil vereint wiederzusehen.

Den Südreisen der Fürstin mußte das Kriegsgewitter bei Jena 1806 nothwendig ein unbestimmtes Ziel setzen. Nach dieser verhängnißvollen Katastrophe richtete die französische Armee durch die anhaltischen Fürstenthümer den verheerenden Lauf gegen Berlin. Vier Tage währte der Hauptsturm. In dieser Unheilsperiode war der Schirmbestand aller herrschaftlichen Gebäude zu Wörlitz nur aus wenigen Jägern zusammengesetzt. Matthissons genauere Kenntniß des Charakters einer Nation, unter welcher er mehrere Jahre lebte, und vorzüglich die Gewohnheit, ihre Sprache zu reden, ließen ihn Manches glücklich vollbringen, was er, auf den ersten Blick, als unausführbar betrachten mußte. Es gelang ihm, von den fürstlichen Wohnungen manche Gefahr abzuwenden.

Der Herzogin von Anhalt-Dessau (die anhaltischen Fürstenhäuser hatten um diese Zeit die Herzogswürde angenommen) letzter Aufenthalt am Genfersee fällt in das Jahr 1809. Sie bewohnte das Landhaus Bury, zwischen Verey und Clarens, das, wie ein wahrer Feenpallast, auf einem weitumschauenden, den ganzen Leman beherrschenden Felsen thront. Von hier aus machte Matthisson die Reise nach Mailand, Turin

und Grenoble über den Simplon und Cenisberg, wovon die Erinnerungen, unter der Aufschrift: Wallfahrt nach der großen Karthause bei Grenoble, eine Schilderung lieferten. Während seines Besuchs in Stuttgart, auf der Heimkehr nach Dessau, ertheilte der König von Würtemberg ihm das Adelsdiplom, und bestimmte zugleich das Wappen, bestehend in einer geflügelten goldnen Harfe im blauen Felde, und einem geflügelten weißen Roß auf dem Helme. Auch beehrte der Monarch ihn mit dem Ritterkreuz des Civil-Verdienstordens.

Im Jahr 1810 verheirathete sich Matthisson mit der ältesten Tochter des um die schöne Gartenkunst hochverdienten Ober-Hofgärtners Schoch zu Wörlitz.

Bald nach dem Tod seiner fürstlichen Wohlthäterin, der im December 1811 erfolgte, und wodurch Alle, so diese Freundin Gottes und der Menschen, diese Thäterin des Guten im Verborgnen, diese Beschützerin der Wahrheit und des Rechts, genauer kannten, in die gerechteste Trauer versetzt wurden, öffnete sich ihm in Stuttgart eine neue Laufbahn. Der König von Würtemberg ernannte ihn, mit dem Charakter eines geheimen Legationsraths, zum Mitglied der Oberintendanz des Hoftheaters, und einige Wochen später auch zum Oberbibliothekar, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er in Absicht auf seine Amtsverhältnisse unmittelbar unter ihm stehe. Im Frühling 1812 traf er in Stuttgart ein, wo er eine bequeme Wohnung in den Schloß-Nebengebäuden fand. Auch in Ludwigsburg war ihm ein Sommerquartier bereitet. Unter den zahlreichen Beweisen von der Huld und dem Wohlwollen des großmüthigen Monarchen machte keiner einen tiefern und bleibendern Eindruck auf Matthissons Gemüth, als das eigenhändige Trostschreiben, welches dieser über den Tod eines geliebten Kindes an ihn richtete. „Mit inniger, aufrichtiger Theilnahme", heißt es darin, „habe ich den Verlust vernommen, den Sie erlitten. Wie sehr sind wir zu bedauern, die wir in solchen Fällen nichts mehr zu sagen vermögen, als daß unsre Schicksale das Werk einer guten und weisen Vorsehung sind. Indessen

ist das Bewußtseyn, unsern Schmerz getheilt zu sehn, auch Trost, und dies ist wahrlich Ihr Fall bei mir."

Um den Schmerz der Gattin zu zerstreuen und zu mildern, ging er mit ihr auf zwei Monate nach der Schweiz, wo manche unvergeßliche Feier des Wiedersehns und der Erinnerung ihn erwartete. Zu Vevey vermochte er keineswegs der Versuchung zu widerstehn, die Wunderstraße des Simplon, die borromäischen Inseln und das kunstberühmte Mailand noch in den Reiseplan mit aufzunehmen.

Im Frühjahr 1815 unternahm er eine Besuchreise nach Wörlitz, um den todtkranken Schwiegervater durch die Stimme der geliebten Tochter vom Rande des Grabes zurückzurufen, und um dem ehrwürdigen Nestor der deutschen Fürsten noch einmal im Leben die Versicherung mündlich zu erneuern, daß er nie aufhören werde, dankbar und innig ihn zu verehren und zu lieben.

Zusatz vom Herausgeber.

Selbstbiographieen haben für die gewöhnlichen Ansprüche der Leser in der Regel Einen Mangel, den nämlich, daß die eigne, heilig zu haltende Bescheidenheit oder Selbstliebe das verschweigt, was man in der Darstellung einer fremden Persönlichkeit vielleicht am stärksten heraushebt. Diejenigen, die den Werth und die Verdienste eines merkwürdigen Menschen gern, Schwarz auf Weiß, in einigen Zeilen abgebildet und abgeurtheilt sehen, daß man fein leicht abwägen könne, warum er diesen oder jenen Rang in der Gesellschaft und in der Achtung der Zeitgenossen, den Grad seiner persönlichen Bedeutsamkeit ein-

nehme, die daher eine solche Verdienisteswürdigung als einen Hauptttheil einer Lebensbeschreibung fordern, mögen denn wohl wünschen, daß dem Selbstbiographen ein Anderer mit der richtenden Wage nachfolge, und schlüßlich entscheide, wie hoch das Verdienst etwa anzuschlagen sey.

Der Herausgeber dieser Sammlung führt eine solche Wage nicht, und hat sich nicht herausnehmen mögen, den Selbstbiographieen, die hier geliefert werden, eine solche Krone aufzusetzen. Man mag auch seiner Bescheidenheit dies nachsehen, und was man demnach etwa vermißt, selbst ergänzen.

Die voranstehende Geschichte charakterisirt sich selbst; der Mann, der, auf unser Ersuchen, sich hier selbst geschildert hat, ist überdem durch seine Werke und durch das jetzt ziemlich allgemeine und entschiedne Urtheil der Mitlebenden über dieselben, gewürdigt. Was er als Dichter und Schriftsteller seinen Landsleuten war und ist, das bedarf hier kaum noch einer umständlichen Untersuchung, zu der ohnehin dem Werke der Raum, dem Herausgeber die Zuversicht fehlt.

Wir schließen dafür einige Urtheile an, die zwei unsrer bewährtesten, nun schon entschlafenen Meister, bei denen jeder Verdacht einer Parteilichkeit und befangenmachenden Rücksicht wegfällt, gegeben haben, und die daher die Wohlmeinenden am meisten befriedigen werden. Sie sind meist aus der ersten Zeit des Auftretens unsers Dichters, und sprechen nicht blos Erwartungen aus, zu denen er berechtigte, sondern ein Lob, das er schon damals erworben hatte.

Teutscher Merkur. Januar 1789.

Vossischer Musenalmanach für 1789.

Hätte ich einen Preis zu geben, so würde ich versucht, vor allen den hundert und fünf Stücken, woraus die Sammlung diesmal besteht, ihn dem Elysium zu geben, einer kleinen Composition, die mir den seltnen Genuß dieser fast ununterbrochnen Melodie der Empfindung, und dieses reinen Zusammenklangs der Bilder, der Sprache, des Rhythmus und des Reims, worin, däucht mich, die wahre poetische Musik besteht, gewährt hat. Es ist ein leichter, lieblicher Morgentraum, aus den anmuthigsten Bildern wie aus elysischen Blumendüften gewebt, eine magische Vision, so geistigsinnlich, so transparent, so unwesentlich, so süßtäuschend wie Elysium selbst. Wie glücklich hat der Dichter in den vier letzten Stanzen die schönsten Formen und Ideale, die für eine empfängliche und an das dichterische Ambrosia gewöhnte Phantasie den meisten Reitz haben, zusammengezaubert, und wie meisterhaft sie durch den Ton, der das so lebhaft und doch nicht zu bunt colorirte Ganze zusammenhält, zu verschmelzen gewußt! Auch die Wahl des trochäischen Rhythmus beweist sein zartes Gefühl des Schicklichen, ohne welches alle andern Gaben, womit die Feen des Helikons einen neugebornen Dichter beschenken können, an ihm verloren sind. Man transponire es in Jamben, Daktyle, oder irgend eine gemischte Versart, und der ganze Effect dieses Zauberliedes wird auf einmal verschwunden seyn.

Noch ein Gedicht von eben diesem Verfasser, die Elegie am Genfersee, verdient ausgehoben und als ein würdiges Seitenstück zu seinem Elysium aufgestellt zu werden. Wer den Genfersee gesehen hat, wird die schöne Fiction sehr natürlich finden, die das Wesen dieses Gedichts ist, und dem Wunsche des Dichters, sich hier eine Hütte bauen zu können, als dem eigentlich elegischen Theile dieser Elegie, zur Haltung dient: aber so natürlich sie ist, so möchte sie doch manchen Mitbrüdern des Dichters nicht eingefallen seyn. Dieses doppelte, so schön contrastirende Gemälde der herrlichen Gegend von Genf,

wie man sie sich in ihrer uralten Wildheit denken kann, und wie man sie jetzt in der prächtigen und reizenden Gestalt, die ihr der Genius der Künste, lange Cultur, Reichthum und Geschmack gegeben haben, vor Augen sieht, ist der Gesichtspunct, aus welchem sich ein solcher Anblick dem Dichter darstellt, dessen Blick, durch eine immer zugleich mit seinem körperlichen Auge sehende Imagination gestärkt und erweitert, ihm im Gegenwärtigen zugleich die Vergangenheit und die Zukunft, wär' es diese auch nur durch Wünsche, darstellt. Alles an diesem schönen Gemälde, Erfindung und Zusammensetzung, Ausdruck und Ton der Farben, hat meinen vollen Beifall; Alles ist kräftig und warm, alle Bilder stehen in einem natürlichen, wohl vertheilten Lichte, das Colorit ist (wie es die Sache erforderte), nicht so bunt und schimmernd als im Elysium; aber der Antheil, den das wirkliche Gefühl des Dichters an dem Product hatte, gibt ihm dafür eine Art von Interesse, das jene Zaubervision nicht hat, aber entbehren kann. Auch der Sprache und Versification gebührt vieles Lob, und der alternirende zehn- und eilfsylbige Jambus, den Hr. M. sehr gut zu behandeln weiß, scheint für die Seelenstimmung, die in diesem Gedicht herrscht, für die Gattung der Elegie, worin Traurigkeit und Melancholie nicht der herrschende Ton ist, das angemessenste Metrum zu seyn.

Teutscher Merkur. April 1790.

Auf eine ganz vorzügliche Art hat die Natur und die Muse Hrn. M. mit der glücklichsten aller Feen-Gaben beschenkt, mit der Gabe seine Situationen, und die individuellen Empfindungen, Gedanken, Träumereien und Wünsche, welche sie in ihm erregen, auch seinen Lesern interessant zu machen, — was ihm selbst so warm aus dem Herzen fließt, in den lieblichsten Tönen auch ins Herz seiner Zuhörer hinein zu singen, — und dadurch unfehl-

bar gerade so viel Freunde zu gewinnen, als er Leser hat. Auch die nicht weniger (unter uns) seltne Gabe, mit dem zartesten Gefühl eine lieblich spielende Phantasie so geschickt zu verweben, daß beide fast unmerklich in einander fließen, kenne ich, außer Hölty, keinen unsrer zahlreichen Liedersänger, der ihm den Preis so leicht streitig machen könnte. Zum Beweis wäre ich versucht, das kleine Lied Adelaide ganz hieherzusetzen, wenn der Raum es gestattete."

Teutscher Merkur. Februar 1791.

Herr Matthisson hat diesmal zehn Stücke beigetragen, die ihm seine eigne Stelle unter den anmuthigsten Sängern unsers Parnasses auf immer versichern. Ich sage seine eigne Stelle; denn ich wenigstens kenne keinen, weder in unsrer noch in einer andern Sprache, der ihm in der Manier, worin seine vorzüglichsten Lieder, z. B. die Kinderjahre (im November des N. T. Merkurs 1790) oder das Mondscheinlied in gegenwärtiger Sammlung (S. 10.) gedichtet sind, zum Muster gedient hätte. Dieses letztere verdient eher den Namen eines Mondschein-Gemäldes; denn ein Pölemburg könnte es ihm Zug vor Zug nachmalen. Herr M. besitzt ein sonderbar glückliches Talent, aus einer Menge kleiner der Natur abgemerkter einzelner Erscheinungen und charakteristischer Züge Gemälde zusammenzusetzen, die durch Bestimmtheit der Formen, täuschende Wahrheit des Colorits, und Harmonie aller Theile zu einem schönen Ganzen, bezaubern; so wie sie durch die anscheinende Leichtigkeit der Ausführung in kleinen Versen, worin jedes Wort, jeder Reim sich auf den Wink des Dichters an seinen Platz gestellt zu haben scheint, selbst einen Kunstverwandten in Verwunderung setzen. Ich möchte alle Stanzen dieses reizenden Landschaftsgemäldes abschreiben dürfen, um diejenigen,

die es etwa noch nicht kennen sollten, zu überzeugen, daß ich es ohne Parteilichkeit angesehen habe. Folgende drei mögen zur Probe dienen, wiewohl jede der übrigen mit gleichem Recht hätte gewählt werden können:

Wie schön der Mond die Wellen
des Erlenbachs besäumt,
der hier durch Binsenstellen,
dort unter Blumen schäumt,
als lodernde Kaskade
des Dorfes Mühle treibt,
und wild vom lauten Rade
in Silberfunken stäubt.

Durch Fichten senkt der Schimmer
so bleich und schauerlich
auf die bebüschten Trümmer
der Wasserleitung sich,
bestrahlt die düstern Eiben
der kleinen Meierei,
und hellt die bunten Scheiben
der gothischen Abtei.

Wie sanft verschmilzt der blassen
Beleuchtung Zauberschein
die ungeheuern Massen
gezackter Felsenreihn,
dort, wo in milder Helle,
von Immergrün umwebt,
die Eremitenzelle
an grauer Klippe schwebt.

Man sieht augenscheinlich, daß dies Alles nach der Natur copirt, daß das ganze Gemälde die Darstellung einer wirklichen Landschaft ist, wie sie sich dem poetischen Maler in einer schönen Vollmondsnacht zeigte; aber der Maler ist auch Dichter; das was er sah, schloß auch seinen innern Sinn auf, und dieser gab durch Erscheinungen

gen der Phantasie seinem Gemälde das Idealische, wodurch jedes kleine oder große Product der poetischen Kunst erst zum Gedicht im eigentlichen Verstande erhoben wird. Für den Dichter gibt es (so wie für den Philosophen) keine todte Natur — sie schlummert im Mondschein, aber ihr Athem regt das ganze Gemälde, warmes Leben glüht in allen seinen Theilen, und, da die Gegend um diese Zeit gewöhnlich menschenleer ist, so zeigt er uns einen Sylphen, der in Lunens Glanz an der Linde dahin streift, läßt Irrwische im dunkeln Uferschilfe leichte Tänze weben, und Elfenheere durch Felder und Wiesen schweifen. Die ganze Stanze, womit sich dieses poetische Nachtstück schließt, ist von dieser Art, und zerfließt, so zu sagen, in Luft und unbestimmten Duftgestalten:

Bald bergen, bald entfalten,
in lieblicher Magie,
sich wechselnd die Gestalten
der regen Phantasie:
Die zarten Blüthen keimen
o Mond, an deinem Licht,
die sie in Feenträumen
um unsre Schläfe flicht.

Ich gestehe, das allegorische Bild in diesen vier letzten Zeilen hat für mich, bei aller seiner Zartheit, etwas zu gespieltes und frostiges; und wenn ich an diesem schönen Gedichtchen etwas ausstellen müßte, so wäre es dies. — Doch, so etwas, das einem kleinen Frostschauer gleicht, gehört vielleicht zum ganzen Effect eines Nachtstücks.

Das Gegenstück zu diesem, von eben demselben Dichter, in der nämlichen Versart, aber nach meinem Gefühl noch vollkommner als dieses, ist das Todtenopfer überschrieben (S. 162.) Auch dies beginnt in den drei ersten Stanzen mit einem aus lauter düstern, sanfte Trauer ahnenden Bildern zusammengesetzten Gemälde einer Alpengegend in der letzten Abenddämmerung; aber schon die erste Strophe verräth, daß nicht sowohl in den Gegen-

ständen selbst, als in der Gemüthsstimmung des Dichters die Ursache liegt, warum ihm jene in einem so melancholischen Kolorit erscheinen; kurz, diese ganze Schilderung macht, so zu sagen, nur den dunkeln Grund zu dem Bilde des zärtlichen Gefühls aus, welches in diesen Augenblicken die Seele des Dichters erfüllt. Unvermerkt entfaltet sich in ihr (in der 4ten Stanze) wie eine leichte Luftgestalt sich sanft von einem schwarzgrauen Nebel ablöst, die Erinnerung an seine Geliebten, die nicht mehr sind, und mit einer rührenden Apostrophe an diese schließt und rundet das ganze Gedicht sich in sich selbst, mit einer Schönheit und Grazie, die dem, der zu stumpfsinnig ist sie zu fühlen, nicht beschrieben werden kann.

Des Traurenden Gedanken
entschweifen bang dem Schooß
der Alpenwelt und wanken
um ferner Gräber Moos.
Tief ist die Ruh der Grüfte!
Der Morgensonne Licht,
das Wehn der Frühlingslüfte
weckt ihre Schlummrer nicht.

O Freunde, deren holde
Gestalten, mild umstrahlt
von blassem Abendgolde,
mir die Erinnrung malt,
fünf Kränze von Platanen
bringt hier am Felsaltar
die Sehnsucht euern Manen
zum Todtenopfer dar!

Sollen wir den Dichter beklagen oder beneiden, der schon im Sommer seines Lebens fünf Freunde zu betrauren hat?

Zunächst an diese beiden setze ich die Wandrer, ein aus zwei prächtig contrastirenden Gemälden zusammengesetztes Alpen-Stück, in ebenderselben Art von Stanzen,

die Hrn. M. vorzüglich geläufig, aber zu der grausenvollen Schilderung der furchtbar-wilden Natur nicht so passend ist als zu den anmuthigen Zauber-Scenen, die zu jenen führen, wiewohl sie dem Dichter im einen Fall nicht schwerer zu werden scheinen als im andern. Ich habe diese drei ausgehoben, weil mir der Raum nicht erlaubt aller übrigen besonders zu erwähnen, wiewohl Hr. M. für jedes derselben einen Kranz verdient hat.

* * *

Schiller sagt in seinen kleinern prosaischen Schriften, 4r Th., unter der Aufschrift: Ueber Matthissons Gedichte, unter andern: „Herr Matthisson ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen so viel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man schon im Voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühl der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eignen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens und dergleichen sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauern Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit classischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte, heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen,

malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Streben nach einem Maximum von Schönheit."

„Wer eine Phantasie, wie Elysium, componiren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst, und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt."

Pius VI.

Vom

Herausgeber.

„Patior, sed non confundor."

Die Genossen unsrer allesbewegenden Zeit, in der auch das Festeste zu wanken begann, und die außerordentlichsten Erscheinungen so rasch, so gewaltsam wechselten, daß selbst das Unerhörteste wenig Verwunderung erregte, und die Theilnahme daran schnell wieder durch ein neues Unerwartetes verdrängt ward, sahen auch den Riesenbau der geistlichen Herrschaft in seinen Grundfesten erschüttern und rettungslos, wie es schien, auf immer vernichten. Jahrhunderte lang hatte sie im festen und meist gleichmäßigen Fortschritt sich gegründet, erweitert, zur kühnsten Höh' erhoben, und minder durch solche Siege, die andere irdische Reiche gestiftet und mächtig gemacht, als durch die geistige Gewalt der so fein geleiteten, als klüglich benutzten öffentlichen Meinung, alle Herrschaften der Erde unter sich gebeugt. Dann, nie das Ziel, wohl aber das naturgemäße Maaß verlierend, und fast nie in ihren Ansprüchen, aber mehr und mehr in ihrem Einfluß beschränkt, durch ein heldenmüthiges Unternehmen Gottvertrauender Gegner in einen unglücklichen Kampf verwickelt, der schon einen bedeutenden Theil der alten Macht zertrümmerte, und lange genug nachwirkte, um noch mehr zu gefährden und zu entreißen, war sie dem Geist einer neuen Zeit gewichen, ohne sich je als besiegt zu erkennen. Doch hatte sie von schwerem Fall sich immer wieder erhoben, und, ohne, wie vordem, gefürchtet zu seyn, in Ansehn und gemäßigter Kraft sich erhalten.

Da brach das Ungewitter der französischen Staatsumwälzung auch über sie herein, und, in unwiderstehlicher Eile ward das in seinem Wesen wahrhaft einzige und kühnste Werk des Menschengeistes und der Zeiten zertrümmert. Der Mann, den dieses ungeheure Schicksal am härtesten traf, der, als das damalige Haupt des sich auflösenden geistlichen Staates zugleich in diesem und in eigner Persönlichkeit auf's bitterste gekränkt ward, den man eine Zeit lang für den Letzten in der langen Reihe der kirchlichen Herrscher Roms ansah; er hat schon in dieser Beziehung, und eben so sehr durch die Art, wie er das große Verhängniß trug, die allgemeinste Theilnahme, auch bei denen erregt, die durch kein andres Band, als das der Menschlichkeit, mit ihm verbunden waren.

Seine Lebensgeschichte soll hier in ihren Hauptzügen, kurz aber getreu, dargestellt werden. Man wird hoffentlich die Wahrheit und Unbefangenheit dieser Skizze nicht darum bezweifeln, weil der, der sie entwarf, der Kirche des unglücklichen Mannes nicht angehört. Die Geschichte, die nur darnach strebt, daß der Mensch, weß Standes und Glaubens er sey, in seiner Eigenthümlichkeit, rein und sicher aufgefaßt werde, ist nicht gefesselt an die persönliche Meinung, und ergreift, selbst von verschiedenen Standpuncten aus, doch immer das Eine Wesentlichste, was das äußere und innere Seyn des Gegenstandes ausmacht. Wie beschränkt würde alle Menschenkunde, wie dürftig alle Geschichte seyn, wenn wir nur den, der ganz unsres Geistes und unsrer Meinung ist, recht zu erkennen vermöchten! Es nöthigt uns eine heilige Gerechtigkeit, den, mit dem wir uns enger verbunden fühlen, um so strenger, den, von dem die Meinung uns trennt, um so vorsichtiger zu würdigen. Und mehr, als meist in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen, herrscht in der Geschichte die Liebe, die am unbefangensten macht, und, aller unfreundlichen Deutung sich entäußernd, den Menschen gern liebenswürdig findet.

So trete auch hier die freie, ruhige Ansicht eines denkwürdigen, durch seinen erhabenen Standpunct, seine Schicksale, seine Persönlichkeit ausgezeichneten Zeitgenossen hervor; nicht getrübt von vorgefaßter Meinung, un-

verblendet von parteiischem Urtheil der Freunde oder der Gegner, selbst unbestochen von einem sonst achtbaren, aber der geschichtlichen Darstellung leicht gefährlichen Mitleid mit dem vielgekränkten, schmerzlich leidenden Greise, möge das Bild seines Lebens sich enthüllen. Wechselnd, wie sein Schicksal war, ist das Urtheil gewesen, das besonders Nichtkatholische über ihn gefällt haben; früher oft ungerecht angefeindet und angeklagt, selbst gemißdeutet und geschmäht, ist er später, als ein Leidender, viel beklagt und betrauert worden. Nun seine menschliche Gebrechlichkeit begraben, einem leidenschaftlichen Gericht überhoben ist, seine Leiden aber überwunden sind; jetzt übt die Geschichte ihre unveräußerlichen Rechte.

Als Quellen und Hülfsmittel sind für die nachfolgende Darstellung, außer mehrern allgemeinen Werken, Geschichtsbüchern und Reisebeschreibungen, besonders folgende benutzt worden:

1) Lebens- und Regierungsgeschichte des nun verewigten Papstes Pius VI. (Mit seinem Bildniß.) Mit dem angeblichen Druckort Cesena. 1800.

2) Lebensgeschichte Pius VI., Röm. Papstes. In einer Trauerrede auf dessen Tod, entworfen von Cäsar Brancadoro ꝛc., Erzbischof von Nisibis und Secretair der Congregatio de propaganda fide. Nach dem latein. Original frei bearbeitet, und mit einigen historischen Anmerk. aus dem Franz. begleitet von Placidus Muth ꝛc. Erfurt 1800.

3) Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. à Paris l'an sept (1800.) II. Voll. (Der Verfasser ist der bekannte franz. Gesandte in Spanien und Sachsen, Bourgoing.)

Die ausführliche Lebens- und Regierungs-Geschichte des Papstes Pius VI. aus ächten und bewährten Quellen zusammengetragen, Cesena (Ulm) 1781—1796. 6 Bände, deren ungenannter Verfasser ein protestantischer Prediger, Ade, im Würtembergischen gewesen seyn soll, hat man nicht auffinden können. Dies ist um so unangenehmer, da dieses Werk (das aber nur bis zum Jahr

1790 reicht) als reichhaltig und unparteiisch gerühmt wird.

Dagegen boten die schätzbaren „Denkwürdigkeiten meiner Zeit", von Chr. W. v. Dohm. 2r Bd. 15. Kap. ein sehr brauchbares Hülfsmittel dar, besonders zur Geschichte der Verhältnisse des Papstes mit Kaiser Joseph II.

Giovanni Angelo, aus der gräflichen Familie Braschi, ward zu Cesena (einer Stadt am Fluß Savio, in der päpstlichen Provinz Romagna) am 27. December des Jahres eintausend siebenhundert und siebzehn gebohren. Die Verhältnisse seines Hauses waren nicht glänzend, aber hinreichend, um seiner Bildung eine vorzügliche Sorgfalt und nicht zu kargen Aufwand zu gewähren.

Man glaubte früh ungemeine Anlagen in ihm zu bemerken; sein Vater selbst war redlich bemüht, diese durch Erziehung und Unterricht zu entwickeln und zu leiten. Des Knaben stiller Ernst, seine Sanftmuth und Freundlichkeit nahmen eben so sehr, wie seine durch reges Ehrgefühl erhöhte Wißbegier, für ihn ein, und schienen bei einem zwar lebhaften, doch so verständigen Geist jede Strenge entbehrlich zu machen. So gewöhnt' er sich an eine geneigte Willfahrung seiner Wünsche und an eine gütige Begegnung, ohne, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, in Versuchung zu kommen, dieselbe zu mißbrauchen. Aber die Auszeichnung, die ihm schon so früh zu Theil ward, das sichtbare Wohlgefallen, das man ihm bewies, mochten vielleicht schon in seiner zarten Jugend den Keim einiger Selbstgefälligkeit und Eitelkeit in ihm entfalten und nähren, wiewohl er auch dadurch nur zu freudigerem Eifer, sich hervorzuthun und wirkliche Vorzüge sich zu erwerben, angefeuert ward.

Als er dreizehn Jahr alt geworden, hatte, nach der Ueberzeugung der Seinigen, sein Geist schon eine solche Reife erlangt, daß er von zweckmäßigen Vorübungen zu den strengern Wissenschaften übergehen, und sich insbe-

sondre der Rechtskunde widmen konnte. Mit dieser, die auch in dem Mittelpunct der Römischen Kirche eine sichre Führerin zu höhern Würden war, beschäfftigt' er, obwohl zum geistlichen Stand bestimmt, sich sechs Jahre lang. Schon in seinem neunzehnten Jahr erlangt' er darin die Doctorwürde, und konnte nun als ein Meister des canonischen Rechts gelten.

Indeß hatte der künftige Geistliche mit der Theologie sich noch wenig beschäfftigt, und das, was zum Wesen seines eigentlichen kirchlichen Berufs vorzüglich gehörte, war bis dahin, nach der herkömmlichen Gewohnheit derer, die auf eine größere Laufbahn im Kirchenstaat sich vorbereiteten, nur Nebensache gewesen. Die allgemeinere Bildung für einen höhern Rang in der Gesellschaft ließ man der besondern für den eigenthümlichen Stand, in dem sich der Jüngling, mit einem erweiterten Gesichtskreis, emporarbeiten sollte, den herrschenden Verhältnissen gemäß, vorangehen. Und in der That konnte, wenn jene allgemeinere Bildung nur eine zweckmäßige war, und der künftigen Bestimmung nicht zu sehr entfremdete, dann, bei größerer Reife des Geistes, die vielumfassende Wissenschaft des Geistlichen sowohl rascher, als mit größerer Selbstständigkeit gewonnen werden. Nur mußte die dazu erforderliche Muße nachher nicht durch zu viele weltliche Rücksichten und Zerstreuungen verkürzt werden.

Kaum aber hatte der Jüngling sich die Kenntnisse angeeignet, die in der Römischen Kirche für höhere geistliche Würden unerläßlich waren, aber doch immer nur dem Aeußerlichen derselben angehörten, als man glaubte, es sey Zeit, daß er seine öffentliche Laufbahn, den reizenden Weg zu Ehren und Auszeichnungen, antrete. Rom, noch der mächtige Mittelpunct der katholischen Kirche, war der Ort, wo ein aufstrebender, dem Kirchendienst geweihter Jüngling seine Bildung vollenden, mit dem günstigsten Erfolg das öffentliche Leben beginnen, und am schnellsten zum Ziel kommen konnte. Dorthin eilte auch Braschi, von den kühnen Hoffnungen eines ehrbegierigen Herzens geleitet.

Doch wollt' er vorher noch, ehe er aus dem kleinen Cesena in die glänzende Hauptstadt überging, seinen

Oheim Carl Bandi in Ferrara begrüßen, um von diesem mit gutem Rath und günstiger Empfehlung für seine Absichten ausgestattet zu werden. Dieser ihm wohlwollende Bruder seiner Mutter, der eine ähnliche Laufbahn, nicht ohne Glück, erwählt hatte, und damals Advocat und Auditor bei dem berühmten Cardinal-Bischof Ruffo war, konnte vor Allen dem Neffen in seinem Plan förderlich seyn, und ihm die besten Vorschriften für sein Verhalten, die sicherste Anleitung zur Erringung seines Ziels ertheilen.

Bandi aber, ein Mann von Erfahrung, Einsicht und Lebensklugheit, mochte fürchten, sein Neffe könne, bei so jugendlichem Alter, in dem verführerischen und mit dem mannigfachsten Leben fast überladenen Rom leicht irregeleitet, besonders aber übersehen werden, wenn er nicht gleich beim ersten Auftreten mit noch glänzendern Vorzügen und besser begründeten Ansprüchen ausgerüstet erschiene, und in der neuen Welt, die ihn aufnehmen sollte, schon heimischer wäre. Es war auch in jeder Hinsicht rathsam, der aufstrebenden Seele des Jünglings, bevor er auf den größern Schauplatz sich wagte, mehr Sicherheit und Gewandtheit, und die unverwandte Richtung auf Ein Ziel mitzutheilen, die in jener vielgestaltigen Römischen Welt, dem Zusammenfluß der verschiedenartigsten Bestrebungen, Beschäfftigungen und Genüsse, und so vieler wetteifernder Geister, nicht so leicht zu bewahren ist. Der Eintritt aus der Schule in das öffentliche Leben, zumal mit großen Ansprüchen an dasselbe, mußte von einer gediegneren Weltkenntniß erst mehr vorbereitet werden, damit der jugendliche Geist gleich in Verhältnisse eintrete, die ihm nicht mehr durchaus neu, die ihm schon befreundeter wären, und weder die Wünsche und Neigungen des Herzens, noch vorgefaßte Meinungen, weder Staunen und Bewunderung, noch rascher Unmuth und Selbsttäuschung ihn seiner Laufbahn entfremde.

Zu solcher Vorbereitung konnte Braschi keine günstigere Gelegenheit finden, als in dem Hause seines Oheims Bandi, in der Nähe des feinen Cardinals Ruffo, der mit seinen Umgebungen selbst einen kleinen geistlichen Hof, ein verjüngtes Bild des päpstlichen, darstellte, und ein

lebendiges Beispiel gab, wie man zu geistlichen Ehren und Würden gelangen könnte. Darum gefiel es Bandi, seinen Neffen bei sich zu behalten, und eben sowohl seine gelehrten Studien zu leiten, als die doppelte Bildung zum Geistlichen und Staatsmann sorgfältig zu befördern. Dabei konnte zugleich in dem vielvermögenden Cardinal ihm früh ein Beschützer und Gönner gewonnen, und so der schutzbedürftige Lebensplan am sichersten eingeleitet werden. Aber nicht eine gewöhnliche Hofbildung, und nicht blos die oberflächliche Einübung zum künftigen Staatsmann sollte Braschi in Ferrara erhalten; ein Reichthum mannigfacher und vielseitiger Kenntnisse, ein Schatz auszeichnender Gelehrsamkeit, die auch am römischen Hofe nicht verschmäht, sondern begünstigt ward, und mehr als irgendwo glänzende Aussichten eröffnete, sollte ihn auszeichnen, und es ward von seiner und des Oheims Seite nichts versäumt, eine gründliche Bildung zu vollenden.

So zweckmäßig verwendet' er fünf Jahre im Hause seines um ihn sehr verdienten Oheims zu Ferrara. Was dieser beabsichtigte, war erreicht. Braschi, nun ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, leuchtete schon durch seine Gelehrsamkeit und vielseitige Bildung hervor, und rechtfertigte dadurch, auch bei näherer Bekanntschaft, die Gunst, die sein gefälliges und einnehmendes Aeußere, der Anstand mit Anmuth, die schon früh ihn auszeichnende Würde seiner ganzen Erscheinung, ihm gewann. Auch Ruffo hatte seine Neigung ihm zugewendet und ihn seines Schutzes um so williger versichert, als der Jüngling mit andern liebenswürdigen Eigenschaften auch eine Frömmigkeit verband, die durch andächtige Uebungen und durch einen unbescholtenen Wandel sich bethätigte, und eine Bescheidenheit, die keine seiner, wie es auch jetzt schien, nicht gemeinen Anlagen, und keinen seiner glänzenden Vorzüge, wohl aber seine Selbstgefälligkeit und seine größern Ansprüche verbarg.

Damit war er denn seinem Ziel um Vieles näher gekommen; der Aufenthalt in Ferrara hatte seine Kenntnisse und Erfahrungen bereichert, ihn noch mehr zu einem feinen und angenehmen Hof- und Weltmann gemacht, die

Gunst eines mächtigen Beschützers ihm wirklich gewonnen, und die geistliche Laufbahn, für die er so ganz geeignet schien, eingeleitet. Aber noch immer war die Beschäfftigung mit der eigentlichen Theologie ihm nur Nebensache gewesen, und eh er in stiller Muße sich derselben widmen konnte, trat er schon in das öffentliche zerstreuende Leben ein.

Im Februar des Jahres 1740 war der Papst Clemens XII. gestorben, und im August Prosper Lambertini, unter dem Namen Benedict XIV., auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Bald darauf ging Ruffo als Dechant des Cardinalcollegiums nach Rom, und Bandi, den seine Amtsverhältnisse auch dahin führten, brachte nun selbst seinen Neffen auf den größern Schauplatz.

Braschi wohnte auch in Rom im Hause seines Oheims, der für seine Bildung und Beförderung fortwährend mit der größten Freundlichkeit sorgte, und nichts versäumte, was ihm zur Empfehlung dienen könnte. Benedict XIV., ein gebildeter und gelehrter Mann, zeichnete nur kenntnißreiche Männer aus, und nur solche durften Begünstigung von ihm hoffen. Darum durfte auch Braschi nichts versäumen, was die Aufmerksamkeit eines solchen Oberhauptes der Kirche, und dessen Geneigtheit ihm gewinnen konnte. Nun erst widmet' er sich den theologischen Wissenschaften, mit schon reiferem Geist, mit Fleiß und Eifer, und darum nicht ohne Erfolg, aber doch unter Verhältnissen und Zerstreuungen, die ein tieferes Eindringen und gründliches Forschen kaum gestatteten. Günstiger mußte die Nähe des päpstlichen Hofes auf ihn einwirken, da eine ungeheuchelte Frömmigkeit, Sittenstrenge, und überhaupt ein guter Geist zu dieser Zeit dort herrschte.

Bandi's Ernennung zum Suffragan von Velletri, und sein bald darauf (1745) erfolgter Abgang von Rom, änderten auch Braschi's Verhältniß und Lage. Jener aber hatte noch scheidend ihn seinem Beschützer, dem einflußreichen Cardinal Ruffo, dringend empfohlen, und dessen Gunst versetzte ihn jetzt in einen größern Wirkungskreis,

der ihn zugleich fester an den Römischen Hof anschloß. Er ward Auditor der päpstlichen Canzlei, und hatte nun die erwünschteste Gelegenheit, unter den Augen einflußreicher Obern, den Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen zu entfalten, und durch Thätigkeit und Berufseifer sich bemerkbar zu machen.

Aber auch bei den glänzendsten Vorzügen war es in Rom, wo so viele ausgezeichnete Männer sich zusammenfanden und eifrig nach Rang und Würden strebten, nicht so leicht, das ersehnte Ziel zu erreichen, wenn nicht besondre äußere Begünstigungen und Empfehlungen dazu kamen. Braschi blieb acht Jahre lang Auditor, und hatte es nur der vorsorgenden Liebe seines Oheims, der indeß Bischof von Imola geworden, und dem Wohlwollen Ruffo's zu danken, daß er endlich, durch eine ausgezeichnete Begünstigung und ehrenvolle Beförderung, seinem Ziel schnell näher kam. Zwar starb Ruffo 1753; er hatte aber vorher noch seinen Schützling selbst dem Papst vorgestellt, und so große Hoffnungen von ihm erregt, daß Benedict ihn bald nachher zu seinem Geheimschreiber ernannte.

Dies war an sich schon ein sehr ehrenvoller Posten, zugleich aber der sichre Weg zu noch höhern Beförderungen, und er blieb deshalb auch nicht unbeneidet. Manches geschah, den Papst gegen ihn einzunehmen; dieser aber glaubte zu sehr, was Ruffo von ihm gerühmt, selbst bestätigt zu finden, und war in seinem Vertrauen zu beständig, als daß Braschi, der Alles aufbot, dasselbe zu rechtfertigen, seine Gunst verlieren konnte. Benedict war nicht bloß durch sein einnehmendes Aeußere und gefälliges Betragen für ihn gewonnen, sondern achtete auch seine vielfältigen Kenntnisse, seinen großen Berufseifer, seine aufrichtige Frömmigkeit, und überzeugte sich von seiner Brauchbarkeit, die, in seinem damaligen Amte, auch durch eine fertige und reinliche Handschrift erhöht ward. Konnt' es auch dem überlegnern Geist Benedicts nicht entgehn, daß Braschi nur mittelmäßige Geistesanlagen hatte, so empfahlen ihn doch andre achtbare Verdienste, die jener auch mit einem Cononicat an der Peterskirche belohnte.

Aber die Aussicht auf weitere Beförderung ward durch Benedicts langgefürchteten Tod (am 3. Mai 1758) fast vernichtet. Clemens XIII. (Rezzoniko), der die Tiare empfing, schien auf Braschi nicht zu achten, und dieser hatte indeß auch manche Freunde und Gönner verloren. Doch gelang es ihm, die Freundschaft des Cardinalkämmerlings zu gewinnen, mit dem er, als Auditor, mehrjährig in enger Verbindung lebte, und der auch die Aufmerksamkeit des neuen Papstes auf ihn lenkte. Auch dieser faßte bald Vertrauen zu dem einsichtsvollen, thätigen, frommen und unbescholtnen Mann, und ertheilte ihm die ehrenvollste und wichtigste Auszeichnung, da er ihn (1766) zum Generalschatzmeister ernannte.

Nicht leicht konnten irgendwo die Verhältnisse eines solchen Amts verwickelter seyn, als in Rom, und kaum zu einer andern Zeit schwieriger, als eben damals. Ein großer Theil jener Geldquellen, die vormals in den päpstlichen Schatz strömten, war versiegt; das vordem so reiche Rom hatte schon eine drückende Staatsschuld; bei den mannichfachen Streitigkeiten, in welche Clemens XIII. sich mit den meisten europäischen Fürsten verwickelte, ward der Mangel an Einkünften immer fühlbarer; Schaaren von Jesuiten, aus Portugal, Spanien, Frankreich und selbst aus italienischen Staaten vertrieben, strömten in den Kirchenstaat, und des Papstes lebhafte Theilnahme an ihren Schicksalen, seine Milde und Güte wendete auf ihren Unterhalt fast unerschwingliche Summen; das Volk barg nicht die Unzufriedenheit mit den öffentlichen Angelegenheiten, und zeigte laut seinen Unmuth über drückende Abgaben, unerträgliche Theurung der ersten Lebensbedürfnisse und die allzusichtbaren Mängel der Verwaltung. Aber viele dieser Mängel waren nicht so leicht abzustellen, manche tief eingewurzelte Uebel gar nicht zu heben; der Aufwand des Hofes, die Staatsausgaben schienen zum Theil noch auf jene Zeit berechnet, wo der päpstliche Schatz aus allen Ländern Europa's Einkünfte bezog, die jetzt nur kärglich, oder gar nicht eingingen. Neue Hülfsquellen wollten nirgends sich aufthun; in größerer Betriebsamkeit und fleißigerm Anbau des Landes sich solche zu eröffnen, war wenigstens nicht das Werk weniger Jahre, und die Ansprüche waren dringend. Man-

cher Unterschleif, häufige, zum Theil offenkundige, Betrügereien, welche die Staatseinkünfte verminderten, schienen mit manchen Verhältnissen so verwachsen, daß der Schatzmeister sie nicht zu heben vermochte.

So war es keine geringe Aufgabe, ein Amt zu verwalten, das Vieles leisten sollte, und die Mittel dazu nicht in seiner Gewalt hatte, von dem man Erleichterung der Lasten zu einer Zeit erwartete, wo es fast unabwendbar neue auflegen mußte, um die nächsten Anforderungen zu befriedigen. Unter solchen Umständen ist es immer ein Beweis von Klugheit, Gewandtheit und Berufstreue, wenn Braschi, obwohl er so vielen Uebeln nicht zu steuern, den Nothstand nicht zu heben, und keine wesentliche Verbesserung herbeizuführen vermochte, wenigstens Vertrauen sich erwarb, und die Ueberzeugung, daß er es ehrlich und redlich meine, ziemlich weit verbreitete. Anfangs ward seine Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit so wenig bezweifelt und sein guter Wille so allgemein anerkannt, daß nicht nur der Papst mit seiner Verwaltung zufrieden war, sondern auch das Mißvergnügen und die ungünstige Stimmung des Volks einigermaaßen sich verminderte. Aber die Nachwehen einer mehrjährigen Hungersnoth, die kurz vorher geherrscht hatte, und nicht so leicht verwunden war, und die Fortdauer vieler drückenden Lasten, brachten bald wieder das Schatzmeisteramt in denselben bösen Ruf, in dem es schon lange beim Volke stand.

Für Braschi ward gleichwohl dieses Amt vielfach vortheilhaft; er erwarb sich in demselben viele Freunde, und ward schon ein so bedeutender Mann, daß er zu größern Ansprüchen und Hoffnungen sich berechtigt glauben durfte, und wirklich seinem Ziel immer näher rückte. Aber die engere Verbindung mit Clemens XIII. und dessen Hof, die tiefere Einsicht in die damalige Politik desselben, hatte auch auf seine Grundsätze und sein nachmaliges Verfahren sehr wichtigen Einfluß. Clemens XIII. wußte durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit und einen unbescholtnen Wandel sich persönlich Achtung, durch Entschlossenheit und Beharrlichkeit, unter den ungünstigsten Verhältnissen, seinem Amt neues Ansehn zu gewinnen,

und durch die Unerschrockenheit und unüberwindliche Standhaftigkeit, mit der er die Rechte des Römischen Stuhls vertheidigte und geltend machte, zu einer Zeit, wo fast Niemand mehr sie in ihrem alten Umfang anerkennen wollte, auch manche zerstörende Eingriffe abzuwehren. Als sey er ein unmittelbarer Nachfolger jener frühern Päpste, die sich als die unbeschränkten Herren der ganzen Christenheit betrachten durften, schien er nicht zu wissen, wie viel die Nachgiebigkeit seiner nächsten Vorgänger schon verloren gegeben hatte, vergönnt' er dem Fortschritt der Zeit und ihres neuen Geistes kaum eine Rücksicht, und furchtlos begann er den Kampf mit den mächtigsten Fürsten, fest entschlossen, keine Gefahr zu scheuen, und selbst sein Leben daran zu setzen, um das Papstthum aufrecht zu erhalten, und, wenn es auch vergebens wäre, die Unabhängigkeit von weltlicher Gewalt, für die römische Kirche, unbeweglich zu behaupten. Nichts konnte ihn vermögen, in die Maaßregeln zu willigen, die man fast allenthalben zur Vernichtung des Jesuiterordens ergriff; während man die Ordensbrüder aus der Nähe der Throne entfernte, aus mehrern Staaten sie vertrieb, versammelt' er sie öffentlich um sich, und behandelte sie als die Stützen des Papstthums, obwohl sie dies eigentlich schon längst nicht mehr gewesen waren. Die Erhaltung der päpstlichen Macht galt ihm als gleichbedeutend mit der Erhaltung der Kirche, und die Sache der Kirche nannt' er laut die Sache Gottes. In diesem Sinn wirkt' er, braucht' er die Waffen, selbst die längst veralteten, der geistlichen Herrschaft, Bann und Interdict, auch gegen Fürsten, und versuchte so durch Erneuung der alten folgerechten päpstlichen Grundsätze das zu bewahren, was eine, wie es schien, zeitgemäße Nachgiebigkeit nicht erhalten konnte.

Das war der Mann, unter dessen Hoheit Braschi seine Staatskunst fester begründete, unter dessen Leitung er ein so wichtiges Amt verwaltete, dessen Schule er treulich benutzte, dessen Gedächtniß und Vorbild er sorgsam bewahrte. Und erlangte auch Clemens nicht sein Ziel, was unmöglich war, blieb auch seine ganze Regierungszeit eine fast ununterbrochne Reihe von Kränkungen, bittern Erfahrungen und Mißverhältnissen, so konnt' es doch löblich scheinen, etwas Großes so standhaft gewollt, das

Angefochtene so muthig vertheidigt, und größern Verlust noch abgewendet zu haben. Die fast allgemeine Trauer der Römer nach dem Tode dieses Papstes, die laute Anerkennung eines musterhaften Verhaltens des Verstorbenen, mochte einem Manne, wie Braschi, der an sich schon zu gleichen Grundsätzen sich hinneigte, dieselben noch mehr empfehlen.

Aber ein andrer Geist schien mit Ganganelli, der, als Clemens XIV. den päpstlichen Thron bestieg (am 19. Mai 1769) in Rom herrschend zu werden. Dieser glaubte wieder, eine weise Nachgiebigkeit, ein kluges Bequemen nach den Zeitverhältnissen, der schon früher von ihm gemißbilligten Strenge und Beharrlichkeit Clemens XIII. vorziehen zu müssen, und setzte alle Künste einer geschmeidigen und feinen Politik in Bewegung, um aus dem Sturm der Zeit doch Einiges von dem zu retten, was ganz nicht mehr behauptet werden konnte. Seine ungemeine Einsicht, seine vielseitigen Kenntnisse, die Einfalt und Reinheit seiner Sitten, hatten auch ihm, schon als Cardinal, allgemeine Achtung gesichert, und seine Freimüthigkeit und Mäßigung ihn denen, die einen aufgeklärtern Papst wünschten, empfohlen. Er wand sich mit ziemlichem Glück durch die mißlichsten Verhältnisse und mancherlei Anfechtungen hindurch, konnte aber nicht vermeiden, manches Opfer zu bringen, zu dem sein Vorgänger sich nie verstanden hätte. Schweigend ließ er Vieles geschehen, was der päpstlichen Macht freilich nicht zuträglich, aber doch nicht zu hindern war, und ganz dem Grundsatz Clemens XIII. entgegen wollt' er lieber Einiges, was die Mächtigen thaten, gar nicht bemerken und übersehen, als durch vielleicht muthvollen, aber doch ohnmächtigen Widerspruch zu noch gewaltsamern Maaßregeln und verderblichern Eingriffen von Seiten der Fürsten in die allenthalben angefochtene und gefährdete Kirchengewalt reizen. Ihm selbst mochte auch Manches von dem, was als Gerechtsame des Papstthums seit Jahrhunderten geltend gemacht, und noch von seinem Vorgänger, zwar mit Entschlossenheit, Standhaftigkeit und gleichmäßiger Kraft, aber ohne Glück vertheidigt worden war, als Vorurtheil und Anmaaßung, wenigstens als zeitwidrig, erscheinen, und so gab er, nicht aus Charak-

terschwäche und Schlaffheit, sondern recht aus Grundsatz, den, wie es schien, unabweisbaren Foderungen der weltlichen Gewalt und einer übermächtigen Nothwendigkeit vorsichtig nach.

Von großem Einfluß mußte auch diese Regierung auf Braschi seyn. Konnte sie auch seine frühern strengen Ansichten kaum mildern, so empfahl sie ihm doch jene Zurückhaltung und Mäßigung in ihrer Anwendung und die vorsichtigere Klugheit, der er seine nachmalige Erhebung besonders zu verdanken hatte. Clemens XIV. bezeugte ihm Vertrauen und Wohlwollen, indem er ihn noch vier Jahre in seinem Amt als Schatzmeister ließ (was, zumal bei dem sonst gewöhnlichen raschen Wechsel der Aemter am päpstlichen Hof, immer eine seltne Auszeichnung war), und am 26sten April 1773 ihn zum Cardinal erhob. Zur Bestreitung des nöthigen Aufwandes erhielt er die Abtei Rubiaco, eine Pfründe von nicht zu reichem Ertrag.

So gelangte nun Braschi, schon im höhern Alter, zu dem lang ersehnten Ziel, an dessen Erringung er den größten Theil seines Lebens gesetzt, auf das er sich unablässig vorbereitet hatte. Jetzt aber stand er auch auf einer so hohen Stufe, daß nur noch Ein Schritt zur höchsten übrig war, und nicht bloß genoß er der Achtung eines Papstes, der Verdienste zu würdigen wußte, sondern auch der angesehensten und mächtigsten Herren am Hofe, mit denen er aufs innigste verbunden, und durch die sowohl, als durch sich selbst er schon einer der ersten und bedeutendsten Männer in Rom wor.

Seine kirchlichen und politischen Grundsätze waren schon unter Clemens XIII. so entschieden, daß die Regierung Clemens XIV. sie nur noch mehr bestätigen und in ihm befestigen konnte. Von Natur war er mehr Jenem als Diesem verwandt, eben so, wie Jener, mehr für eine starre Unbiegsamkeit, mit einiger Beschränktheit, gestimmt, als zu kluger und feiner Nachgiebigkeit, mit freierer Ansicht, geneigt; eben so streng, und aus Ueberzeugung unerschütterlich in seiner Meinung von geistlicher Gewalt und Herrschaft, von der Heiligkeit der Pflicht,

auch nicht im Kleinsten von dem alten Recht zu weichen. Wär' er auch nicht schon zu alt gewesen, um unter Clemens XIV. nach dessen Vorbild ganz neue Ansichten und Grundsätze sich zu bilden, so würde selbst dessen Schicksal ihn davor gewarnt haben. Denn der gefällige, nachgebende Papst erntete von den größten Opfern, die er, meist nicht ohne großen Kampf, brachte, fast nie die gehofften Früchte, und auch sein Leben ward, bei manchen scheinbaren Begünstigungen, doch fast noch mehr, als das seines Vorgängers, eine Kette von Unannehmlichkeiten und Kränkungen, die um so fühlbarer vermehrt wurden, als er, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt zu vermitteln bemüht, und von den Grundsätzen abweichend, durch deren folgerechte Behauptung allein das Papstthum bestehen konnte, sich in endlose Anfechtungen verwickelte, und mit den kirchlichen Verhältnissen und ihren Dienern selbst in Zwiespalt gerieth. Er hatte lange schwer gekämpft und sich gesträubt, eh er zu dem Entschluß kam, den lauten und nachdrücklichen Foderungen der mächtigsten Fürsten, den Jesuiterorden aufzuheben, wirklich nachzugeben, und als er am 21sten Juli 1773 endlich durch ein Breve die völlige Auflösung des Ordens gebot, geschah es recht eigentlich gegen seinen Willen und seine Ueberzeugung, und nur im Drang einer bittern, nicht länger abzuwehrenden Nothwendigkeit. Aber wie dieser Schritt, gegen seine Ueberzeugung, gethan war, folgte die bitterste Reue, quälender Unmuth, Verdruß und Sorge aller Art ihm nach; er schien im Kampf gegen kleinere Widerwärtigkeiten und Uebel Schild und Waffen geopfert zu haben, und nun allen größern ohne Mittel zur Vertheidigung Preis gegeben zu seyn.

Braschi hatte sowohl aus Neigung gegen die Jesuiten, als nach seinen Grundsätzen, die Aufhebung des Ordens gemißbilligt, und mit tiefem Schmerz, unverhohlenem Unwillen und großer Besorgniß, den entscheidenden Schlag, der ihm noch viel Schlimmeres weissagte, gesehen. Die Leiden, welche seitdem des Papstes Leben verbitterten, überzeugten ihn nur noch mehr, daß allein durch strenges Bewahren seiner Ansichten und durch unerschütterliche Beharrlichkeit ein solches Mißgeschick zu vermeiden sey.

Auch noch auf andre Weise hatte Clemens XIV. Regierung seine Grundsätze befestigt, zugleich aber auch mit der feinen Gewandtheit und klugen Politik desselben ihn einigermaaßen befreundet, einige freiere Ansichten ihm näher geführt, so viel die Strenge seiner früher gefaßten Meinungen solchen zugänglich war. Besonders ward durch Clemens XIV. seine Aufmerksamkeit auf bessere Verwaltung des Staatsschatzes, und auf die Mittel, demselben aufzuhelfen, namentlich auf Beförderung eines bessern Anbau's des Landes, und größerer Betriebsamkeit, worin der Kirchenstaat andern Ländern so weit nachstand, hingeleitet. Die große Thätigkeit und Ordnungsliebe, welche Braschi als Schatzmeister bewies, hatte nicht nur wesentliche Vortheile dem Staat gebracht, sondern auch seinen eignen Einfluß fast über den des Cardinalkämmerlings erhoben, und, weil noch immer viele Verbesserungen, deren Nothwendigkeit von den einsichtsvollsten Männern am Hofe anerkannt ward, in der Verwaltung zu bewirken waren, und man von ihm diese mit größter Zuversicht hoffte, war ihm auch dadurch der Weg zu einer Würde gebahnt, die, so reizend sie ihm war, er selbst doch kaum zu suchen schien.

Nur kurze Zeit überlebte Clemens XIV. den Jesuiterorden. Sein Tod (am 22sten September 1774) setzte alle Parteien in Bewegungen, die irgend auf die neue Papstwahl einigen Einfluß haben, oder, aus irgend einem Grunde, dabei nicht gleichgültig bleiben konnten. Die Gesandten der vornehmsten katholischen Mächte, Portugals, Spaniens, Frankreichs und des Kaisers, nahmen den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen, und begünstigten bald diesen, bald jenen Cardinal, der ihren Höfen am meisten empfohlen war. Der sichtbare Widerstreit und die ganz entgegengesetzten Absichten der geistlichen und weltlichen Gewalt hatten auch das Conclave, das bei aller Wahlfreiheit, doch von dem Drang der Verhältnisse und dem Willen der Fürsten nicht unabhängig seyn konnte, in eine so bedenkliche und schwierige Lage versetzt, daß lange fruchtlose Berathungen kaum einen einmüthigen Entschluß zuließen. Wenn die weltlichen Mächte, einverstanden in dem Verlangen: daß der neue Papst auf dem von Clemens XIV. betretenen

Pfade fortwandle, und darum durch gleiche Mäßigung, Geneigtheit und Willfährigkeit, durch gleiche Unbefangenheit der Meinung, und durch Bescheidenheit seiner Ansprüche im voraus bewährt sey, unablässig nur die Wahl eines solchen als die Bedingung ihrer Anerkennung aufstellten; so war gerade jetzt, wie fast die gesammte katholische Geistlichkeit, so auch die überwiegende Mehrheit der Cardinäle am wenigsten geneigt, nach den Wünschen und Foderungen jener Mächte sich zu bequemen. Man suchte einen Papst, wie Clemens XIII. gewesen, war aber doch genöthigt, diese Absicht möglichst zu verbergen, und eine Wahl zu treffen, die, ohne die Sache der Kirche zu gefährden, nicht zu starken und gefährlichen Widerspruch bewirken möchte.

In dieser Verlegenheit richteten sich endlich, nachdem man lange zwischen den Cardinälen Visconti und Pallavicini geschwankt, letzterer aber allmählig seine Ansprüche aufgegeben hatte, aller Blicke auf den Cardinal Braschi, zu dessen Gunsten seine persönliche Würde, die Strenge seiner Grundsätze, die Unbescholtenheit seines Wandels, die Thätigkeit und der Eifer, die er in seinen frühern Aemtern erwiesen, die Meinung, die man von seiner Gelehrsamkeit, Einsicht und Geschäfftskenntniß hegte, endlich auch viele günstige Freunde und Gönner sehr nachdrücklich sprachen. Die Vertrauten wußten, welch ein Mann er sey, wie in so Vielem dem zurückgesehnten Clemens XIII. ähnlich, darum ganz der Papst, dessen die Kirche zu bedürfen schien, und den besonders die zwar aufgelösten, aber noch immer einflußreichen und unsichtbar engverbundenen Jesuiten wünschen mußten. Weniger wußte die Welt, was von ihm zu erwarten sey; aber er hatte seine wahre Meinung und Gesinnung so fein versteckt, daß seine Wahl den katholischen Fürsten um so weniger bedenklich oder anstößig seyn konnte, als das Vertrauen, das selbst der verehrte Clemens XIV. ihm bezeugt, ein vortheilhaftes Zeugniß für ihn war, und man voraussetzen durfte, er sey bis dahin mit dessen Maaßregeln einverstanden gewesen, und werde fortwirken in solchem Geist.

Am 15ten Februar 1775 vereinigten sich endlich alle Parteien, und machten die Wahl Braschi's bekannt.

Kaum war diese Entscheidung ausgesprochen, als er sich demüthig auf die Kniee warf, und in einem lauten, rührenden Gebet seine Empfindung ausdrückte. Schnell ging er von diesem zu einer kurzen Anrede an die Cardinäle über, und erklärte, vielleicht etwas weniger wahr, vielleicht auch von einer geheimen Ahndung ergriffen, — (wie sie zuweilen in großen, entscheidenden Augenblicken das gepreßte Herz bewegt) — „daß dieser Beschluß der versammelten Väter für ihn ein Unglück sey!" Mit dem Namen: Pius VI. trat er nun im Glanz seiner neuen Würde auf, die er, nach seiner frommen Denkungsart, wohl als ein unverdientes Geschenk Gottes betrachtete, während zugleich sein lebhaftes Selbstgefühl ihm das Bewußtseyn gab, daß er derselben nicht unwürdig sey, und daß er eben sowohl ihr, wie sie ihm zur Zierde gereiche.

Es konnte zweifelhaft scheinen, ob es Demuth oder Eitelkeit sey, daß er gleich am Tage seiner Wahl einen Eilboten mit Briefen an seine Verwandten und an den Magistrat nach seiner Vaterstadt sandte, und mit der Nachricht von seiner Erhebung die freundliche Ermahnung verband, daß man keine zu kostbaren und lauten Freudenfeste deshalb veranstalten möge; zugleich empfingen die Armen von Cesena einige Beweise seiner Wohlthätigkeit und Milde. Gewiß ist, daß er in Rom selbst, wo er die üblichen Festlichkeiten bei seinem Regierungsantritt nicht ablehnen konnte, sich mit aller prunkenden Herrlichkeit seines erhabnen Amtes nicht ungern umgab, und unter den Sorgen für die wichtigen Angelegenheiten seiner neuen Herrschaft die Sorgfalt für seinen Körper und für den Eindruck, den sein öffentliches Erscheinen machen sollte, nicht vergaß. Die Römer, die zwar nicht ganz ohne gute Erwartungen den erwählten Papst begrüßten, aber doch noch ungewiß waren, wie er dieselben rechtfertigen möchte, zumal er, als ein Zögling des wenigstens nicht allgemein beliebten Rezzonico, ihnen doch einige Zweifel erregte, auch durch seinen angenommenen Namen an ein altes Verschen erinnerte, welches behauptete, daß die Regierung der Sechsten für Rom immer unheilvoll gewesen*), freuten sich zunächst des unverkennbaren Adels,

*) „Semper sub Sextis perdita Roma fuit."

der natürlichen Hoheit, des feierlichen und doch gefälligen Anstands seines äußern Wesens, und die Römerinnen waren entzückt von dem noch im höhern Alter schönen Papst. Er verstand es, diese äußern Vorzüge geltend zu machen, und in das günstigste Licht zu stellen, und hatte Gewandtheit und Feinheit genug, die Vorbereitung und Einübung zu verbergen, die bei ihm jedem Auftreten unter den Menschen vorangingen. — Noch allgemeiner rühmte man, daß er bei der Uebernahme seiner neuen Würde reiche Spenden an die Armen austheilte, eine wenig begüterte Frau, die ihn in seiner Kindheit gepflegt hatte, zu sich kommen ließ, und bei seinen ersten Gnadenbeweisen die achtbarsten und ärmsten Prälaten vorzog. Man freute sich selbst seiner Strenge gegen den Befehlshaber der Stadt Rom, der einigen Unordnungen nicht gesteuert hatte, und gegen den Aufseher der Getraidevorräthe, der, den Römern verhaßt und des Unterschleifs verdächtig, seine Rechnungen zu übergeben genöthigt ward, und seinen Gehalt verlor. Man durfte die schönsten Hoffnungen fassen, als Pius erklärte, daß er Allen, die durch gesetzwidrige Mittel eine Anstellung erlangt hätten, dieselbe wieder abnehmen werde, als er auch mehrere Gnadengehalte einzog, und dadurch der päpstlichen Kammer eine bedeutende jährliche Ausgabe ersparte. Ueberhaupt zeigt' er sich so herablassend, Allen zugänglich, gemäßigt und thätig, daß er jetzt die öffentliche Meinung für sich gewann.

Die Frommen aber erbauten sich noch mehr an der ungeheuchelten Gottesfurcht und herzinnigen Andacht, die das gerechteste Vertrauen einflößte, und ihm Vieler Herzen geneigt machte. Man erinnerte sich kaum, mit so vieler heiligen Salbung, mit einem solchen Ausdruck der frömmsten Theilnahme, mit so vieler wahrhaft geistlichen Würde die kirchlichen Gebräuche verwalten gesehn zu haben, als von Pius VI. Wenn er in den Kirchen oder Kapellen betete, schien sich sein ganzes Wesen in Andacht zu ergießen, und mit Ehrfurcht erkannte man dann in ihm den echten Priester der Kirche und würdigen Oberhirten der Gläubigen. Man fand ihn bald nach seinem Regierungsantritt, und auch später, oft in der Peterskirche lange Zeit auf den Knieen liegen, und besonders vor dem bron-

zenen Standbild des heiligen Petrus, wie in fromme Entzückungen, oder in gottselige Beschauungen, oder in tiefe Trauer über die Bedrängniß der Kirche versenkt. Dann legt' er wohl erschöpft sein Haupt auf die Füße der Bildsäule, und benetzte sie mit seinen Thränen. Und dies war so wenig bloßes Schauspiel, daß selbst seine Feinde und die Spötter die Aufrichtigkeit seiner Religiosität nicht bezweifelten, und ihn zwar abergläubiger Schwärmerei, nie aber der Heuchelei zeihen mochten.

Seine Seele war auch, seit er Papst geworden, von mannigfachen Sorgen bewegt. Kaum waren die Feierlichkeiten seiner (am 22sten Februar erfolgten) Krönung vorüber, kaum hatte er in dem ersten geheimen Consistorium den Cardinälen seinen Dank, die hohe Würdigung seines Berufs, den Ernst seiner Vorsätze bezeugt, und den feierlichen Eid auf die canonischen Satzungen abgelegt, als er sich lange in die Einsamkeit seiner abgelegensten Zimmer im Quirinal zurückzog, um ruhig die Bedürfnisse des Augenblicks, und die zwiefache Noth seiner geistlichen und weltlichen Herrschaft zu erwägen.

In der That konnte kaum eine schwierigere und bedenklichere Lage gedacht werden, als die seinige war. Zwei Päpste waren ihm vorangegangen, die beide, nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen handelnd, der eine bei der unbeugsamsten Beharrlichkeit, der andre bei der gewandtesten Nachgiebigkeit, doch von Unruhe und Mißgeschick bis an ihr Ende begleitet wurden. So gewiß nun Pius Sinnesart sich mehr dem erstern als dem letzten zuneigte, so durft' er es sich doch nicht bergen, daß die jetzigen Verhältnisse noch viel weniger, als damals, einen Clemens XIII. begünstigen möchten, daß ein hartnäckiges Festhalten an jenen Grundsätzen nur noch größeres Ungemach beschleunigend herbeiführen werde, und daß Clemens XIV., obwohl nicht mit Glück, doch mit Kenntniß des Zeitgeistes, und nicht ganz ohne Erfolg, gemäßigtere Ansichten befolgt habe. Dem Nachfolger schien nun kaum ein besserer Rath übrig, als mit Vermeidung dessen, worin beide zu weit gegangen, einen Mittelweg einzuschlagen, der von unzeitiger Strenge und allzugroßer Nachgiebigkeit sich gleichweit entfernte, kein Recht

Preis zu geben, aber auch keins ungebührlich auszudehnen schiene, und gleiche Weisheit im Strafen wie im Verzeihen bewiese. Aber dieser Mittelweg konnte um so weniger ersprießlich werden, als Pius denselben nicht entschieden genug, nicht mit durchdringender Klarheit und freier Willigkeit erwählte, bald mehr seiner Neigung als jener Weisheit folgte, und bei den hohen Begriffen, die er von seiner Würde, als Statthalter Christi und Oberhaupt der Christenheit, von seinen darauf gegründeten Gerechtsamen und Pflichten hegte, mit der Zeit und ihrem Geiste und mit den weltlichen Mächten unvermeidlich in Zwiespalt kommen mußte.

Zwar in der ersten Zeit seiner Regierung schien die Klugheit seines nächsten Vorgängers ihn noch zu leiten. Bei der ersten Ernennung neuer Cardinäle wußte er sehr verschiedenartigen Ansprüchen zu genügen, und Alles zu vermeiden, was seine nächsten Umgebungen oder die mächtigern katholischen Höfe hätte verletzen oder reizen können. Aber er fühlte wohl selbst, daß doch ein Kampf unabweisbar sey, und daß er denselben gegen einen bösen Zeitgeist beginnen müsse.

Seiner Frömmigkeit und Einsicht blieb es nicht verborgen, daß ein großer Theil der Verwirrung und Erniedrigung der Kirche und der geistlichen Gewalt seinen Grund in den Geistlichen selbst, in ihrer Abweichung von früherer besserer Ordnung habe. Treuherzig überredet' er sich, es werde Alles wieder besser werden, und die geistliche Macht neu aufleben, wenn die Geistlichen nur zu reinerer Sittlichkeit und größerer Strenge in ihrem Beruf zurückgeführt wären. Seine Bekanntschaft mit den Sitten eines nicht kleinen Theils der Römischen Geistlichen stellte ihm diese um so abschreckender dar, als er selbst die Tugend ehrte. Es war daher auch eine seiner ersten amtlichen Handlungen die Bekanntmachung eines Breve's (vom 19ten Mai 1775), in welchem er den Klerus nicht nur zu einem ehrbaren und anständigen äußern Wandel, sondern auch zu wahrhafter Sittenreinheit und Lebensheiligkeit ermahnte, und erinnerte, wie nichts so sehr den rechten Gottesdienst und die Gottseligkeit der Laien befördre, als ein erbaulicher Lebenswandel der

Geistlichen, in deren Leben Jedermann, als in einem Spiegel, sich beschaue.

Ein frommer und redlicher Wille war in Pius unverkennbar; gleichwohl zeigte sich's bald, wie wenig er zum Reformator seiner Kirche sich eignete. Nicht bloß erkannt' er den Grund ihres Verfalls und die Quelle so vieler Uebel viel zu wenig, sondern sein Bemühen war auch selbst von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen gefesselt, und mit zu großer Beschränktheit des eignen Geistes vermocht' er den Zeitgeist nicht klar aufzufassen, noch weniger sich über ihn zu erheben. Religion und Kirchenthum, Kirche und Papstthum flossen auch in seiner Vorstellung, wie es in Rom hergebracht schien, in Eins zusammen, und so ernstlich er darauf bedacht seyn mußte, daß man sie nicht noch schärfer trenne, als schon geschehen war, so ließ er doch die veralteten, und darum für seine Zeit leblosen oder nur zum Widerspruch reizenden Ansichten, welche jene Begriffe fast gar nicht unterschieden, zu sehr durchblicken, als daß sein Wirken von wohlthätigem Erfolg hätte seyn können. Ja er selbst verwirrte sich und seine Angelegenheiten immer mehr, da er eigentlich stets zwei Zwecke vor Augen hatte, beide erreichen wollte, und, bei seinen meisten Maaßregeln, den höhern dem niedern unterordnete. Sein frommes Herz jammerte des Zustandes der Christenheit und der Kirche, und er wünschte aufrichtig, den Uebeln zu steuern, welche aus der immer herrschender werdenden Ungläubigkeit, der schlaffen Gleichgültigkeit gegen alles Heilige, oder gar des frechen Spottes über dasselbe, erwuchsen, und damit unzertrennlich verbunden waren; — aber zugleich war das starke Bewußtseyn der Hoheit und Würde der römischen Bischofsgewalt, und sein persönliches Selbstgefühl gekränkt durch den Verfall der päpstlichen Macht und des geistlichen Ansehns überhaupt, und weil er auch darin eine vorzügliche Ursache der meisten Uebel der Kirche zu sehen wähnte, war ihm die Wiederherstellung des alten Papstthums, in der er zugleich die Erneuung der wahren Kirche, und somit des Heils der Christenheit sah, eigentlich das höchste Ziel und die wichtigste Angelegenheit seiner Regierung. Darum bracht' er der Kirche noch größern Nachtheil, weil er ihre Sache mit der des Papstthums ungebührlich zusam-

menwarf, und stürzte das Papstthum in noch schwerere Anfechtung, weil er für dieses Menschenwerk mit einer Hartnäckigkeit kämpfte, die ihm nur Standhaftigkeit in der Sache Gottes schien.

Wenn es aber offenbar ist, daß er dem Kampf mit dem Zeitgeist und mit den Mißverhältnissen seiner Lage nicht gewachsen war, so ist auch gewiß, daß dazu überhaupt mehr als Eines Menschen Kraft in Anspruch genommen ward. Unglaube und Geringachtung des Heiligen hatten schon längst furchtbar überhand genommen, und nicht bloß die Kirche, sondern auch das Christenthum selbst vielfältig angefochten. Von dem katholischen Frankreich aus hatte sich ein Geist der Ungebundenheit, des schnöden Muthwillens, der thörichten Klügelei und frevlen Unheiligkeit verbreitet, dessen Raserei nichts verschonte und wie eine ansteckende Seuche immer weiter wirkte. Der frömmste Muth mußte fast verzweifeln, durch menschliche Maaßregeln dem Unwesen zu steuern. Welch eine Lage für den Oberhirten der Kirche!

Des Papstes und alle geistliche Gewalt beruht wesentlich auf der öffentlichen Meinung; jene ist ohnmächtig, sobald diese sie nicht mehr anerkennt. Sobald diese Anerkennung aufgehört hat, sind auch die Mittel unkräftig, die allein ihr zu Gebote stehen, sich aufrecht zu erhalten und gegen Anfechtungen zu vertheidigen. Die öffentliche Meinung aber dahin zu leiten, daß sie auch die gemäßigtsten Ansprüche eines geistlichen Oberhaupts anerkenne, und Gott, was Gottes ist, dem Papst, was des Papstes ist, gäbe, war in jener Zeit kaum möglich. Darum war ein Papst damals so gestellt, daß er entweder gar nicht als solcher auftreten durfte, oder wenn Neigung, Pflichtgefühl, ja selbst der kühnste Muth ihn dazu bestimmten, im ungleichen Kampf mit der Gewalt der Meinung und dem herrschenden Geist, sich unvermeidlich erschöpfen mußte.

Den weltlichen Mächten war nichts so theuer, als ihre Unbeschränktheit, die sogenannte Souveränität, und diese schien sich nicht länger mit dem Einfluß zu vertragen, den, in vergangenen Zeiten, die Päpste auf die Länder

und Staaten ausgeübt hatten. Der protestantische Grundsatz von den Rechten der Fürsten in Glaubenssachen hatte, selbst in seiner ungebührlichsten Erweiterung, auch in den katholischen Staaten längst immer mehr Beifall und Eingang gefunden, und Alles schien darauf hinzuarbeiten, den, der zum sichtbaren Haupt der ganzen katholischen Kirche erwählt war, auf den Rang und Wirkungskreis eines Römischen Bischofs herabzusetzen. Als Pius die Tiare empfing, waren fast alle Reiche und Staaten Europa's schon völlig aus ihrem frühern Verhältniß zum Papstthum herausgetreten, und er erbte von seinen Vorgängern so viel Streitigkeiten und Kämpfe, daß, da die Zeit zu diesen immer neue gebar, die vordem scharfen und siegreichen Römischen Waffen aber immer mehr abstumpfte, viel Weisheit und Kraft dazu gehörte, nur nicht völlig zu unterliegen und ein Spott der zahlreichen Gegner zu werden.

Die Schwierigkeit dieser Lage ward noch dadurch unglaublich vermehrt, daß viele von den sonst getreuen Mitkämpfern jetzt selbst Gegner geworden, daß der Geist der Selbstsucht und Eigenmacht, des Widerspruchs und der Widersetzlichkeit auch den Klerus durchdrungen, und der Papst außerhalb Rom fast keinen kräftigen und warmen Vertheidiger hatte, da in allen Staaten die hohe Geistlichkeit, im Einverständniß mit den Fürsten, schon sichtbarer die völlige Unabhängigkeit von Rom erstrebte, und selbst in den vordem getreuesten und allerkatholischsten Landen gefährliche Versuche der Art gemacht wurden.

Pius empfand nun auch schon besonders schmerzlich den Verlust jener einst so kräftigen Stützen der geistlichen Herrschaft, die Auflösung des Jesuiterordens, der sogar, nach seiner Vernichtung, die Sorgen und Bekümmernisse des Papstes noch um Vieles vermehrte. Seiner Neigung nach hätt' er gern den Orden wieder hergestellt; dieser freute sich seiner Wahl, und hatte sie begünstigt, weil man die größte Begünstigung von ihm hoffte. Unsichtbar war der Jesuitenbund noch immer mächtig und gewaltig, ja furchtbar; er schien Rom und den päpstlichen Stuhl gleichsam zu umlagern, und daß es gefährlich sey, diese vielarmige und ihren Zweck kräftig verfolgende Ein=

heit zu reizen, das hatte Clemens XIV. empfindlich erfahren. Pius selbst umgab sich gern und vertrauend mit auserwählten Gliedern des Ordens, die nicht abließen, ihre Foderungen zu erneuen, und wo er ihres Raths bedurfte, immer neue Veranlassung fanden, ihn zu überzeugen, daß nur in der Wiederanerkennung ihrer Gesellschaft für ihn Sicherheit, und Erlösung aus aller Noth zu finden sey. Gleichwohl war nichts gefährlicher, nichts so sehr geeignet, alle katholischen Mächte zu entschiednem Aufstand gegen alle päpstliche Gewalt zu vereinigen, und so diese durch dasselbe Mittel, das ihr aufhelfen sollte, völlig zu untergraben, als eine Zurücknahme jener Bulle*), die dem Orden den Todesstreich versetzt hatte, aber auch ihrem Urheber tödtlich gewesen war. Das war vom Anfang Pius VI. größte Sorge und die Quelle endlosen Kummers; den Jesuiten, die er liebte, mußt' er ihren größten Wunsch, wie sich selbst versagen, und ihren Gegnern freundlich thun. Noch saßen gefangne Ordensbrüder auf der Engelsburg; er durft' es nicht einmal wagen, sie öffentlich frei zu sprechen und zu entlassen, sondern mußte sich begnügen, ihre Lage zu erleichtern, und sie durch weitre Untersuchungen nicht zu stören oder zu gefährden. Zu einem festen Entschluß in Betreff des Ordens kam er nie, außer daß er nur auf günstige Gelegenheit zu warten schien, seine Wiederherstellung zu erklären. Aber dieses Schwanken machte ihn sowohl den Höfen, denen seine Neigung nicht verborgen blieb, verdächtig, als auch vielen Jesuiten (solche ausgenommen, die in seiner Nähe, geduldig wie er, die Zeit der Wiedergeburt erharrten), und manchen eifernden Papisten verhaßt.

Diese Sorgen des Oberhaupts der Kirche wurden noch bittrer durch die seiner weltlichen Herrschaft; und gleich nach dem Antritt seiner Regierung schienen die letztern fast überwiegend. Pius hatte als Schatzmeister das ungünstige Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe des Staats hinlänglich kennen gelernt. Schon verzehrten die Zinsen für die Staatsschuld fast die Hälfte der jährlichen Einkünfte; diese waren unter den letzten Regie-

*) „Dominus atque Redemtor noster."

gierungen fast mit jedem Jahr vermindert worden, weil die Fürsten es immer billiger fanden, jene Summen, die aus Ordenscongregationen, Klöstern und Stiftern, besonders aber für Dispensationen und unter andern Titeln, nach Rom flossen, im eignen Lande zu behalten; und es stand zu fürchten, daß auf solche Weise der päpstliche Schatz, wie die päpstliche Macht, immer mehr geschmälert werden möchte. Was etwa unternommen worden war, dem fühlbaren Mangel abzuhelfen, das hatte, weil es zu sehr halbe Maaßregel gewesen, und den Hauptgesichtspunct, neue sichre Hülfsquellen zu eröffnen, allzuunbeachtet gelassen, theils nicht nachhaltend Hülfe gebracht, theils sogar im Fortgang der Zeit die Noth noch vermehrt. Ackerbau und Gewerbe, deren Beförderung in Anregung gekommen, aber auch wieder vernachlässigt worden, lagen noch immer in unergiebiger Schlaffheit. Manche Versuche, die man gewagt, z. B. eine Kattunfabrik, die Pius selbst, da er noch Schatzmeister war, (unter Clemens XIV. Regierung) angelegt, waren so unzweckmäßig betrieben worden, daß sie leicht mehr Verlust als Gewinn gebracht, und von ähnlichen Planen abgeschreckt hatten. Die Mängel der Verwaltung waren noch die alten; die verkehrtesten Grundsätze und seltsamsten Mißgriffe schienen durch Verjährung wie geheiligt; Handelsmonopole, deren größtes und verderblichstes die päpstliche Kammer selbst ausübte, namentlich der Alleinhandel mit den ersten Lebensbedürfnissen, hielten allen freien Verkehr darnieder, und lähmten den Landbau und alle Betriebsamkeit. Eine übergroße Masse von Papiergeld, eine Fluth von größern und kleinern Zetteln (Banknoten), die nur im Kirchenstaat statt baaren Geldes gelten konnten, deren Gesammtwerth niemand genau kannte, deren Tilgung auf nichts angewiesen und begründet war, und die daher außer Landes gar keinen Werth hatten, war nur eine traurige Aushülfe. Dazu gingen alljährig, weil es im Innern an Betriebsamkeit fehlte, noch große Summen ins Ausland, und die Einfuhr überstieg, um mehr als eine Million, die Ausfuhr. Unbezweifelt war die Staatswirthschaft des Kirchenstaats die schlechteste in Europa, da die Mittel, die Kammer zu bereichern, immer mehr zur Verarmung führten, und, indem sie mit der Zeit die Noth mehrten, nur einige Wenige, in deren

Händen die Verwaltung war, mit Schätzen überhäuften, jene Quellen aber, die in andern Staaten, ohne Nachtheil für die Unterthanen, der Regierung sehr ergiebig sind, z. B. die Münzgerechtigkeit, in Rom sogar stets neuen Aufwand und Zuschuß bedurften.

Pius VI. sann seit seinem Regierungsantritt ernstlich und recht wohlmeinend darauf, den traurigen Zustand des Staatsvermögens zu verbessern. Aber er scheint weder Einsicht und Unbefangenheit genug gehabt zu haben, um die Uebel alle gehörig zu würdigen und ihren Grund zu erkennen, noch die nöthige Kraft, durchgreifende Maaßregeln und eine gründliche Verbesserung nicht zu scheuen. So ließ er denn fast Alles seinen alten verderblichen Gang fortgehn, und was er etwa that, bessere Hülfe zu schaffen, war theils nicht immer zweckmäßig, theils auch nicht löblich. Es blieb das, für die Kammer zwar einträgliche, für das Volk aber verderbliche, und zumal einem geistlichen Fürsten höchst unanständige Lotto; und eine merkwürdige Verordnung des Schatzmeisters aus den ersten Regierungsjahren des Papstes Pius schien sogar darauf berechnet, durch dieses verführerische Mittel auch der Armuth ihre letzte Habe zu entlocken. Es blieb die böse Verkäuflichkeit der Aemter, wodurch freilich dem päpstlichen Schatz alljährig mehrere Millionen zuflossen, aber auch ein unwürdiger Handel, der in diesem geistlichen Staat von der abscheulichen Simonie sich wenig unterschied, fast so schlimm, wie unter den schlechtesten Päpsten, unterhalten ward. Dieser Aemterhandel wirkte um so verderblicher, als jeder, der eine Stelle, oft zu hohem Preis, erworben hatte, so schnell als möglich den Kaufschilling wieder zu gewinnen suchte, und so in Versuchung kam, durch Unterschleif, Bestechungen, Druck der Untergebenen, und andre unrechtmäßige Mittel sich zu entschädigen. Pius, der in seinen frühern Verhältnissen Erfahrungen der Art genug gemacht haben mußte, scheint als Papst derselben, so wie seines Anfangs gegebenen Versprechens, ganz uneingedenk geworden zu seyn; wenigstens that er nichts kräftiges, dem Unfug zu steuern.

Welche Gesichtspuncte aber bei dem, was er als eine Verbesserung versuchte oder begann, in ihm vorherrschend

waren, konnte nicht verborgen bleiben. Es war einer der ersten und nicht unlöblichen Schritte seiner Regierung, daß er die förmlichen Anwartschaften auf Aemter vernichtete, und eine freie Bewerbung um dieselben zuließ. Aber wenn dieses in vieler Hinsicht wünschenswerth seyn mochte, so konnte man sich doch des Verdachts nicht erwehren, daß der schöne Zuschuß, den dadurch die päpstliche Kammer alljährlich gewann, besonders diese Maaßregel eingegeben habe, und es blieb auch sehr zweifelhaft, ob es eine Handlung der Gerechtigkeit sey, solche von der vorigen Regierung ertheilte, zum Theil verkaufte Anwartschaften auf einmal und rücksichtslos zu vernichten.

Nicht minder zweideutig ward die vorgenommene Abänderung in dem Zollwesen, das allerdings auch einer Verbesserung bedurfte. Eine unmäßige Anzahl von Zöllen belastete das Land, und verursachte viel Mißvergnügen. Pius griff hier entschlossener und kräftiger ein, als seine Vorgänger, die auch schon den Gedanken, dieses Uebel abzustellen, gehegt, aber, weil fast unübersteigliche Hindernisse sich fanden, ihn wieder aufgegeben hatten. Plötzlich erklärte er die völlige Aufhebung aller Durchgangszölle, es mochten dieselben nun Eigenthum der päpstlichen Kammer, oder der Privatpersonen seyn, die eine solche Gerechtsame, unter irgend einem Rechstitel, erlangt hatten. Dadurch ward nun zwar das Land von einer drückenden Last befreit, und einiger freierer Verkehr bewirkt; den Privateigenthümern der Zölle war auch freigelassen, ihre Erwerbsgründe und Rechtsansprüche geltend zu machen und Entschädigung zu fodern; endlich schien dieser Beschluß über alle Mißdeutung erhaben, weil die päpstliche Kammer auch ihre Zolleinnahmen verlor, und sonach der Papst selbst, dem Anschein nach, dabei das größte Opfer brachte. Aber auch hier waltete theils nicht die strengste Gerechtigkeit; denn viele Zollbefugnisse waren von Privatpersonen ganz verfassungsmäßig und gesetzlich erworben, und zu ihrer Entschädigung war noch nichts ausgemittelt, ja diese blieb ganz der Willkür der Kammer vorbehalten; theils fand man die päpstliche Uneigennützigkeit eben nicht bewährt. Denn es ward zugleich bestimmt erklärt, daß die Ausgaben, welche die Kammer bis dahin aus jenen Zolleinkünften bestritten habe, auf

andre Weise, von den Staatsbürgern gedeckt werden müßten. Als nun gleich nachher der Papst seinen an sich auch sehr löblichen Plan, eine allgemeine, möglichst gleich vertheilte Grundsteuer auf alle geistliche und weltliche Güter anzuordnen, bekannt werden ließ, dann durch eine besondre Congregation die vorbereitenden Einrichtungen traf, eine Ausmessung und Schatzung der Grundstücke veranstaltete, und das Unternehmen ernstlich beförderte, konnte dies nur Mißtrauen erregen, das zum Theil in lautes Mißvergnügen überging. Pius mußte endlich von seinem Vorsatz abstehen; das Land war ohne Erfolg mit dem kostspieligen Versuch belastet, und ein bedeutender Aufwand, wie Viele meinten, ohne gehörige Ueberlegung gemacht worden. So unglücklich war er, wenn er Verbesserungen beabsichtigte!

Ueberhaupt hatte er das Mißgeschick, daß gerade die Pläne, die er mit besondrer Vorliebe ergriff, in der Ausführung meist fehlschlugen, und besonders die, welche neue Hülfsquellen eröffnen sollten, und an sich heilsam schienen, nur neue fruchtlose Ausgaben und ziemlich lauten Tadel seiner Haushaltung veranlaßten. Vielleicht leitete ihn da am meisten seine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit irre, die sich theils in großen, weitaussehenden Unternehmungen gefiel, theils auch ihn überredete, er selbst habe hinlängliche Einsicht in Alles, und vermöge Alles selbst anzuordnen und zu leiten.

Es war unstreitig ein eben so kühnes, als, wenn es gelang, außerordentlich günstiges Unternehmen, die Austrocknung der pontinischen Sümpfe ernstlich zu versuchen. Wenn man auch, nicht ganz mit Unrecht, sagen möchte, es sey zweckmäßiger, den, wie vorauszusehen war, nicht geringen Aufwand, den dieser Versuch erfoderte, auf bessern Anbau des schon vorhandenen urbaren und sehr ergiebigen Bodens des Kirchenstaats zu verwenden, und so den sichern Gewinn einem sehr unsichern vorzuziehn; so war es doch sehr der Mühe und einiger Aufopferung werth, durch Ableitung jener modernden Gewässer, die eine vordem fruchtbare und von zahlreichen Menschen bewohnte Flur in eine traurige Wüste verwan-

delt hatten, und durch Herstellung eines festen Bodens, für eine weite Landschaft eine reinere Luft zu gewinnen, und die Gesundheit eines nicht unbedeutenden Theils des Kirchenstaats dadurch zu befördern. Von Astura erstrecken sich die längstberüchtigten pontinischen Sümpfe an der Meeresküste hin, bis nach Terracina, und tief ins Land hinein bis an die Waldungen von Cisterna und Sermonetta. Nur diese Waldungen hemmen die weitere Verbreitung ihrer giftigen Dünste. Schon frühere Päpste hatten darauf gedacht, diese Moräste unschädlich und bewohnbar zu machen, aber durch die schwer zu überwindenden Schwierigkeiten und die großen Kosten, deren Erfolg ungewiß schien, sich abschrecken lassen. Pius wünschte auch hier seinen Namen zu verewigen; rasch ergriff er den Gedanken, lud seine Unterthanen zu Actien ein, errichtete dazu eine eigne Bank (Monte dei Paludi genannt), empfing nicht unbeträchtliche Beiträge, und ließ im Jahr 1777 die Arbeit beginnen. Sie ward anfänglich mit großem Eifer und vieler Thätigkeit betrieben; im folgenden Jahr konnte schon ein, freilich nur sehr kleiner Theil, bebaut werden; aber Verständige überzeugten sich bald, daß die Ausbeute mit dem Aufwand in keinem Verhältniß stand, und daß die Schwierigkeiten im Fortschritt der Arbeit sich mehrten. Nur Pius, der einen Theil seines Ruhms an dieses Unternehmen gesetzt, ließ nicht ab, und ermunterte sich selbst durch wiederholte Reisen dahin zur bedenklichen Fortsetzung der Arbeit. Bei seiner ersten Reise, die einem Triumphzug glich, und auf dem Wege nach Terracina durch viele Denkmäler verewigt ward, faßt' er sogar den großen Gedanken, wenn die Sümpfe erst bezwungen wären, eine neue Stadt dort zu gründen, und diese nach seinem Namen zu nennen. Risse dazu wurden schon in Menge verfertigt, die Arbeiten um so eifriger fortgesetzt. Im Jahr 1786 war wenigstens die berühmte Appische Straße (via Appia), welche allein die Sümpfe zugänglich macht, aufgedeckt, und in ihrer alten Festigkeit wieder eröffnet. Die Römer freuten sich des Anblicks dieses Zeugnisses der untergegangnen Zeit, das so viele Erinnerungen an Roms ehemalige Größe erweckte. Aber ihr Eifer für das Unternehmen war bald erkaltet, und laute Unzufriedenheit mit der eigensinnigen Beharrlichkeit und der Allen empfindlichen Ver-

schwendung des Papstes an dessen Stelle getreten.*) Erst nach zwölfjähriger Mühe und einem ungeheuren Aufwand schien er endlich sich selbst überzeugen zu müssen, daß es rathsam sey, davon abzustehn; aber auch dann nahm er mit der ihm eignen Hartnäckigkeit den Plan wieder auf, der seiner Eitelkeit schmeichelte, weil er in den Augen der Fremden seine Regierung verherrlichte, allenthalben Aufsehn und Theilnahme erregte, zur Entschädigung für den Tadel, den die nähern Beobachter oft bitter aussprachen, und für alle unerfreuliche Erfahrungen, mannigfache Lobsprüche und Bewunderung eintrug. So blieb er, auch unter mannigfachen andern Sorgen und wichtigen Angelegenheiten, ein Lieblingsgedanke, und ward, obwohl mit geringerem Nachdruck, fortgeführt, bis das Unglück der nachfolgenden Zeiten das Werk unterbrach. Zu einiger Rechtfertigung desselben dient allerdings, daß nicht nur eine Menge müssiger und erwerbloser Menschen dadurch Arbeit und Nahrung erhielt, sondern auch nur durch Ausdauer in dem Unternehmen der beabsichtigte Nutzen, wenigstens zum Theil, bewirkt, und die, anfänglich mit wohlbegründeter Hoffnung, angewendete Mühe und Auslage einigermaaßen ersetzt werden konnte.

Ersprießlicher konnte für den Handel und für den ganzen Kirchenstaat ein Hafen in der Mark Ancona werden, auf welchen, weil er den wichtigen levantischen Handel begünstigte, schon unter den vorigen Päpsten viel gewendet worden war. Pius ließ sogleich die begonnenen Arbeiten am Hafen fortsetzen, und nicht ohne Gepränge den Grundstein zu einem Leuchtthurm legen; that aber für den Handel selbst, dessen Verhältniß zur Staatswohlfahrt er zu wenig würdigte, nicht so viel, daß die großen Hoffnungen in Erfüllung gehn konnten.

---

*) Als Pius sogar eine bedeutende Summe aus dem reichen Schatz des heiligen Hauses zu Loretto genommen, die er zwar verzinste, aber auch größtentheils auf die Arbeiten in den Sümpfen verwendete, brachte der Witz der Römer von allen unnützen Ausgaben das Sprichwort auf: Sono andate alle paludi Pontine („sie sind in die pontinischen Sümpfe gewandert.")

Von allen ähnlichen Unternehmungen aber betrieb er (nächst der kostspieligen aber nicht unverdienstlichen Erbauung einer neuen Kirche im Flecken Subiaco) kaum Eins mit solchem Eifer, wie die Errichtung einer neuen Sacristei an der Peterskirche. Schon im zweiten Regierungsjahr, wo ganz andere Sorgen ihn beschäfftigen mußten, und, bei fühlbarem Mangel, jeder unnütze Aufwand zu vermeiden war, ließ er den Bau beginnen, und mit mehr Pracht, als gebildetem Geschmack, mit einer Verschwendung, die leicht eine Million kostete, die Arbeit fortsetzen. Und doch war das Ganze ein thörichtes und undankbares Werk, sichtbar nur eine Befriedigung seiner Eitelkeit, ein nur zu gerechter Grund starker, oft erneuter Vorwürfe, welche die Römer um so weniger zurückhielten, als das herrliche, von ihnen nach Verdienst bewunderte und gefeierte, Werk der Baukunst, die Peterskirche, nichts dadurch gewann, ja sogar entstellt ward. Aber glänzende Inschriften meldeten, daß Pius VI. diese Sacristei gegründet habe, (die man allgemein nur ein Denkmal seines Stolzes nannte,) und eine große, doch nicht sehr kunstreiche (von Penna gearbeitete) Statue des Papstes krönte das Werk.

In der That stellte seine Eitelkeit nicht selten seinen Verstand und seine Gesinnung in Schatten, und verrieth sich auch bei dem Guten, was er förderte. Ohne vorzügliche Kunstkenntniß, auch, wie es schien, ohne große Neigung zur Kunst, wenigstens ohne tiefen Sinn für ihre Werke, wollt' er doch auch den Ruhm eines Kenners und Beförderers derselben haben. Er scheute keine Kosten, den Schatz alter Denkmäler, deren Rom sich freute, zu vermehren, und durch Nachgrabungen und Ankauf die Ueberreste alter Bildhauerei zusammenzubringen. Wenn er auf diese Weise mit mehrern schönen Kunstdenkmälern des Alterthums das päpstliche Museum (Pio-Clementinum) bereicherte, und dadurch sich unleugbar großes Verdienst erwarb, so vergaß er auch nicht, mit einer ins Kleinliche gehenden Sorgfalt, an jedem einzelnen, auch dem unbedeutendsten Kunstwerk, die Inschrift eingraben zu lassen, daß es durch die Munificenz Pius VI. da stehe. — Auch neuere Künstler unterstützt' er mit aufrichtigem Wohlwollen, aber auch ohne einsichtsvollere

Würdigung ihrer Verdienste. Sein Kunstgeschmack äußerte sich besonders in großer Vorliebe für Mosaikarbeiten, die er am meisten in Aufnahme brachte. Eine zu St. Peter errichtete Fabrik lieferte in der That große und schöne Werke, nach deren Muster auch aus Privatwerkstätten manche kunstreiche und erfreuliche Arbeit hervorging.

Wenn man den Aufwand erwägt, den Pius seit seinem Regierungsantritt machte, und dazu die Geldverlegenheit, in der er sich vom Anfang an befand, die Hülflosigkeit seines Schatzes und die Noth seiner Unterthanen, so begreift man nicht nur, daß die letztern mit seiner Herrschaft bald unzufrieden werden mußten, sondern man darf auch um so gerechter die Eitelkeit anklagen, die stärker war als sein Wohlwollen, und ihn zu einer Handlungsweise verleitete, die eben so sehr seine eigne Verlegenheit, als die Lasten seiner Unterthanen endlos vergrößerte. In seinem Hofstaat herrschte Pracht und Verschwendung; die weise, und so zeitgemäße Sparsamkeit Clemens XIV. ward so völlig aufgegeben, daß, was diesem für einen Monat genügt hatte, ihm kaum für eine Woche genug war. Darum mehrte sich denn auch unter seiner Regierung die Staatsschuld *) mit jedem Jahre, während die Einkünfte aus fremden Ländern sich so verminderten, daß nur die Sorglosigkeit und leichtgläubige Unbedachtsamkeit der Römer sich zu immer neuen Anleihen willig finden lassen konnte, und auch diese endlich nicht mehr ausreichten. Immer ungünstiger ward die öffentliche Meinung; die Staatskräfte schienen sich gänzlich zu erschöpfen, und das Vertrauen der Unterthanen zu der Regierung ging unrettbar verloren. In der allgemeinen Unzufriedenheit entwickelten sich die Keime einer Empörung, die nur einer äußern Begünstigung bedurfte, um die ganze Verfassung gewaltsam zu vernichten. — Kein strenges Gericht über die des Mißbrauchs ihrer Gewalt angeklagten Schatzver-

*) Im Jahr 1766 belief sie sich, nach des Papstes, als damaligen Schatzmeisters, eigner Berechnung, auf 61 Millionen Röm. Thaler. Im Jahr 1789 war sie um 26 Millionen vermehrt.

walter der vorigen Regierung, keine Congregation, die Mittel auffinden sollte, den gänzlichen Verfall des Staatshaushalts abzuwehren und den Wohlstand des Ganzen zu retten, keine halben Maaßregeln, Mißbräuchen zu steuern und die Einnahme mit der Ausgabe in einiges richtigeres Verhältniß zu stellen; nichts von dem Allen konnte kräftig genug wirken, wenn nicht das Haupt der Regierung selbst den nothwendigen Einschränkungen freiwillig sich unterwarf, mit dem ermunternden und beruhigenden Beispiel strenger Sparsamkeit vorleuchtete, und, wie der Vater eines verarmten Hauses, unnützen, wenigstens unzeitigen Glanz verschmähend, das Bedürfniß des Augenblicks erwägend, löbliche Vermehrung des Erwerbs, billige Verminderung des Aufwands gleich eifrig und ernstlich erstrebte. Aber Vieles ward versucht, nur das Nächstliegende, das Rechte nicht! —

Unbedachtsam mehrte Pius das eigne und des Landes Unglück, da er das hochwichtige Schatzmeisteramt, das er früher selbst verwaltet, als Papst dem Cardinal Palotta, einem wohlgesinnten und einsichtsvollen Mann, anvertraut hatte, diesem abnahm und es dem Cardinal Ruffo, einem Verwandten seines ehemaligen Wohlthäters, übertrug. Folgt' er dabei auch der lobenswürdigen Neigung seines dankbaren Herzens, so blieb es doch tadelnswerth, daß er nicht erwog, wie wenig Ruffo das öffentliche Vertrauen besaß, und wie er zu jenem Posten gar nicht geeignet war.

Aber nichts hat Pius VI. so gerechten und allgemeinen Tadel zugezogen, und ihn mit dem bittersten Unwillen seiner Unterthanen so schwer belastet, als der gräuliche Nepotismus, der ihn unempfindlich machte gegen die gegründetsten Klagen und das sichtbarste Elend seines Volkes, und seine guten Eigenschaften fast vergessen ließ. Von dieser Sünde hatten seine nächsten Vorgänger sich unbefleckt erhalten; aber ihr Beispiel leitete ihn nicht, vielmehr riß auch hier, schon in den ersten Regierungsjahren, die Eitelkeit ihn hin, seine Familie, auf Unkosten seines Landes, gegen Pflicht und Gerechtigkeit zu erheben und zu bereichern. Durch heilige Eide leistet jeder Papst auf alle dem Staat nachtheilige Begünstigungen sei-

ner Verwandten Verzicht; weise, auf alle Fälle berechnete Gesetze verhüten, daß ein Grundbesitz oder ein anderes Eigenthum des päpstlichen Stuhls verschenkt oder auf irgend eine Weise an Privatleute übertragen werde; alle Cardinäle sind zu Wächtern des Staatsvermögens verordnet und feierlich verpflichtet; selbst für den Fall, daß gleichwohl ein Papst die Gesetze umginge, und Staatsgüter verschenkte, ist (besonders durch die Verordnung Innocenz XII., zu Ende des 17ten Jahrhunderts bekannt gemacht,) dem nachfolgenden Papst und dem Cardinalscollegium die Pflicht, die Rückerstattung zu fodern, so dringend eingeschärft, daß kein auf eine päpstliche Schenkung gegründeter Besitz eine bleibende Sicherheit gewähren könnte; auch die Verwendung der Staatseinkünfte und die Verwaltung der Kammergüter ist, bei allen Mängeln der Verfassung, doch so gestellt, daß ein Papst wenigstens kein übergroßes Privatvermögen, auf rechtmäßigem Wege, sammeln oder die Seinigen bereichern kann. Gleichwohl bleiben noch Wege dazu offen, und Pius wußte diese zu verfolgen. Bald nach seiner Erhebung ließ er seinen Schwestersohn Onesti aus Cesena kommen, und übertrug ihm das, nach der Verfassung des Römischen Hofes, sehr wichtige, und überaus einträgliche Amt eines Oberhofmeisters (Maggiordomo). Nachdem er neun Jahr lang dasselbe, als eine gute Pfründe, mit großem eignen Vortheil, verwaltet hatte, erhob ihn sein Oheim zum Cardinal, und stattete ihn so reichlich mit andern Pfründen und einem Malteserpriorat aus, daß er bald einer der reichsten Prälaten ward. Doch viel unrühmlicher war die Begünstigung eines andern Neffen, Luigi Braschi, der im weltlichen Stande blieb, aber zu den höchsten Ehren und Reichthümern erhoben ward. Der junge, unbedeutende Mann stieg aus Armuth und Beschränktheit rasch empor, und empfing aus einer angesehenen Familie eine Tochter zur Gattin, die ihm schon zu einigem Wohlstand verhalf. Aber der päpstliche Oheim schämte sich auch nicht, zu verstehn zu geben, daß Hochzeitsgeschenke angenommen würden, und da er sogar sich herabließ, im eignen Palast ein Zimmer zum Empfang zu öffnen, und täglich mit Wohlgefallen jede Gabe und ihren Werth zu bemerken, so strömten von Cardinälen, Prälaten, Römischen Großen, und von Allen, die den

Papst zu gewinnen wünschten, so reiche Spenden herbei, daß der Beschenkte schnell ein reicher Mann ward. Dazu erkaufte ihm Pius das Schloß Nemi mit einem Dorf (im römischen Gebiet), ernannte später ihn zum Herzog, und wußte es beim spanischen Hof so einzuleiten, daß er auch Grand von Spanien ward. Aber wahrhaft empörend und eine schreiende Ungerechtigkeit, bei der sogar wiederholte Rechtssprüche ungültig gemacht werden mußten, war die Erwerbung der leprischen Güter für denselben Neffen. Die Schwachheit eines kindischen Greises ward bewogen, eine nahe Verwandte, die rechtmäßige Erbin, zu übergehn, und den päpstlichen Neffen zum Erben einzusetzen. Und doch war auch damit das Maaß der Ungerechtigkeit und des schimpflichen Nepotismus noch nicht erschöpft. Der Herr von Nemi und nachmalige Herzog wucherte mit dem ungerechten Gut; kaufte alles Oel im Lande auf, und nicht nur ward, trotz aller dagegen vorhandenen Gesetze, diesem Unfug kein Einhalt gethan, sondern der Preis des Oels durfte auch, zu großem Kummer des armen Volks, ungebührlich gesteigert werden, und selbst der Oberverwalter der Lebensmittel (Grascia) mußte bei dem päpstlichen Neffen kaufen. Eben so bemächtigte sich dieser, nicht minder gesetzwidrig, des Kornhandels; er kaufte von dem ohnehin gedrückten Landmann, zu den geringsten Preisen, große Vorräthe, brachte die Erlaubnißscheine zur Ausfuhr an sich, und ließ mit großem Gewinn das Getraide ins Ausland führen. Auch andre Erwerbsmittel wurden nicht verschmäht, und Pius hatte die Freude, seine arme Familie schnell als eine der reichsten zu sehen.

Bei solchen offenkundigen Ungerechtigkeiten, bei solcher Rücksichtslosigkeit gegen die Leiden seiner Unterthanen, kömmt man in Versuchung, eben so sehr des Papstes Rechtsgefühl, als, in Erwägung der fortdauernden und sich mehrenden Mängel der Verwaltung, seine Einsicht, seine Fähigkeit zur Regierung zu bezweifeln. Gleichwohl liebt' er die Gerechtigkeit, wollt' er aufrichtig, aber ohne Kraft, ohne Selbstbeherrschung, das Gute. Zu viel mit dem Außerwesentlichen beschäfftigt, durch zu viele Liebhabereien zerstreut, allzusehr nach außen gerichtet, auf die Macht seines geistlichen Thrones, auf den Glanz

seines Namens bedacht, vernachlässigt' er heilige Berufspflichten.

Die Gerechtigkeitspflege in Rom und im ganzen Kirchenstaat war unter seiner Herrschaft so kraftlos, so unzureichend, so willkührlich, wie je. Nicht blos die Juden, gegen die er sich unmäßig streng, ja ungerecht bewies, die, für immer erneute Ansprüche der Kammer an ihre Schätze, nicht die kleinste Erleichterung ihrer gedrückten Lage erlangten, hatten über ihn zu klagen; auch seine christlichen Unterthanen vermißten ein gesetzliches Verfahren, jene ohnehin durch die Verfassung beschränkte Wachsamkeit für das persönliche Eigenthum Aller, Schutz und Hülfe bei begründeten Klagen, das Recht, dessen in einem wohlgeordneten Staat jeder sich erfreuen soll. Bringt man auch die großen, zum Theil unüberwindlichen Schwierigkeiten in Anschlag, welche in dem Geist der Italiäner, in den Verhältnissen Roms, in verjährten, nicht plötzlich abzustellenden Mißbräuchen gegründet sind, so kann man doch die Saumseligkeit und Unachtsamkeit nicht rechtfertigen, welche Pius in der Aufsicht über die Handhabung der Gesetze verschuldete. Er ließ auch darin Alles den alten verderbten Gang fortgehen, und Unzählige seufzten, daß sie da das Recht nicht fanden, wo allein sie es erwarten konnten. Man durfte nicht sowohl mit der Strenge der Gesetze, denn diese konnten kaum irgendwo milder seyn, oder mit der Härte der Gerichtshöfe, denn diese waren in der Regel nur zu nachsichtig, als damit unzufrieden seyn, daß in unzähligen Fällen weder ein Gesetz, noch ein Gericht vorhanden zu seyn schien! —

Auf diese Weise konnte Pius freilich weder Liebe noch Vertrauen gewinnen, und bereitete sich selbst Kränkungen mancherlei Art. Oft, wenn er in den Straßen Roms den apostolischen Segen ertheilte, vernahm er die laute Erwiederung: „Heiliger Vater, das ist nicht der Segen, dessen wir bedürfen, sondern Brod und Oel!" —

Schon im Jahr 1777 verbreitete sich die Sage von einer versuchten Ermordung des heiligen Vaters. Drei Männer, als Pilgrime gekleidet, waren bis ins Innre des Vaticans vorgedrungen, und Einer von ihnen hatte

die abwehrende Schweizerschildwache mit einem verborgnen Dolch verwundet. Während indeß die beiden andern dem eintretenden Papst eine Bittschrift überreichten, entfloh der Thäter. Zwar wurden alle drei verhaftet, aber bald nachher großmüthig entlassen und verwiesen, und man ließ von dem ganzen Ereigniß nichts weiter verlauten.

Als im Jahr 1778 Pius in eine schwere und langwierige Krankheit verfiel, die im folgenden Jahr sein Ende herbeizuführen schien, konnt' es nicht verborgen bleiben, daß die Römer seinen Tod mehr hofften als fürchteten, und daß die Freude über seine endliche Genesung eben nicht aufrichtig war. Es gehörte viel Selbstgefälligkeit dazu, wenn er sich überredete, die Liebe seines Volks, das unter hartem Druck seufzte, zu besitzen.

Aber Leiden andrer Art waren ihm vorbehalten, und seine Sorgen mehrten sich im Fortgang der Zeit. Seit dem Jahr 1777 trat auch Neapel, das seit Jahrhunderten als ein päpstliches Lehn behandelt worden, und für den päpstlichen Schatz besonders ergiebig gewesen, aus seinem Verhältniß zum Papst immer mehr heraus. Zwar hatte der neapolitanische Hof keinen persönlichen Widerwillen gegen Pius; doch mochte dessen Neigung zu den Jesuiten auch dort mißfallen. Mehr noch war es der Geist der Zeit, der, aller päpstlichen Gewalt widerstrebend, auch hier einige Feinde dem Römischen Stuhl erweckte, zu strengern Maaßregeln gegen die bisherigen Verhältnisse antrieb. Man begann den Einfluß einzuschränken, welchen der Papst, seit alter Zeit, auf das Königreich gehabt, und die Einkünfte, die er sonst von dorther gezogen hatte. Zwar ward die Lehnspflichtigkeit nicht gänzlich vernichtet, aber der Lehnszins sehr bedeutend herabgesetzt, und selbst die Gerechtsame, die man noch zugestand, blieb der Willkür des Königs so sehr anheimgegeben, daß dieser nur nach eignem Gutbefinden, und blos als eine freiwillige fromme Gabe, eine jährliche Steuer bewilligte, in welche auch die Entschädigung für den sonst üblichen Zelter, dessen Ablieferung nicht länger beliebt ward, eingeschlossen war. Dieser Lehnsstreit dauerte durch die ganze Regierungszeit Pius VI., der das Ende nicht er-

lebte. In Hinsicht auf andre päpstliche Ansprüche konnte der König nicht einmal zu einem Concordat bewogen werden, das, als ein verpflichtender Vertrag, wenigstens das gesichert hätte, was dem Römischen Stuhl noch zugestanden bleiben sollte. Mehrmals wurden die Verhältnisse so verwickelt und feindlich, die Streitigkeiten über die Gerechtsame und den Grundbesitz beider Höfe so heftig, daß fast ein gänzlicher Bruch und offner Kampf zu fürchten war. Erst im Jahr 1791, als der König und die Königin von Neapel persönlich den Papst begrüßten, kam eine Versöhnung zu Stande, die jedoch nicht alle Mißhelligkeiten beilegte. —

Auch von Frankreich her drohte ein Sturm, der eine gewaltsame Erschütterung der päpstlichen Macht im voraus fürchten ließ. Zwar so lange die königliche Regierung dauerte, erhielt sich, obwohl nicht ohne Spannung, noch ein erträgliches Verhältniß. Aber man konnte sichs nicht bergen, das auch in diesem Reiche, das schon den frühern Päpsten viel Sorgen und Kummer bereitet hatte, Veränderungen der kirchlichen Verhältnisse bevorstanden, und ein neuer Kampf sich bereitete.

Am meisten aber erfüllte Deutschland das Herz des Papstes mit Sorge und Kummer. Hier war ein Geist zu bekämpfen, der aller geistlichen Herrschaft widerstrebte, selbst unter den ersten Prälaten mächtige und zahlreiche Freunde, und in dem Reichsoberhaupt einen kühnen Vertreter und beharrlichen Verfechter hatte. Kaiser Joseph II., mächtig durch mehr als eine Krone, furchtbar durch seinen eisernen Willen und seine weitaussehenden Verbesserungsplane, erkannte in seinen Staaten keine andre gebietende Macht neben sich, noch weniger eine über sich an, und wußte auf jedem Schritt seiner Herrscherbahn der päpstlichen Gewalt in den Weg zu treten. Pius hatte nicht Klugheit genug, gleich anfangs den überlegnen Geist des Kaisers für sich zu gewinnen, und blieb von ihr auch dann verlassen, als er sie der starren Hartnäckigkeit vorzog. Er begriff nicht die Triebfedern, die Josephs Maaßregeln bestimmten, und traf dann mit seinen Gegenstrebungen auf eine unerwartete, unbesiegbare Festigkeit. Mit unzeitigem Trotz reizte er, nach dem Tod

der Kaiserin Maria Theresia (1780) den jungen Fürsten, durch die mit nichtigen Gründen beschönigte Weigerung, für die verewigte Herrscherin das feierliche Hochamt in Rom zu halten. So wenig nun auch diese Versagung die Plane und Unternehmungen des Kaisers bestimmte, so entband sie ihn doch gewiß von Rücksichten, die er sonst wohl gegen das Oberhaupt der Kirche beobachtet hätte; und obwohl überhaupt kein päpstliches Ansehn den Kaiser von seinen Absichten abgeleitet hätte, so konnte doch am wenigsten ein unzeitiges und eigensinniges Behaupten desselben ihn irre machen.

Noch bei Lebzeiten der Kaiserin Mutter, obwohl die Ehrfurcht, die diese fortwährend dem Oberhaupt der Kirche bewies, ohne zuviel ihm nachzugeben, oder ihre fürstlichen Rechte beeinträchtigen zu lassen, auch den Sohn noch in Schranken hielt, hatte Joseph seine Absichten in Beziehung auf die kirchlichen Verhältnisse auszuführen begonnen. Eine Verordnung vom 5ten October 1776, die allen Geistlichen verbot, gegen landesherrliche Gesetze in Kirchenangelegenheiten ungebührlich zu reden, war die beziehungsreiche Vorläuferin anderer. In demselben Monat erschien das Verbot, irgend etwas, was von auswärtigen geistlichen Obern den Welt- und Kloster-Priestern zugesendet werde, ohne Zustimmung der Landesstelle, den Gemeinden bekannt zu machen; im nächsten Jahr (2ten September) ein strenges Gesetz, daß Niemand persönlich nach Rom gehen solle, um dort Dispensationen einzuholen, was im folgenden Jahr noch weiter (auch auf die sogenannten Impedimenta occulta) ausgedehnt ward. Am 2ten Februar 1779 ward sogar allen Pfarrern sehr gemessen untersagt, ohne Vorwissen und Mitwirkung der Landesstelle äußerliche Kirchenstrafen und Bußen zu verfügen. Im Jahr 1781 ging Joseph (nun Alleinherr) noch weiter. Am 10ten März erklärte er, daß keine Meßgelder mehr aus den Erbländern verschickt werden sollten. Am 24sten März ward alle bedenkliche Verbindung der Stifter, Klöster und Ordenshäuser in den kaiserlichen Staaten mit auswärtigen Obern und Ordenshäusern, alle Abhängigkeit von fremden Ordensgeneralen völlig aufgehoben, die Errichtung inländischer Congregationen und Provincialcapitel verordnet, und den

Ordensgliedern untersagt, selbst nach Rom zu reisen, ihre Breviarien, Chorbücher und ähnliche Werke aus dem Ausland zu holen, einen Ausländer zum Ordensobern zu wählen. Am 26sten März ward allen Erzbischöfen und Bischöfen in den Erblanden aufgegeben, jede vom päpstlichen Stuhl erlassene Bulle, jedes Breve, jede Anordnung, in welcher Form sie erscheinen möge, in beglaubigter Abschrift der höchsten Landesstelle vorzulegen, und die landesherrliche Bestätigung (das Placitum regium) einzuholen, ehe man zur Bekanntmachung schreite. Am 13ten Mai ward die Einlieferung aller Exemplare der berüchtigten Nachtmahls-Bulle*) und aller Ritualien, in denen sie sich finde, gefordert; am 1sten September die Verordnung vom 26sten März auch auf die sogenannten Litteras apostolicas (päpstliche Hirtenbriefe) ausgedehnt, und geboten, daß alle Erzbischöfe und Bischöfe, ehe sie die päpstliche Weihe erhielten und den dabei gewöhnlichen Eid an den päpstlichen Stuhl ablegten, nach einer vorgeschriebenen Form, den Eid der Treue dem Landesherrn leisten sollten. Am 4ten September ward verboten, ferner eine Dispensation von Ehehindernissen in Rom einzuholen, und den Bischöfen das Recht ertheilt, in allen kirchlichen Hindernissen selbst zu verfügen. Darauf folgte am 13ten October das berühmte Toleranzedict, das allen Nichtkatholischen freie, jedoch nicht öffentliche Religionsübung und Privatgottesdienst, Bethäuser und Pfarrer

*) Sie heißt: In coena Domini. Ihr eigentlicher Ursprung verliert sich in die dunkle Vorzeit. Ausdrücklich wird sie zuerst unter Paul III. im Jahr 1536 erwähnt. Pius V. erweiterte und verstärkte sie im J. 1567. Schon damals legten Frankreich, Venedig, selbst Spanien einen Widerspruch gegen dieselbe ein, und ließen sie in ihren Besitzungen nicht bekannt machen. Gleichwohl machte Urban VIII. sie in neuer, nicht glimpflicherer Gestalt bekannt. Die Päpste änderten, jeder nach seinem Gutdünken, etwas daran, und sie ward alljährlich am grünen Donnerstag feierlichst, in ihrer Gegenwart, vorgelesen. Sie spricht den Bann aus über alle Ketzer, deren viele namentlich unter ihnen, besonders auch die Protestanten, aufgeführt werden, über alle ihre Beschützer, vorzüglich auch über die Fürsten, die mit ihnen sich verbunden, so wie über Alle, welche des Papstes Gewalt kränken, seine Hirtenbriefe der fürstlichen Einwilligung und Bestätigung unterwerfen, u. s. w.

rer zugestand, und durch mehrere nachfolgende Verordnungen noch genauer und fester bestimmt ward. Am 27sten November hob eine neue Verordnung auch die Bulle Unigenitus*), die ohnedies nie förmlich in den kaiserlichen Staaten anerkannt gewesen, dergestalt auf, daß sie als nicht vorhanden betrachtet werden solle. Zu diesen und andern Beschlüssen, welche in den österreichischen Staaten die kirchlichen Verhältnisse völlig umwandelten, kam noch am 12ten Januar 1782 jene merkwürdige Verordnung, welche die langgefürchtete Aufhebung mehrerer geistlicher Orden und Klöster umständlich verfügte, und das dabei zu beobachtende Verfahren so genau bestimmte, daß der feste Wille des Kaisers nicht verkannt werden konnte, und schon am 20sten Januar begann durch die Beauftragten das Werk der Vernichtung. —

Mit tiefem Schmerz empfing Pius die Kunde von allen diesen Verfügungen und Maaßregeln, und schwankte lange rathlos, wie er sich zu verhalten habe. Kluge Nachgiebigkeit und Mäßigung empfahlen die Weisesten unter seinen Umgebungen, damit wenigstens der Schein einer gefälligen Einwilligung in des Kaisers Reformationsplane, und Einiges, was Hartnäckigkeit völlig verscherzen möchte, gerettet werde. Aber eifernde Papisten riethen vielmehr zu entschlossenem Widerstand, damit der rasche Schritt des Kaisers doch etwas gehemmt, das Ansehn des Römischen Stuhls aufrecht erhalten, und ob auch nicht Alles wiedergewonnen, doch auch kein Recht freiwillig Preis gegeben, vielmehr durch eine fortdauernde Protestation verwahrt werde. Der Papst selbst stimmte, aus natürlicher Neigung, den letztern bei; sein Stolz ertrug den Gedanken nicht, daß Er, das Oberhaupt der Kirche,

*) Sie ward, in den Jansenistischen Streitigkeiten, von Clemens XI. im J. 1713 ausgegeben, und verdammte 101 angeblich irrige Lehrsätze aus Paschasius Quesnels französischer Bearbeitung des N. Testaments, unter diesen, wie auch katholische Theologen bemerkten, sogar solche, die mit der heil. Schrift und den Kirchenvätern vollkommen übereinstimmten. Diese Bulle (Constitutio) hatte, wie bekannt, zu unzähligen Händeln und Verwirrungen in der Römischen Kirche Anlaß gegeben.

einer weltlichen Macht weichen, die alten Ansprüche seines Stuhls aufgeben sollte; selbst sein Pflichtgefühl, das Bewußtseyn dessen, was er seiner Würde schuldig zu seyn glaubte, trieb ihn an, den raschen Umwalzungen alter Verhältnisse ernstlich entgegen zu wirken. Gleichwohl hatte er nicht Muth noch Kraft genug, um gefaßt und entschlossen, wie vordem Clemens XIII., dem Gegner zu begegnen, und einen beharrlichen Widerstand zu leisten; so machte seine gutmüthige Schwäche ihn weicher und nachgebender, als er seinen Grundsätzen nach seyn wollte. Durch Gerardi, seinen Nuncius in Wien, nachher durch wiederholte Sendschreiben ermahnt' er den Kaiser, von seinen Neuerungen abzustehn, und erklärte seine Bereitwilligkeit, zur Abstellung wirklicher Mißbräuche in der Kirche die Hand zu bieten. Aber sowohl des kaiserlichen Ministers (Kaunitz), als des Kaisers eigne Antworten überzeugten ihn, wie man weder Rath noch Beistand von ihm verlange, Rechte, die er ansprach, gar nicht anerkenne, von allen Kirchensachen bloß die reingeistlichen seiner Entscheidung unterwerfe, und bei den begonnenen Verbesserungsplanen nicht einmal ein Stimmrecht ihm zugestehe. Er mußte sich überzeugen, daß viele deutsche Prälaten die Maaßregeln des Kaisers billigten, und daß die Stimme derer, die zu Gunsten der päpstlichen Gerechtsame sprachen (wie des Erzbischofs von Wien, Cardinals Migazzi, der, als ein eifriger Anhänger des Römischen Hofes und entschloßner Vertheidiger auch ungebührlicher Ansprüche desselben, sogar gewagt hatte, gegen die Verordnung vom 24sten März 1781 bereits am 20sten März, also vor Erscheinung derselben, auf ein bloßes Gerücht hin, zu protestiren), gar nicht gehört ward.

In dieser Noth ergriff Pius ein Mittel, das seine Eitelkeit ihm als das wirksamste vorspiegelte, dessen Erfolg seine Selbstgefälligkeit allein auf den Eindruck, den seine Persönlichkeit machen werde, berechnete. Er selbst wollte versuchen, des Kaisers und seiner Räthe Standhaftigkeit zu besiegen, die bis dahin allen Bemühungen unzugänglich gewesen war. Auf jeden Fall würde, hofft' er, sein persönliches Erscheinen in Deutschland das fast vergessene Ansehn der päpstlichen Heiligkeit wieder her=

stellen, und so seine Reise dahin eine Art von Triumphzug werden. Wirklich beschloß er die Reise nach Wien, und war von diesem Vorsatz nicht abzubringen, so dringend man ihm auch davon abrieth. Schon im December 1781 meldet' er dem Kaiser seinen Entschluß. Dieser war erstaunt, zweifelnd, wie des Papstes Antrag aufzunehmen sey; aber obwohl seine Räthe wiederholt vorstellten, daß man den päpstlichen Besuch nicht annehmen dürfe, weil durch denselben gegen des Kaisers Plane bei dem Volk größere Abgeneigtheit bewirkt werden könne, so war Joseph doch so fest überzeugt, daß nichts seine Unternehmungen hemmen solle, und fand des Papstes Erscheinen an seinem Hofe selbst, in mehr als Einer Hinsicht, so günstig, daß er sehr freundlich und mit Achtung ihm meldete, wie willkommen der heilige Vater persönlich in Wien seyn werde, obwohl er nicht bergen mochte, daß durch diesen Besuch in des Kaisers kirchlichen Reformen nichts geändert werden könne. Ein neues Schreiben lehnte aber des Papstes Wunsch, nicht als Papst, sondern nur als ein Bischof, in halbem Incognito, nach Wien kommen, und in dem Nuntiaturgebäude sich aufhalten zu dürfen, mit vieler Feinheit ab, und bat Pius, in seiner ganzen Würde aufzutreten, und in der Hofburg seine Wohnung zu nehmen. Er scheint auch selbst zu dieser feierlichern und glänzendern Rolle mehr geneigt gewesen zu seyn, und nahm des Kaisers Einladung um so lieber an, als er in der angewiesenen ehrenvolleren Wohnung sich diesem näher befand, und besser ihn bearbeiten konnte.

Die Römer hatten an dieser Reise kein Gefallen, sie schien ihnen eine Erniedrigung des Oberhauptes der Kirche; auch mochten sie den unnützen, ihnen aber gewiß drückenden Aufwand, der dabei unvermeidlich war, in Anschlag bringen. Indeß wurden in allen Römischen Kirchen feierliche Gebete und Umzüge angeordnet. Pius verfügte über die Verwaltung der Regierungsangelegenheiten während seiner Abwesenheit, und über Alles, was geschehen sollte, auch für den Fall, daß er vor der Rückkehr stürbe, weshalb auch die Bulle: ubi Papa, ibi Roma aufgehoben ward. Sein Testament übergab er seinem Neffen; alle seine irdischen Angelegenheiten hatt' er mög-

lichst geordnet, und sich auf Alles sorgfältig vorbereitet. Sein frommer Sinn wollte auch der andächtigen Erhebung nicht entbehren, durch die er Freudigkeit und Muth für sein Unternehmen gewann, und die Zuversicht auf den höhern, göttlichen Beistand.

Am Abend vor seiner Abreise stieg er allein in die unterirdische Capelle der Peterskirche hinab, betete lange am größten Altar, unter dem die Gebeine der Apostel Petrus und Paulus ruhen, und las dann eine stille Messe. Am 27sten Februar 1782 begab er sich, nachdem er vorher in der vaticanischen Capelle andächtig gebetet, noch einmal in die Peterskirche, hörte noch eine Messe, ertheilte dann, vor der großen Pforte, dem zahlreich versammelten Volk den Segen, trennte sich von dem eben anwesenden Großfürsten von Rußland, und verließ darauf unter glänzender Begleitung Rom.

Die dreifache Krone und Alles, was zu den päpstlichen Prachtaufzügen gehörte, dazu vier Cardinalshüte, die vielleicht deutschen Prälaten zu Theil werden sollten, und eine Menge goldner Medaillen zu Geschenken, wurden mitgenommen. Die Andacht des überall herbeiströmenden, um seinen Segen flehenden Volks, die Feierlichkeiten und Freudenbezeugungen, mit denen man ihn allenthalben auf seinem Weg empfing, mußten ihm eine Entschädigung seyn für die Beschwerden der Reise. Er sah seine Vaterstadt wieder, und freute sich, daß sein Glanz auch sie, um seinetwillen, überstrahlte, wiewohl eine Fluth von Bitt- und Klagschriften seine Freude störte; selbst die Republik Venedig, so lange eine Feindin Roms, empfing ihn mit festlichem Gepränge; in Görz, der österreichischen Gränzstadt, erwartete ihn der kaiserliche Vicecanzler mit dem päpstlichen Nuncius und glänzendem Gefolge. Der Kaiser mit dem Erzherzog Maximilian ging ihm bis Neukirchen (6 Meilen von Wien) entgegen, nahm ihn, nach ehrenvoller und freundlichster Bewillkommung, in seinen Wagen auf, und führte so (am 22sten März), begleitet von zahlloser Menschenmenge, ihn in Wien ein, wo er in der Hofburg die Zimmer der verstorbenen Kaiserin bezog.

Die eintretende Charwoche verging unter kirchlichen Festen. Am Ostertag (31sten März) hielt der Papst selbst das feierliche Hochamt in der Stephanskirche. Aber bei dieser bedeutendsten öffentlichen Handlung, die viele Tausende von nah und fern herbeigezogen hatte, fehlte der Kaiser, man sagte, weil der päpstliche Ceremonienmeister, im Geist früherer Zeiten, ihm einen niedrigern Sessel, als dem heiligen Vater zugedacht hatte.

Mancherlei Feste verherrlichten des Papstes Aufenthalt; täglich ertheilt' er dem versammelten Volk den Segen; die angesehensten Männer des Staats wurden zum Fußkuß zugelassen; der päpstliche Pantoffel war in einem Zimmer ausgestellt, und Tausende kamen, ihn zu küssen; Vornehmern ward er ins Haus gesendet; unzählige Rosenkränze brachte man herbei, daß der Papst sie weihe.

Aber schwieriger und unerfreulicher waren seine Bemühungen für das, was seine Reise veranlaßt hatte. Der Kaiser ließ sich selten zu einem traulichen Gespräch, das die wichtigsten Angelegenheiten berührte, geneigt finden; noch unzugänglicher war der Staatsminister; kaum konnten vornehme Prälaten zu freiem Zutritt und geheimen Gesprächen mit dem Papst gelangen, weil jeder, der ihm nahte, sorgfältig beobachtet ward. Unter dem Volk wurden Schriften verbreitet, die darauf berechnet schienen, den Eindruck, welchen des Papstes Ehrfurcht gebietendes und Theilnahme erregendes Erscheinen gemacht, zu schwächen. Alles mußte ihn und seine Freunde überzeugen, daß der Zweck dieses Besuchs im Wesentlichen verfehlt, und dem Kaiser keine Aenderung seiner Maaßregeln abzugewinnen sey.

Mit dieser trostlosen Ueberzeugung, und wenig gestärkt durch Josephs Versicherungen seiner treuesten Anhänglichkeit an den Glauben der Römischen Kirche, rüstete Pius sich zur Abreise. Am 22sten April verließ er, begleitet vom Kaiser, Wien. In Mariabrunn trennten sie sich, mit sichtbarer Rührung und allen Zeichen persönlicher Achtung und gegenseitigen Wohlwollens. An der bayerischen Gränze ward der Papst aufs feierlichste empfangen, und in München, wo er einige Tage ver-

weilte, mit der größten Ehrfurcht behandelt. Auf der Rückreise, wie auf der Hinreise, durft' er sich ausgezeichneter Ehrenbezeugungen, sogar von Nichtkatholischen, erfreuen, und gab selbst überall Beweise seiner Frömmigkeit und Andacht. Am 13ten Junius traf er wieder in Rom ein. Ihn begrüßte die laute Freude, und ein so allgemeiner Jubel der Römer, daß alle Unzufriedenheit, alles, früher so oft ruchbar gewordene Mißvergnügen verschwunden schien. Er selbst hatte sich allen glänzenden Empfang, alle, schon vorbereitete Ehrenfeste, verbeten; doch konnt' er nicht alle Aeußerungen der Theilnahme vermeiden, und leise drängten sich auch wohl in Rom, wie in andern Städten des Kirchenstaats, durch die er gezogen, manche Klagen und Seufzer in die rauschenden Festlichkeiten ein. Zwar wurden die ungestümsten Schreier, deren Unmuth sich nicht zurückhielt, zum Schweigen gebracht; aber nach wenigen Tagen erscholl ihr Mißton, von Vielen andern begleitet, um so stärker, und konnte von dem Papst selbst nicht überhört werden. Man erkannte dies an seinem tiefen, fast trüben Ernst, den indeß Viele auf Rechnung der mißlungenen Reise setzten.

Begierig harrte nun das Cardinalscollegium, wie alle Römer, seiner Erklärung über den Erfolg der bedenklichen Reise. Pius aber gab nur allgemeine Versicherungen von des Kaisers frommem Eifer, und sah, wie wenig dies befriedigte, wie das Mißtrauen sich mehrte. Er zog sich still in den Quirinal zurück, und schien immer in tiefe Betrachtungen versenkt, woraus man schlimme Folgerungen zog. Endlich am 23sten September erklärte er sich, in einem feierlichen Consistorium, über seine Reise, gedachte aber fast nur der Festlichkeiten, die ihm zu Ehren veranstaltet worden, und der Versprechungen, welche der Kaiser ihm ertheilt habe. Da ward die Unzufriedenheit allgemein, und der Witz und Unmuth der Römer entlud sich in Pasquillen und Schmähungen. Kurze Zeit nach seiner Erklärung in der Cardinals-Versammlung fand er in der Capelle, auf seinem Betpult, eine heftige und anzügliche Schrift, die, unter andern, ihm vorwarf: „Was Gregor VII., der Größte der Priester, gegründet, das hat Pius VI., der Letzte der Priester, zerstört.“ — In ruhiger Fassung schrieb er mit Bleistift darunter: „das

Reich Christi ist nicht von dieser Welt; den, der die himmlischen Kronen vertheilt, bezaubern nicht die vergänglichen Kronen. Geben wir dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" — Diese Antwort, des Oberhaupts der Kirche würdig, kam gewiß aus aufrichtigem Herzen, aus einer Ueberzeugung, die auch durch jene Reise in ihm neuerweckt oder befestigt worden war. Er hätte auch in der That wohl Mäßigung genug gehabt, solcher Ueberzeugung gemäß zu handeln, wenn nicht die ungünstigsten und widerwärtigsten Zeitverhältnisse ihn in Zwiespalt mit sich selbst und mit der Welt gesetzt hätten.

Auch war es nicht ganz Verstellung, wenn er seine Unterhandlungen mit dem Kaiser in einem nicht ungünstigen Licht darstellte. Er hatte zu diesem wirklich Vertrauen gefaßt, mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, mit seinem Wohlwollen, auf dieses Vertrauen neue Hoffnungen gegründet, obwohl er sichs jetzt immer weniger barg, daß er einem übermächtigen Zeitgeist etwas weichen müsse. Und ganz vergebens war die Reise nach Wien nicht gewesen. Joseph hatte mehr Geneigtheit gewonnen, den Papst nicht ohne Schonung zu behandeln; das Toleranzedict war etwas beschränkt, die Aufhebung einiger Klöster eingestellt oder doch aufgeschoben, die Büchercensur, die, nach den neuern Anordnungen, auch manche von Rom aus verbotene Schriften billigen und zulassen konnte, andern strengern Regeln unterworfen, ja sogar den Klöstern einige Verbindung mit den Obern in Rom, doch unter Aufsicht der weltlichen Behörden, wieder eingeräumt worden. Etwas hatte sonach Pius in Wien wirklich erlangt, und er mochte sich wohl überreden, daß nach diesem, wenigstens nicht ganz unglücklichen, Anfang allmählig noch Einiges durchgesetzt, und auf dem Wege gefälliger Verhandlungen, die nun doch eingeleitet waren, Manches von dem, was schon ganz verloren schien, gerettet werden könne.

Bald aber zeigte der Kaiser nur zu sehr, wie wenig er sich durch den Papst gebunden oder beschränkt glaubte. Man kann als das bündigste Zeugniß, und als die offenkundigste Wirkung der gegenseitigen Verhandlungen in

Wien, das merkwürdige Fundamentalreligions-Edict vom 30sten Mai 1782 ansehen, das, mit Beziehung auf jene Verhandlungen, des Kaisers festen Willen erklärte, alle frühere Verordnungen in Betreff der Kirchenangelegenheiten aufrecht zu erhalten, und nur jene wenigen, und sehr beschränkten Milderungen zugestand. Schriftlich wurden nachher die Unterhandlungen fortgesetzt, und lösten nun fast das freundschaftliche Verhältniß, das sich gebildet hatte, wieder auf. Pius versuchte jetzt, in seinen Erwartungen getäuscht, noch einmal einen gebietenden und drohenden Ton, in welchem auch ein förmliches Breve abgefaßt ward, als der Kaiser, in seinen italienischen Staaten selbst das Recht der Pfründenverleihung ihm entzog, und Joseph faßte endlich immer fester den Entschluß, die Kirche seiner Erbstaaten völlig von Rom zu trennen.

Um aber Alles zu versuchen, den Papst zur Einwilligung in seine Maaßregeln zu bewegen, ergriff er schnell den Gedanken, selbst nach Rom zu reisen, und überraschte wirklich am 23sten December 1783 den bekümmerten Pius mit seiner unerwarteten Ankunft. Dieser Besuch ward Letzterem viel vortheilhafter, als sein eigner in Wien. Denn zwei wichtige Männer, der Cardinal Bernis (der vielvermögende französische Geschäfftsträger), und der Ritter Azara (spanischer Gesandter in Rom), mäßigten des Kaisers unternehmenden Muth, und vermochten ihn, gütlich sich mit dem Oberhaupt der Kirche zu vergleichen. Joseph selbst, so sehr er seine Geistesüberlegenheit über Pius empfand, faßte doch neues Vertrauen und Wohlwollen zu ihm. Von nun an verfuhr er schonender; minder stürmisch wurden die Reformen fortgesetzt, und Pius hatte die Freude, Manches wieder in das alte Verhältniß zurückkehren, und das Aeußerste, was von dorther drohte, abgewendet zu sehn.

Indeß erhob sich aus Deutschland ein neues Unwetter in den Nunciaturstreitigkeiten. Schon früher hatten besonders die geistlichen Churfürsten wiederholte Beschwerden gegen den Römischen Stuhl erhoben; die Ankunft eines neuen Nuncius in Cöln bestimmte sie endlich, allen Anmaaßungen desselben in ihren Sprengeln, als

Eingriffen in ihre Rechte, zu widersprechen, und den altherkömmlichen Einfluß ihm gänzlich zu verweigern. Als darauf die Nunciatur von Cöln nach München verlegt ward, vereinigten sie sich mit dem Erzbischof von Salzburg, bei dem Congreß im Emser Bade (1786), zu jenen berühmten Punctationen, welche die Herstellung der alten bischöflichen Rechte und die Beschränkung der päpstlichen Gewalt über die deutsche Kirche, wo nicht eine gänzliche Unabhängigkeit derselben, bezweckten. Des Kaisers Unternehmungen hatten sie kühn gemacht; seiner bekannten Denkungsart vertrauend, hatten sie sich gleich beim Beginn des Streites an ihn gewendet, und die Genugthuung erhalten, daß er den Nuncius nur für einen Botschafter in weltlichen Angelegenheiten erklärte, und (im October 1785) ihm alle geistliche Jurisdiction abnahm, diese aber, mit den alten Gerechtsamen, den Bischöfen wieder zugestand. Sie theilten dem Reichsoberhaupt ihre Beschlüsse zur Bestätigung mit, und setzten sich selbst in Besitz der angesprochenen Rechte. Doch diese neue Gefahr sah Pius minder durch eignes Verdienst, als durch die Feinheit und Festigkeit seiner Rathgeber, und durch das Zusammentreffen günstiger Zeitverhältnisse abgewendet. Der neue Nuncius verfuhr mit Nachdruck gegen die Prälaten; die Eifersucht andrer Bischöfe ward gegen dieselben gereizt, der bayerische Hof zum Werkzeug des päpstlichen gestimmt und klüglich benutzt, und als die Sache nun an den Reichstag zu Regensburg kam, war schon Alles so eingeleitet, daß selbst protestantische Stände ihren geistlichen Mitständen entgegenwirkten. Allmählig suchten diese einzeln selbst eine Aussöhnung mit dem Römischen Stuhl, und gaben ihr wichtiges Unternehmen auf.

Gleichzeitig ward ein schwerer Kampf mit dem Großherzog und den Bischöfen von Toscana bestanden. Leopold, Josephs Bruder, der mit gleichem Eifer, zwar mit mehr Mäßigung, aber selten mit Berücksichtigung des Papstes auf eine Reformation der Kirche hinarbeitete, mußte gar bald auch mit dem Römischen Hof in Zwiespalt gerathen. Schon im Jahr 1775 hatte er die Ausführung seiner Pläne begonnen. Er besteuerte die geistlichen Stifter, wie weltliche Güter; er verbot ihnen, so wie allen frommen Anstalten, den Welt- und Klostergeistlichen, Ab-

gaben nach Rom zu zahlen; er beschränkte die Freiheit, sich dem Klosterleben zu weihen, und setzte das Alter fest, in dem es erlaubt seyn solle; er hob die meisten noch bestehenden Einsiedlerhütten auf, und schien allmählig noch weiter gehn zu wollen. Er fand unter den Bischöfen seines Landes Einige, die auf seine Absichten eingingen; aber nur Wenige, die recht in seinem Geist wirkten. Sein Vertrauen schenkt' er dem Scipio Ricci, Bischof von Pistoja, der von gleichem Reformationseifer beseelt schien, unternehmend, aber auch eitel und hoffährtig war, zu Neuerungen, die Aufsehn erregen konnten, eben so sehr, als zu wirklichen Verbesserungen geneigt. Reizbar, wie er war, glaubt' er sich vom päpstlichen Hof beleidigt, und bewies diesem um so weniger Schonung. Die außerordentliche Gewalt, die des Großherzogs Gunst ihm verliehen hatte, der sichre Schutz, den dieser ihm gewährte, erhöhten seine natürliche Kühnheit und Zuversicht. Alle Vorurtheile, aber auch billige Rücksichten, hatte er überwunden.

Standhaft verfocht Leopold die oft raschen und verwegnen Anordnungen dieses Prälaten gegen des Papstes ernste, aber ziemlich gemäßigte Erklärungen, und ließ diesen, durch seinen Gesandten in Rom, erinnern: „die Zeiten Gregors VII. und Bonifacius VIII. seyen vorüber; die Fürsten würden es nicht länger dulden, daß der Papst in ihre Rechte eingriffe und eine gebietende Gewalt über ihre Unterthanen sich anmaaße!“ Da nun Pius zu derselben Zeit von mehrern Seiten bestürmt ward, und die Cardinäle selbst nicht Muth genug zeigten, um sich den gefährlichen Neuerungen des Großherzogs entgegen zu stellen, so verfuhr er mit möglichster Schonung. Aber auch dann ward Leopold durch seine Gegenvorstellungen, und durch die nachdrücklichen Erinnerungen an den Bischof von Pistoja gereizt, während zugleich Römische Eiferer dem Papst allzugroße Schlaffheit und Nachgiebigkeit vorwarfen. Dieser gab zwar unter andern seine Einwilligung zur Aufhebung einiger Klöster, aber nur darum, weil zu fürchten war, daß sie auch ohne seine Zustimmung eingezogen werden würden, und weil er das geringere Opfer für nöthig hielt, um den Großherzog zu versöhnen und größere zu ersparen.

Härter traf es ihn, bald nach seiner Rückkehr von Wien, als Leopold eigenmächtig, und ohne auch nur einen Vorwand zu ersinnen, eine reiche Abtei in Toscana, die Pius eben selbst dem Cardinal Salviati ertheilt hatte, mit dem Sequester belegte, und, noch ehe diese Kränkung verschmerzt war, aus landesherrlicher Gewalt, ohne alle Anfrage bei dem päpstlichen Stuhl, die Inquisition in seinen Staaten abschaffte. Bald darauf wurden eben so eigenmächtig, wiewohl den frühesten kirchlichen Verhältnissen gemäß, alle Klöster der Aufsicht der Landesbischöfe unterworfen. Aber noch andere und größere Neuerungen sollten folgen. Der Bischof von Pistoja wagte darauf im Jahr 1786 eine Synode in Pistoja zu halten, auf der eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen und Geistlichen sogar die berühmten vier Grundsätze der gallicanischen Kirchenfreiheit förmlich, für ihren Theil, bestätigte. Zwar widersprachen andre Bischöfe; aber im folgenden Jahr veranstaltete Leopold selbst, um eine Spaltung in seiner Landeskirche zu verhüten, eine Nationalsynode zu Florenz, welche zu einer durchgreifenden Kirchenverbesserung ernstliche Anstalten traf.

Standhaft erklärten sich gegen die entworfenen Vorschläge die Erzbischöfe von Florenz, Pisa und Siena, mit zehn andern Bischöfen; das Volk rottete sich zusammen, griff, erbittert gegen den Bischof von Pistoja, dessen Wohnung an, plünderte sie, verbrannte seine Schriften und sein Bildniß, und überließ sich den Ausschweifungen überreizter Schwärmerei. Leopold zog die Urheber und Anführer des Tumults vor Gericht; Ricci legte eine Fürbitte für sie ein, und fuhr in seinen Neuerungen fort.

Indeß widersprachen denselben immer mehr Bischöfe; der Papst selbst redete in einem gemessenern und muthigern Ton gegen den Großherzog, verweigerte diesem standhaft die Bestätigung eines von ihm gewählten Bischofs, und ertheilte seinem Nuncius in Florenz so kräftige und entscheidende Verhaltungsregeln, daß Leopold, der einen gänzlichen Bruch, eine kirchliche Trennung vermeiden wollte, sich etwas nachgebender und friedlicher zeigte. Bald aber erhoben sich neue Zwistigkeiten. Im

Erfolg derselben suchte Pius die Wahl Leopolds zum Römischen König zu hintertreiben, und dieser, dadurch und durch andre Mißverhältnisse erbittert, begann nun, nach kurzer Rast, im September 1788 von Neuem, ernstlich an seinen Reformationsplänen zu arbeiten. Er schaffte die Nunciatur in seinen Staaten gänzlich ab, verbot den Klöstern, ferner eine Verbindung mit fremden Obern zu unterhalten, erklärte sie, in geistlichen Angelegenheiten allein den Landes-Bischöfen, in weltlichen den Landesgerichten unterworfen, und untersagte jede Appellation nach Rom.

Pius, dadurch erschüttert, verordnete einen Ausschuß von Cardinälen, diese wichtige Angelegenheit zu verhandeln. Die meisten riethen zur Milde; der Papst selbst bewies die höchste Mäßigung, und gab mit Würde nach. Aber Leopold war zu sehr gereizt; er ließ die Acten der Synode von Florenz bekannt machen, wie Ricci, der, von Rom aus verketzert, und durch den großherzoglichen Schutz immer übermüthiger ward, mit den Acten der Synode von Pistoja gethan, und das, ohnehin verhängnißvolle Jahr 1789 verging unter fortdauerndem Streit, da Leopold auch die alten Ansprüche an das Herzogthum Urbino erneut hatte.

Der Tod Kaiser Josephs II. (22. Februar 1790) rief Leopold nach Deutschland. Sein Abgang aus Toscana, und der Eintritt neuer, gewaltiger Zeitverhältnisse, unterbrachen dort das Reformationswerk. Die neue Regierung knüpfte friedliche Unterhandlungen mit dem Römischen Stuhl an; die Neuerungen wurden wieder vernichtet, die alten Gebräuche und Verhältnisse hergestellt; der Bischof von Pistoja zog sich zurück, obwohl in seinen Bestrebungen beharrend, bis er endlich zur Niederlegung seines Bisthums von dem neuen Großherzog selbst bewogen ward.

Der schwere Kampf mit Toscana war nicht der Einzige, den Pius in Italien selbst zu bestehen hatte. Auch der Herrscher eines nur kleinen Gebiets, aber dem Kirchenstaat so nahe, daß seine Pläne denselben um so stärker berührten, der Herzog von Modena beunru-

higte den Römischen Hof. Er erneute nämlich seine alten Familienansprüche auf das Herzogthum Ferrara, und schien sie, mit allem Ernst, geltend machen zu wollen. Wenigstens traf er im Jahr 1784 sogar einige kriegerische Anstalten, als woll' er sich mit Gewalt in Besitz setzen, und nur die Dazwischenkunft und Vermittlung einiger größerer Mächte befreite den Papst von dieser Gefahr. Dagegen ging nun auch der Herzog in die Reformationspläne andrer Fürsten ein, und begann mit der Abschaffung der Inquisition in seinem Staat.

Einen ergebenern Sohn hatte Pius an dem Herzog von Parma, der ihm mit aller möglichen Ehrerbietung entgegenkam, und, Frömmigkeit mit der größten Ergebenheit gegen das Oberhaupt der Kirche vereinigend, ihm eine so unbeschränkte Gewalt zugestand, daß Pius darin einige Schadloshaltung für so viele entgegengesetzte Erfahrungen finden konnte.

Desto mehr bekümmerte ihn der Freistaat Venedig, der schon den frühern Päpsten viel Verdruß und Sorge bereitet hatte. Bald nach Pius Regierungsantritt machte der Senat den Beschluß, mehrere Klöster und Stifter einzuziehen, bekannt. Als der Papst drohend die Zurücknahme des Beschlusses forderte, ward ihm in einer so starken und schonungslosen Sprache geantwortet, daß er zum offnen Kampf sich rüstete, dann aber, eben so sehr seiner Gutmüthigkeit, als dem Rath mehrerer Freunde folgend, den Senat zu versöhnen suchte, und selbst den ernannten Patriarchen von Venedig bestätigte. Aber auch dann fuhr der Senat in seinen Neuerungen fort, und ein neues Ereigniß erbitterte die Gemüther noch mehr. Der Senat ließ an einem Gränzfluß zwischen Venedig und dem päpstlichen Ferrara Arbeiten vornehmen, um das häufige Austreten des Flusses zu verhüten. Päpstliche Truppen vertrieben die Arbeiter und tödteten einige derselben. Venedig forderte Genugthuung, und sendete, als man in Rom damit zögerte, Soldaten auf den Kampfplatz. Pius verordnete nun eine Untersuchung der Sache, bewies, daß seine Soldaten ihre Befehle überschritten hätten, strafte sie, und die Arbeiten an dem Fluß gingen dann ungestört fort. Doch war damit das Maaß der

Kränkungen, die der Freistaat dem Papst zufügte, nicht erschöpft. Weil im venetianischen Gebiet noch viele nichtunirte Griechen lebten, berief der Senat einen Erzbischof der griechischen Kirche nach Venedig, und räumte ihm eine Römisch-katholische Kirche zum Gottesdienst ein. Auf des Papstes Gegenvorstellungen ward nicht geachtet, vielmehr bald darauf auch eine Beschränkung der Gelder, welche aus der Republik nach Rom flossen, verfügt. So dauerten die Streitigkeiten fort, bis auch hier die französische Staatsumwälzung gewaltsam eingriff, und eben so sehr die Gegenstände des Streits, als die Streitenden selbst endlich vernichtete.

Aber als solle in Pius Regierung alle Noth und alle Widerwärtigkeit sich zusammendrängen, fochten ihn auch solche Regierungen an, auf deren Treue Rom sonst bauen durfte. Nicht nur hatte er manche schwierige Forderungen des Gesandten Spaniens zu beseitigen, auch Portugal schien die alten Bande lösen, und Eigenmacht an die Stelle des frühern Gehorsams setzen zu wollen. Schon unter der Regierung des Königs Joseph I. hatte der allvermögende Minister Marquis von Pombal, von der Neuerungslust der Zeit ergriffen, einige dem Römischen Stuhl sehr unangenehme Verfügungen in kirchlichen Angelegenheiten getroffen. Der Tod des Königs, und die darauf folgende Absetzung Pombals unterbrach zwar die mißfälligen Neuerungen, und die Königin stellte sogar die alten, dem Römischen Hof höchst günstigen Verhältnisse auf eine Weise her, wie sie fast in keinem andern Staat mehr statt fanden. Ein neues Concordat sicherte überdies, im J. 1778, die Gerechtsame des Papstes, nach sehr gemäßigten Grundsätzen, und auch den Jesuiten schien die Königin ihre Gunst wieder zuzuwenden. Wenigstens ward der päpstlichen Kammer der Unterhalt der aus Portugal vertriebenen sehr erleichtert, und man redete so laut von der Möglichkeit der Wiederherstellung des Ordens in diesem Staat, daß andre Mächte darauf aufmerksam wurden. Aber der Prinz von Brasilien hegte andre Ansichten und Grundsätze, als seine Mutter. Er machte Anordnungen, die in Rom keinen Beifall finden konnten, ließ einige für die Normalschulen in Oesterreich verfaßte Lehrbücher übersetzen, und begünstigte auf der Universität

zu Coimbra die Vertheidigung von Lehrsätzen, welche der päpstlichen Gewalt sehr ungünstig waren, und die weltliche Macht über diese zu erheben drohten. Er bewog selbst seine fromme und sehr kirchlich gesinnte Mutter, im Jahr 1788 zü der, auf eine Verminderung der Klosterleute berechneten Verordnung, daß ohne königliche Erlaubniß Niemand in ein Kloster treten solle. Zwar starb bald darauf der Prinz von Brasilien, aber seine Absichten schienen fortzuleben, da im Jahr 1790 die Königin auch die Geistlichen besteuerte, wozu Pius selbst seine Einwilligung gab. Auch nachher noch fand dieser in Portugal Grund zu vielen Besorgnissen, die dann aber durch größere anderwärts verdrängt wurden.

Leichter wurden die Gefahren zerstreut, welche der Zeitgeist dem Papstthum in Pohlen erweckte. Die im Jahr 1778 vorgeschlagenen Staatsgesetze, welche die herkömmliche Gerichtsbarkeit der päpstlichen Nuncien, die Freiheiten der Geistlichen, die Appellationen nach Rom, die Zahl der Mönche und Nonnen beschränken, und die päpstlichen Bullen der Genehmigung des Königs unterwerfen sollten, wurden durch den hartnäckigen Widerstand des Klerus unterdrückt. Der König Stanislaus selbst gab dem Papst Beweise großer Ergebenheit und ausgezeichneter Ehrerbietung.

In ein merkwürdiges, nicht immer friedliches Verhältniß kam Pius mit einigen nichtkatholischen Fürsten, die, im Allgemeinen sich ihm viel günstiger bewiesen, als die gekrönten, meist unfolgsamen Söhne seiner Kirche. Aber er zeigte diesen auch nicht leicht so viel nachgebende Klugheit und gefällige Aufmerksamkeit, als denen, die freilich in ihm mehr den weltlichen Fürsten, als das Oberhaupt der Kirche anerkannten.

Die zahlreichen Katholiken, die in dem weiten russischen Reich lebten, konnt' er seiner väterlichen Obhut nicht ganz entzogen glauben, und er mußte deshalb mit der Kaiserin Catharina II. in mannigfache Beziehungen treten, die geraume Zeit unfreundlich waren. Eine große Zahl Jesuiten hatte sich nach Rußland geflüchtet, und dort Schutz gefunden. Sie und ihre Freunde in Rom

benutzten eine gefährliche Krankheit des Papstes, dessen Ende man erwartete, durch eine eigenmächtige, ein erschlichnes päpstliches Breve offenbar zu weit ausdehnende Erklärung des Römischkatholischen Bischofs von Mallo (in partibus), der seinen Sitz in Mohilow hatte, ihrem Orden die Aufnahme von Novizen zu gestatten. So wenig nun Pius den Jesuiten abgeneigt war, so konnt' er doch des Erzbischofs Eingriffe in seine Rechte nicht zulassen, und fürchtete auch, daß jene Erklärung, wenn sie von ihm veranlaßt oder genehmigt schiene, alle Höfe, die dem Orden feind waren, gegen ihn aufbringen möchte. Gleich nach seiner Genesung sah er sich genöthigt, den Forderungen des französischen und spanischen Gesandten wenigstens einigermaaßen zu entsprechen, indem er zugleich vermeiden wollte, die Kaiserin zu reizen. Denn diese bezeugte bald, daß sie den Bischof von Mohilow schützen, und sich durch nichts bewegen lassen wolle, die Fortdauer des Jesuiterordens in ihrem Staat zu verbieten, noch weniger einer fremden Macht ein solches Verbot zu gestatten. Der Papst bot Alles auf, die mächtige Selbstherrscherin sich geneigt zu machen, sie zur Anerkennung seiner Oberhirtenwürde, auch hinsichtlich der Katholiken ihres Reichs, zur Berücksichtigung seiner Verhältnisse zu stimmen; freiwillig gab er ihr, in seinen Schreiben, den Kaisertitel, den die frühern Päpste den russischen Czaaren nicht ertheilt hatten. Aber Catharina schien jede päpstliche Einmischung in die Angelegenheiten ihrer Unterthanen zurückzuweisen, und forderte von Pius nur eine willfährige Genehmigung ihrer Beschlüsse, soweit sie die katholische Kirche betrafen. Sie gedachte ein Erzbisthum in Mohilow zu errichten; Pius sollte nicht nur dieses bestätigen, sondern auch den Bischof von Mallo zum ersten Erzbischof ernennen. Er mußte das Schlimmste fürchten, wenn er dies verweigerte, was ein Lieblingsplan der Kaiserin war, und doch konnt' er nicht einen Mann so erheben, der zu so vielen Beschwerden Veranlassung gegeben hatte, und mit dem Römischen Stuhl nicht versöhnt war. Standhaft weigerte sich Pius, selbst als Kaiser Joseph II. ihm dringend empfahl, den Unwillen der Kaiserin nicht stärker zu erregen; endlich gab er nach. Catharina war beruhigt, und die katholischen Höfe, die an der Ernennung jenes Erzbischofs Anstoß nehmen

men mußten, wurden möglichst begütigt. Drauf aber mußte der Papst sich sogar entschließen, zum Aerger aller Römischen Eiferer, auf Veranlassung der Kaiserin, einer schismatischen Fürstin, den Nuncius Archetti, den er zur Beilegung der Streitigkeiten nach Petersburg gesendet, mit der Cardinalswürde zu bekleiden, und den von den Jesuiten in Rußland, unter kaiserlicher Genehmigung erwählten Generalvicar des Ordens, Berilawski, der selbst nach Rom kam, und mit frecher Zudringlichkeit den heiligen Vater selbst bestürmte, sowohl in jener Würde, als in der eines Coadjutors des Erzbischofs von Mohilow zu bestätigen. Dies zog ihm neue Vorwürfe von allen, den Jesuiten feindlichen Höfen zu; aber vom Norden her ward nun seine Ruhe weniger gestört, und als der Großfürst von Rußland selbst nach Rom kam, wo der Papst ihn mit der feinsten Aufmerksamkeit und zuvorkommendsten Güte aufnahm, ward das freundschaftliche Verhältniß beider Mächte befestigt.

Wirklich bestätigt' er auch, im Jahr 1783, für Rußland förmlich den Jesuiterorden. Dazu war er eigentlich immer geneigt gewesen, nur wollt' er dabei weder seiner Würde etwas vergeben, noch die Feindschaft der katholischen Höfe, die seine Schritte bewachen ließen, auf sich laden. Was er zu Gunsten des Ordens that, mußt' er theils möglichst verbergen, theils entschuldigen, und eine günstige Gelegenheit, den Orden wieder zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, erlebt' er nicht.

Zu den Seltsamkeiten der Regierung Pius VI. gehört sein Verhältniß mit dem König von Schweden, Gustav III. Dieser evangelische Fürst bewies ihm eine Ehrerbietung und Ergebenheit, die von den meisten katholischen Mächten ihm versagt ward. Der König hatte nicht nur eine den Katholischen seines Reichs sehr günstige Verordnung (im Jahr 1781) gegeben, sondern kam auch selbst, unter dem Namen eines Grafen von Haga*),

*) Kaiser Joseph II. hatte, als er auf seiner Reise nach Rom das päpstliche Gebiet betrat, ebenfalls diesen Namen angenommen, und so den Papst überrascht, der den König von Schweden erwartete. Pius wußte sich noch gut genug in diese Ueberraschung zu finden, wiewohl er in der Verstellung nicht sehr geübt war.

nach Rom, und sprach nun persönlich die artigsten Schmeicheleien aus, die er schon vorher schriftlich dem Papst geäußert hatte. Pius dagegen erwies ihm auch alle die Auszeichnungen, die einem protestantischen Fürsten in Rom irgend zu Theil werden konnten. Gustav nahm an den feierlichen Messen, welche der Papst selbst in der Charwoche und am Osterfest hielt, Antheil, und schien durch die allerdings prächtige Feierlichkeit ungemein ergriffen und bewegt, welches er auch zu äußern nicht versäumte. Er sah alle Herrlichkeiten Roms, bewunderte sie, und rühmte den Papst. Dieser ließ dafür, dem König zu Ehren, die kostspielige Beleuchtung der hohen Peterskirche veranstalten, und gestattete sogar, mit einer in Rom unerhörten Duldung, daß in dem schwedischen Gesandtschaftshause eine evangelische Capelle eingerichtet ward, in welcher der König mit seinem Gefolg und mehrern eben anwesenden Protestanten das heilige Abendmahl feierlichst empfing. — Dieses freundliche Verhältniß mit dem schwedischen König konnte zwar auf des Papstes Lage keinen bedeutenden Einfluß haben, noch von erheblichen Folgen seyn, aber es erfreute eben so sehr seine Eitelkeit, als sein natürliches Wohlwollen.

Selbst König Friedrich II. von Preußen schien ihm einigen Ersatz zu gewähren für die Kränkungen, welche die der Römischen Kirche verbundenen Fürsten ihm zufügten. Die nicht kleine Zahl von Katholiken, die im preußischen Staat lebten, der Wunsch, diese in ungestörter Religionsfreiheit, und zufrieden mit der Regierung zu erhalten, bestimmte den König, einen Geschäfftsträger in Rom zu ernennen, und durch diesen ein Verhältniß mit dem Römischen Hof anzuknüpfen. Jene Bulle, welche die Auflösung des Jesuiterordens erklärte, war im Preußischen nicht bekannt gemacht, noch ausgeführt worden; der Orden dauerte dort fort, und mehrere Glieder desselben, aus andern Staaten verbannt, hatten sich auch eingefunden. Es gefiel dem König, ihrem friedlichen Beisammenleben kein Hinderniß in den Weg zu legen, und er forderte den Papst auf, nichts gegen sie zu verfügen. Dieser folgte gern seiner Neigung und versprach, der Fortdauer des Ordens nie förmlich zu widersprechen. Dagegen erklärten sich heftig die Gesandten des spanischen

und französischen Hofes, und drangen in den Papst so heftig, daß dieser wenigstens etwas thun mußte, um sie zufrieden zu stellen. Er verbot den preußischen Jesuiten, noch ferner ihr Ordenskleid zu tragen, zu predigen und die Sacramente zu verwalten. Da der König diesem Verbot beistimmte, gehorchten die Jesuiten. Aber ihr Orden dauerte im Preußischen, nach des Königs Willen, fort. Pius erkannte dankbar die Gunst, welche der nichtkatholische Fürst den Gliedern der Römischen Kirche in seinen Staaten und selbst den Klöstern bewies, und gestand endlich unaufgefordert zu, was alle seine Vorgänger verweigert hatten, indem er die preußische Königswürde förmlich anerkannte. Dafür hielt ihm der König auch zu gut, wenn er, von den katholischen Mächten, besonders den bourbonischen Höfen, bedrängt, bisweilen eine stärkere und unduldsamere Sprache, namentlich gegen die Jesuiten, redete, woran sein Herz keinen Theil hatte.

Auf solche Weise von vielen Seiten angefochten und bekümmert, von wenigen begünstigt und erfreut, ward Pius VI. auch der kleine Trost zu Theil, daß man selbst jenseits des Weltmeers ihn als Oberhaupt der Kirche anerkannte. In den vereinigten Staaten von Nordamerika, die, nach Erlangung ihrer freien Selbstständigkeit, die unbeschränkteste Duldung und Freiheit der Gewissen, wie des öffentlichen Gottesdienstes gesetzlich gemacht hatten, lebte auch eine große Zahl von Katholiken. Um die kirchlichen Angelegenheiten derselben zu ordnen, schien ein Bischof nothwendig, und der Papst ward aufgefordert, ihn zu ernennen und zu verordnen, welches Recht ihm auch für alle Zeiten zustehen sollte. Seine Freude über diese unerwartete Auszeichnung äußerte sich so löblich, daß er durch ein Breve den katholischen Klerus in Nordamerika ermächtigte, den ersten Bischof selbst zu wählen. Es geschah; Pius bestätigte den Erwählten, der seinen Sitz in Baltimore aufschlug, und mit der Würde eines päpstlichen Legaten bekleidet ward.

In einem sehr günstigen Lichte erscheint Pius bei den Unruhen in den Niederlanden. Diese waren durch Josephs Neuerungen in den kirchlichen Angelegenheiten angefacht worden, und boten dem Papst Gelegenheit dar,

als Friedensvermittler aufzutreten, wiewohl seine Vermittelung nicht von bedeutenden Folgen war. Aber ein guter Geist verkündigte sich in seinen Hirtenbriefen und Breven, die er an die niederländischen Bischöfe sendete, und die ihn wahrhaft als einen Boten des Friedens darstellten. Als ein solcher wär' er, der Stimmung und dem Wunsche seines Herzens nach überall gern erschienen, wenn nicht die wechselreiche Zeit, so viele Anfechtung und Reizung von außen, sein ruhiges Gleichgewicht gestört hätten. Mit aufrichtigem Gerechtigkeitsgefühl erkannt' er gern ein wohlbegründetes Recht Anderer an; aber es war ihm eben so unerträglich, das, was er in Macht und Besitz als sein Eigenthum ansah, auf irgend eine Weise gekränkt zu sehen. Daher widerstrebt' er jenen allenthalben beliebten Neuerungen, die seine herkömmlichen Gerechtsame zu vernichten, und alle Gewalt, welche er als ein theures, ihm anvertrautes Kleinod betrachtete, dem Stuhl Petri zu rauben drohten.

Darum erschrack er, noch eh' er Papst geworden, als aus dem Schooß der Römischen Kirche, ja aus dem Kreis der obersten Kirchenbeamten, ein neuer Gegner auftrat, der die furchtbarsten Waffen gegen den Römischen Stuhl richtete. Der berühmte Weihbischof und Minister zu Trier, Johann Nicolaus von Hontheim, hatte in seinem, unter dem Namen Justinus Febronius (1763) herausgegebenen Werk *), mit der größten Freimüthigkeit und eindringendsten Gelehrsamkeit, geschichtlich die Anmaaßungen und Ansprüche des Papstthums bekämpft. Pius erhielt zwar im Jahr 1778 die Genugthuung, daß der vielbestürmte Mann sein Buch förmlich widerrief, und diesen Widerruf sogar für freiwillig erklärte. Aber eine spätere, ausführliche Erklärung **) Hontheims bestätigte eigentlich doch die Hauptsätze seines Werks, und der Geist, der durch dasselbe überall angeregt oder genährt, und gegen den Römischen Stuhl im-

*) De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis, ad uniendos dissidenter.

**) Commentarii in Retractationem. 1781.

mer feindseliger geworden, war durch keinen Widerruf niederzuschlagen.

Pius bewies sich desto aufmerksamer auf Alles, was die Lehre oder Verfassung der Römischen Kirche anfechten mochte, ohne gerade allen Verbesserungen abgeneigt zu seyn. So bot er unaufgefordert die Hand, als der Churfürst von Trier das Schulwesen seines Landes verbessern wollte, und die reichen Abteien zu freiwilligen Beiträgen für diesen heilsamen Zweck aufforderte. Die Mönche weigerten sich, und wußten die Sache an den Papst zu bringen, der nun sogleich durch ein Breve den Churfürsten ermächtigte (1784), eine Vermögensuntersuchung bei den Saumseligen vorzunehmen, und, nach billiger Abschäzzung, ihren Ueberschuß zu dem löblichen Endzweck zu verwenden. So gab er auch den Veranstaltungen deutscher Prälaten, die Geistlichen zur Berufstreue anzuhalten, und den traurigen Zustand der Kirchenzucht zu verbessern, selbst dem merkwürdigen, schönen Hirtenbriefe (von 1782) des Fürstbischofs von Salzburg, der auf Einschränkung unnützen Kirchenprunks drang, und fleißiges Bibellesen empfahl, seinen Beifall.

Irrenden zeigt' er zwar großen Eifer für katholische Rechtgläubigkeit, aber doch christliche Milde, und fand an bösartiger Verketzerung kein Gefallen. Wenn er (schon 1777) eine Untersuchung über die bekannten gasnerischen Wundercuren verhängte, so erfüllt' er seine Pflicht in einer Sache, die Vielen ärgerlich war, und neuen Aberglauben zu erwecken schien; doch wurde Gasners Kunst nicht blos als abergläubig, sondern auch als ketzerisch verworfen.

Unter solchen Kämpfen und Mühen war Pius in das höhere Alter übergegangen. Seine ältern Freunde, die mit Rath und Trost in frühern trüben Stunden ihm treulich zur Seite gestanden, besonders Alexander Albani und Manefoschi, waren längst von ihm geschieden; auch seinen vieljährigen Vertrauten, den Exjesuiten Zaccaria, vermißt' er schmerzlich. Ihn umgab eine neue Welt, und sein, wenn nicht zärtliches, doch für Liebe sehr empfängliches Herz machte ihn schwach gegen

seine Verwandten, weshalb er bittern, freilich nicht unverdienten Tadel erfuhr.

Seit dem Anfang seiner Regierung hatte er es bitter empfunden, wie keine Zeit dem Oberhirten der Kirche, dem geistlich-weltlichen Herrscher ungünstiger seyn könne, als die Seinige; wie Alles, nach Neuerungen begierig, dahin strebe, das Alte zu vernichten, und, mit unerschöpflicher Verwandlungslust, das Bestehende umzubilden, was den Vätern heilig und unantastbar gewesen, neu zu gestalten; wie alle kirchlichen Verhältnisse mit fortgerissen wurden von dem gewaltigen Strom neuer, oder allgemeiner verbreiteter Meinungen, die eben so zuversichtlich über veraltete Formen und Vorurtheile, als über eine klare, gemäßigte Ansicht und Würdigung des menschlichen Lebens sich erhoben. Als Fürst hatte er zu vielen gerechten Klagen Veranlassung gegeben, den Ansprüchen einer drangvollen, wechselreichen Zeit nicht genügt, weniger weil es ihm an ehrlichem und wohlmeinendem Willen, als an innerm Beruf zum Herrschen, an umfassender Einsicht und an Kraft gebrach; als Oberhaupt der Kirche war er überall einem feindselig widerstrebenden Geist begegnet, und hatte es weder den Eiferern, noch den Lauen und Aufgeklärten recht machen können, weil seine Gesinnungen ihm Milde und Nachgiebigkeit, seine Grundsätze strenges Halten an dem Alten empfahlen, und er, durch den Geist der Zeit in einen Zwiespalt mit sich selbst verwickelt, bald jenen, bald diesen folgte, ohne zu dem gleichmäßigen Wirken zu gelangen, welches nur bei rechter Einigkeit mit sich selbst möglich ist. Dieser Zwiespalt wirkte auf alle seine Verhältnisse ein, und stellte ihn, selbst als Menschen, bisweilen in ein zweifelhaftes Licht, das nur durch seine sich immer gleiche Frömmigkeit und Herzensgüte der Mißdeutung, wenigstens bei unbefangnen Beobachtern, entnommen ward.

Die schwerste Prüfung und allertraurigste Erfahrung war seinen letzten Lebensjahren aufgespart. Als ein Greis von 72 Jahren sah er über sein schon gebeugtes Haupt ein Unwetter hereinbrechen, dem selbst eine jugendliche Kraft nicht widerstanden hätte. Aber gerade diese unglücklichste Zeit ist die Zeit seiner schönsten Bewährung; in dem Feuer

der strengen Prüfung läutert sich sein ganzes Wesen, und von manchen frühern Gebrechen entbunden, tritt Alles, was Gutes in ihm war, nun entschiedener und kräftiger hervor; in der Schule großer Leiden erlangt' er tadelfreier die höhere Reife, die unverletzliche Würde, die ihm eben soviel wohlverdiente Achtung, als sein Schicksal herzliches Mitleid gewinnt. Wenn er auch jetzt von Irrthum nicht frei erscheint, und dem Tadel nicht entgehen kann, so findet seine mangelhafte Einsicht doch in der veredelten Gesinnung eine mächtige Fürsprecherin, und die Theilnahme an seinen Leiden wird überall erhöht durch die Ergebung und Standhaftigkeit, mit der er diese ertrug.

Die französische Revolution begann, und fügte schnell dem Papstthum den größten Verlust zu. Die gallicanische Kirchenfreiheit hatte zu allen Zeiten dem Römischen Stuhl viel Sorge und Streit verursacht; Pius war von dorther, wie wir gesehen, früher weniger angefochten worden, und nur das Toleranzedict Ludwigs XVI., vom Jahr 1782, das besonders auch die Proselytenmacherei der Katholischen rügte, hatte ihn etwas verletzt. Als aber Frankreich alle Bande gesellschaftlicher Ordnung zerriß, und für das Trugbild seiner Freiheit und Gleichheit wüthete, da ward auch alles Heilige völlig in den Staub getreten, und das kirchliche Verhältniß mit Verachtung, Spott und Hohn niedergeworfen.

Schon 1789 wurden durch die Nationalversammlung alle geistliche Güter für Nationalgüter erklärt, und 1790 Avignon und Venaissin, welche der Römische Stuhl längst durch gesetzmäßigen Kauf an sich gebracht, und seit Jahrhunderten als unbezweifeltes Eigenthum besessen hatte, eingezogen und dem französischen Reich einverleibt. Immer wilder ward der Sturm. Die Freiheitsschwärmer weihten die Kirche der heiligen Genoveva zu Paris zu einem Pantheon ein, verbannten alles Geistliche, ja alles Religiöse, und huldigten allein ihrer kindischen Vernunftgöttin. Laut sprach man allen Geistlichen und dem Papst Hohn; der Verkauf der eingezognen Kirchengüter ward (1790) decretirt, von den Priestern der Bürgereid, welcher unversöhnlichen Haß der Monarchie einschloß, gefordert (1791), und wer denselben verweigerte, deportirt

(1792). Schon 1790 war die Aufhebung aller geistlichen Orden und aller Klöster beschlossen, und ausgeführt worden; auch die Seminarien blieben nicht unangetastet. Je stärker der Papst sich gegen den Bürgereid der Priester erklärte, desto heftiger tobte gegen ihn der Aufruhr, von aller Scheu entblößt; die Pariser verbrannten 1791 vor dem königlichen Palast und vor den Augen des Nuncius, eine Strohfigur, die Pius VI. vorstellte.

Dieser erließ Hirtenbriefe, Breven, Bullen an die Bischöfe, an die Geistlichen und an das Volk, und ermahnte mit väterlicher Stimme, zur Rückkehr in die Schranken der Ordnung, in den Schooß der Kirche. Mit außerordentlicher Thätigkeit, aber ohne Nachdruck, griff er in das gewaltige Unternehmen ein; die schon 1796 in 2 Bänden erschienene Sammlung seiner Breven und Hirtenbriefe, aus dieser Revolutionszeit, bezeugen seinen Eifer, seinen tiefen Schmerz. An die Fürsten, an die Völker wendet' er sich warnend, ermahnend, und verdammte laut und feierlich die Grundsätze, welche in Frankreich Wurzel gefaßt hatten. Als die Nachricht von Ludwigs XVI. Ermordung nach Rom kam, bezeugt' er im Consistorio und öffentlich seine Trauer, hielt ihm ein feierliches Todtenamt, und verordnete Messen zum Heil seiner Seele.

Der Unwille der Franzosen ward noch mehr genährt, als der Papst im Jahr 1792 bei dem beginnenden Krieg sich ebenfalls rüstete, wiewohl er erklärt hatte, daß er neutral bleiben wolle. Dem furchtbaren Drang der Zeit war sein Geist, sein Alter nicht gewachsen; seine politischen Maaßregeln waren unsicher, schwankend. Aber sein Glaube, seine Frömmigkeit hielt ihn selber aufrecht, und bewährte untrüglich seine Gesinnung.

Damals versöhnten sich die Römer mit dem ehrwürdigen Greise, der in dieser Prüfung ihnen als ein hellleuchtendes Vorbild erschien; sie priesen ihn als den Vater des Vaterlands; viele Stimmen nannten ihn den Besten der Fürsten, und der Senat vereinigte sich mit den Bürgern, ihm ein Denkmal zu errichten, mit der Inschrift: „dem Beschützer der öffentlichen Si-

cherheit." Pius selbst aber gab dazu, unter jenen Umständen, seine Einwilligung nicht, und ließ nur geschehen, daß eine in Marmor gegrabene Inschrift im Capitol aufgestellt ward, welche die Ehrfurcht und Dankbarkeit der Römer aussprach. Allmählig aber fand der in Frankreich erwachte Geist auch im Kirchenstaat immer mehr Beifall; der Freiheitsruf erscholl bereits in mehrern Städten, und ließ bisweilen auch in Rom sich vernehmen. Schon wurden die nachdrücklichsten Anstalten zur Abwendung eines gefährlichen Aufstandes nothwendig. Auch gegen die in Rom anwesenden Franzosen mußten ernstliche Maaßregeln ergriffen werden, unter denen auch wohl Unschuldige litten. Mehrere flüchteten in ihr Vaterland und erregten neuen Unwillen gegen die päpstliche Regierung. Das Römische Volk äußerte schon mehrmals seinen Franzosenhaß sehr gewaltthätig. Als der französische Gesandte in Neapel einen seiner Räthe mit mehrern Begleitern nach Rom sendete, und diese, mit der dreifarbigen Schleife geziert, durch den Corso fuhren, wären sie von dem empörten Volk fast gesteinigt worden, und der Gesandtschaftsrath (Basseville) kam in dem Tumult um.

Drei Tage nachher erschien ein päpstliches Ausschreiben, welches den Römern für die bewiesene Anhänglichkeit an die Religion und an des Papstes geheiligte Person dankte, die begangenen Ausschweifungen und Ungebührlichkeiten aber, freilich mild genug, tadelte und für die Zukunft untersagte. Aber dies genügte den Franzosen allerdings nicht, und so wenig Pius selbst bei diesen Ereignissen verschuldet hatte, fiel doch Alles auf sein wehrloses Haupt zurück, gegen das sich aller Unwille richtete.

Je weniger man sich bergen konnte, daß die Rache der Franzosen nicht ausbleiben werde, desto ernstlicher dachte die Römische Regierung auf Vertheidigungsmaaßregeln. Aber die Zahl der päpstlichen Truppen war klein; es fehlte an Waffen und Geld. Durch öffentliche Aufgebote suchte man die Bewohner des Kirchenstaats zum Widerstand gegen die nahende Gefahr, zum kräftigen Kampf zu erwecken, und dieselben aufzureizen gegen das Volk „ohne Gesetz und ohne Frömmigkeit, gegen die Barbaren, die sichs gelobt, wohin sie kämen, die Throne und

die Altäre umzustürzen." Gleichwohl ließ Pius, der persönlich immer den Frieden wünschte, ein von seinen Küstenwachten aufgebrachtes kleines französisches Fahrzeug wieder zurückgeben, indem er erklärte, „daß er mit Frankreich nicht im Kriege sey."

Die Jahre 1793 und 94 vergingen unter fortdauernden Besorgnissen für die Sicherheit des Kirchenstaats, und vielen, nicht immer zweckmäßigen Anstalten, die wechselnden Zeitereignisse zu Gunsten desselben zu leiten. Pius ließ sogar zu, daß der neue Schatzmeister Laporta, der an Ruffo's Stelle getreten, einen Theil des Kirchensilbers einforderte, und Geld daraus zu schlagen verordnete. Aber auch die Auflagen mußten erhöht werden; die Unterthanen seufzten unter neuem Druck, und verloren die Geneigtheit zur Selbstvertheidigung gegen Frankreich; vielmehr erhob sich neues Murren gegen die Regierung.

Seit den letzten drei unheilvollen Jahren hatte Pius die Feier des, den Römern so beliebten, Carnevals untersagt. Das Volk hatte sich darein ungern gefügt, aber unwillig bemerkt, daß die Vornehmern und Reichern das Verbot wenig achteten. Am Donnerstag vor Fastnacht 1795 bemächtigte sich der Pöbel selbst seines alten Rechts, lief in Masken durch die Straßen, und als darauf Soldaten und Sbirren ihn auseinander zu treiben suchten, entstand ein allgemeiner Auflauf, in welchem viele Unordnungen verübt wurden. Die päpstliche Regierung bewies die größte Mäßigung, und ließ, ohne harte Maaßregeln, den Sturm austoben, der ohne erhebliche Folgen vorüberging, aber doch die Gemüther zu ähnlichen Ausschweifungen geneigter und kühner machte.

Während nun der Sieg immer häufiger den französischen Waffen folgte, Pius aber fortfuhr zu behaupten, daß er mit Niemand im Kriege sey, konnte die Regierung doch immer weniger vermeiden, sich zu einiger Gegenwehr zu rüsten, und auf Mittel für die dringendsten Staatsbedürfnisse zu denken. Der Papst selbst ließ einen großen Theil seiner Wagen und Pferde verkaufen, und das daraus gelöste Geld in den öffentlichen Schatz nieder=

legen. Dazu wurde eine Menge neuer Papiere, die, weil ihre Einlösung nicht zu hoffen war, tief unter dem Nennwerth standen, ausgegeben; man zwang die Kaufleute zu wiederholten Anleihen, für welche sie werthlose Zeddel erhielten, und selbst die Klöster sollten ihr überflüssiges Silber in die Münze senden. Doch reichte das Alles kaum für die dringendsten augenblicklichen Bedürfnisse hin.

Der Frühling des Jahres 1796 war mit trostlosen Aussichten eingetreten. Der Durchzug eines neapolitanischen Heeres durch den Kirchenstaat, war vom Papst gestattet worden, und hatte, obwohl er auch dabei seine Neutralität zu verwahren suchte, die Franzosen von Neuem gereizt. Durch das ganze päpstliche Gebiet wurden feierliche Gebete für das Glück der Waffen Oesterreichs verordnet. Aber das Glück begleitete sie nicht, und in Rom ward kein günstiger Rath erfunden, die wachsende Gefahr zu beschwören. Der Cardinal Zelada, der an der Spitze der Geschäffte stand, fühlte, als ein Greis, von dem jugendlich aufbrausenden Zeitlauf sich überwältigt. Ihm ward ein Cardinalsausschuß beigesellt, und diesem ein Rechtsgelehrter, Barberi, ein gerechter, aber strenger und eigenmächtiger Mann, als Fiscal gegeben. Er leitete die gesammte Congregation, welche den krankenden Staat retten sollte, und seine durchgreifenden, aber oft gewaltsamen und harten Maaßregeln erzürnten Viele, verschlimmerten die Stimmung des Volks. Von keiner Macht war Schutz zu hoffen; Spanien, das mit Frankreich im Frieden war, schien die einzige Stütze, und doch nur eine unsichre; Pius hoffte allein auf Gott. —

Indeß bewegte der siegreiche Fortschritt der französischen Waffen ganz Italien. Buonaparte drang, nach seinen glücklichen Schlachten gegen Oesterreich, in den Kirchenstaat vor, und schon am 19ten Junius 1796 hatte er sich Bologna's, Urbino's und Ferrara's bemächtigt. Für Pius war nirgend Hülfe; sein kleines Heer konnte dem kühnen Sieger nicht widerstehn. Er suchte einen Waffenstillstand, der unter Vermittlung des spanischen Botschafters, Ritters Azara, am 23sten Juni zu Bologna ihm bewilligt ward, aber zu ungeheuern Aufopferungen ihn nöthigte. Nicht nur 20 Millionen Li-

vres, sondern auch eine Auswahl der herrlichsten Kunstdenkmäler und kostbarsten Manuscripte des Vatican sollten den Franzosen überliefert werden; diese behielten auch die drei Legationen besetzt, und nöthigten die Regierung, den Feinden der Republik ihre Häfen zu verschließen.

Und doch hatte man um so theuern Preis nur eine kurze Ruhe und wenig Sicherheit erkauft. Um die 20 Millionen Livres aufzubringen, mußten die letzten Kräfte des Staats erschöpft werden. In der äußersten Noth nahm man sogar zu dem aus Sixtus V. Zeit vorhandenen, durch dessen Verordnung streng verwahrten, Schatz der Engelsburg seine Zuflucht. Von Neuem wurden Kirchen, Klöster und Privatleute aufgefordert, all ihr überflüssiges Silber in die Münze zu senden. Pius bot Alles auf, die Franzosen zufrieden zu stellen; er empfing die eintreffenden Commissaire, deren dreifarbige Schleife nun geduldet werden mußte, mit zuvorkommender Güte; er erließ strenge Befehle, jeden unzeitigen Widerstand, jede Beleidigung der Republicaner zu vermeiden. Und doch konnt' er nicht vermeiden, daß, als Nachricht von einigen Unfällen der französischen Armee einging, das Volk alsbald seinen Widerwillen gegen die Franzosen äußerte und mehrere öffentlich angriff, daß sie nur mit Mühe gerettet werden konnten. Zu gleicher Zeit überzeugt' er sich, daß der alte Cardinal Zelada unter so dringenden Verhältnissen der Regierung nicht vorstehen könne, und ernannte deshalb den Cardinal Busca zu seinem Minister. Barberi aber war zu sehr in seinem Vertrauen befestigt, als daß er den erneuten Aufforderungen, diesen zu entlassen, nachgeben konnte. Das Volk hatte sich des Waffenstillstands, so große Opfer er auch kostete, gefreut, weil er augenblickliche Sicherheit gewährte; aber es war schnell wieder bereit, ihn zu brechen, als die Sache der Franzosen zu wanken schien. Pius ließ nicht ab, durch salbungsvolle Ausschreiben die Römer und die übrigen Bewohner des Kirchenstaats zu beruhigen. Er ernannte einen neuen Ausschuß von Cardinälen, die Noth des Staats, die Mittel, ihn zu retten, eilends zu erwägen. Aber die Cardinäle waren mit ihm in gleicher Verlegenheit, als nun der nach Paris gesandte Botschafter heimkehrte, und die Forderungen des französischen Senats

übergab. Sie waren so beschaffen, daß der Papst nicht nur mehrere Beschlüsse zurücknehmen, sondern auch überhaupt seine Würde preisgeben mußte, wenn er sie bewilligte. Gleichwohl fehlt' es an Macht, eine Verweigerung kräftig zu behaupten. Die Verhandlungen zwischen dem Römischen Hof und den französischen Gewalthabern dauerten in Florenz fort, eröffneten aber keine tröstenden Aussichten. Da nahm Pius allen Muth, alle Entschlossenheit zusammen, und fing an, mit unerwartetem Nachdruck zu handeln. Noch einmal wendet' er sich an alle katholische Höfe; den Franzosen, die übermüthig in ihren Forderungen blieben, schien er nun Alles verweigern zu wollen; selbst die Bilder und Statuen, die schon bereit zur Ablieferung waren, ließ er wieder an ihren Ort bringen, alle Zahlungen einstellen, und selbst den entlehnten Schatz in die Engelsburg zurückführen. Neapel machte indeß Frieden mit Frankreich; andre Höfe thaten nichts zur Rettung des Kirchenstaats; dringend forderte der Papst den König von Spanien selbst auf, zwischen dem heiligen Stuhl und den schonungslosen Republicanern zu vermitteln, und erhielt eine theilnehmende, aber ablehnende Antwort. Die Unterhandlungen, welche indeß der Ritter Azara für den Römischen Hof fortgesetzt hatte, konnte dieser nicht billigen, und jener ward dadurch erbittert. Von Wien aus kamen, statt Trostes, sogar Vorwürfe, daß man den Waffenstillstand eingegangen war, und günstigere Verheißungen kamen zu spät, als die Congregation der Cardinäle schon entschieden war, die Unterhandlungen in Florenz wieder anzuknüpfen. Doch siegte das Vertrauen auf die kaiserliche Zusage bei Pius selbst, und bei mehrern seiner Rathgeber. Rom rüstete sich aufs Neue zu dem Kampf, den man, mit Grund, einen heiligen Krieg nannte. Im Januar 1797 zog ein kleiner Theil päpstlicher Truppen aus, nachdem sie andächtig sich vorbereitet, und den feierlichen Segen erhalten hatten. Jetzt entschied schnell die Uebermacht der Franzosen, und machte den unsichern Berathungen ein Ende.

Kaum war Mantua gefallen, als Buonaparte, mit voraneilenden heftigen Vorwürfen, daß der Papst sich gegen Frankreich gerüstet, am 1sten Februar 1797 den

Waffenstillstand aufkündigte, und wieder in den Kirchenstaat einrückte. Nur eine kleine päpstliche Schaar konnte ihm entgegengestellt werden, die schon am 2ten Februar unterlag. Nun bemächtigte das französische Heer unaufhaltsam sich der päpstlichen Provinzen, und Pius erkaufte mit neuen großen Opfern, wie die zügelloseste Willkühr sie vorschrieb, den Frieden zu Tolentino am 19ten Februar 1797. Der übermüthige Sieger barg es sogar nicht, daß auch dieser Gewinn dem Papst nur auf kurze Zeit gegönnt seyn solle; kaum bedurft' er, um auch im Frieden seine Besatzungen im päpstlichen Gebiet behalten zu dürfen, des Vorwandes, daß die Römer zu Aufruhr geneigt seyen.

Furchtbar peinlich war die Lage des greisigen Pius. Nicht nur den Verlust schöner Provinzen, Bologna's, Ferrara's, Romagna's betrauert' er; er war im eignen Gebiet nicht mehr Herr. Mit studirter Grausamkeit und muthwilligem Uebermuth quälten die Franzosen den alten Mann. Und der Schwindel des Republicanismus hatte auch viele seiner Unterthanen ergriffen; der Druck der Gegenwart erregte allgemeinen Unwillen; mit Heftigkeit ward die Schlaffheit und Schwäche der Regierung getadelt, und sie wegen aller Leiden angeklagt. Im Innern glomm verderblicher Aufruhr, und von außen zeigte sich nur ein schonungsloser Feind. In dieser Noth, da keine menschliche Weisheit, kein äußerer Trost, keine irdische Hülfe auf die Dauer ausreichte, keine verbündete Macht die Hand bot, Oesterreich mit den eignen Angelegenheiten beschäfftigt, Neapel ohnmächtig war, und der König von Spanien eine persönliche, aber unthätige Theilnahme bezeugte; während fast Alle, die des Staates Stützen seyn sollten, selber rathlos waren, Busca von den Geschäfften zurücktrat, und der Cardinal Doria, ohne innern Beruf, ohne Staatsweisheit, dessen Stelle einnahm; da erkrankte Pius (im Mai 1797) und schien auf Genesung nicht mehr hoffen zu dürfen. Aber zu größern Leiden aufgespart, erholte er sich wieder, um seine trostlose Lage recht peinlich zu empfinden. Immer von Neuem ermannt' er sich unter andächtigen Gebeten, und blickte nicht ohne Sorge und Kummer, doch mit Gottvertrauen, in die Zukunft. Als Fürst vermocht' er nicht sein

Volk zu erretten, und mit Kraft und Festigkeit die Zügel der Regierung zu führen; als Oberhaupt der Kirche vergaß er weder seine Pflicht, noch seine Würde, so bitter dieselbe auch gekränkt ward; aber als Mensch, gegründet auf die höchste Kraft, welche den Sterblichen erhebt, unbeweglich fest in seinem Glauben, in seinem getrosten Aufsehn auf Gott, blieb er nun ein würdiges Vorbild seiner Heerde, daß man früherer Gebrechen wohl vergessen mochte.

Die Lage des Kirchenstaats ward mit jedem Tage bedenklicher, trauriger; Pius fügte sich mit Ergebung in sein Schicksal, mit dem Bewußtseyn, daß er nicht die Macht habe, dasselbe zu ändern. Mit tiefem Schmerz bemerkt' er, wie die öffentliche Meinung immer mehr verstimmt ward, wie er dem Volk sich nicht zeigen durfte, ohne die bittersten Vorwürfe zu hören, wie nun selbst die Schaaren der Römischen Mönche seine heftigen Ankläger wurden, weil er, um die ungeheure Summe, welche der Frieden von Tolentino kostete, einigermaaßen zu decken, da alle Cassen erschöpft waren, die Klosterschätze hatte in Anspruch nehmen müssen. Auch jetzt sucht' er mit möglichstem Nachdruck die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten; die Wachtposten wurden verstärkt, die thätigsten und zuverlässigsten Bürger, die zu der neuerrichteten Stadtwehrschaft gehörten, für die öffentliche Sicherheit aufgeboten, mehrere Verdächtige, und vorlaute Anhänger einer beabsichtigten Staatsumwälzung gefangen gesetzt, aber auf das Gebot der fremden Gewalthaber bald wieder entlassen. Einige verließen im Triumph, Rachsucht im Herzen, die Hauptstadt, und arbeiteten von fern für ihre Absichten; Andere blieben in Rom, und wiegelten ihre Mitbürger auf. Pius sah das nahende größere Unheil voraus, aber es fehlte ihm an Macht, es zu verhindern.

Die Franzosen schienen indeß nur seinen Tod, oder irgend ein veranlassendes Ereigniß abzuwarten, um auch den Schatten von päpstlicher Regierung auszutilgen, und ihren Republicanismus an deren Stelle zu setzen. Damals war Joseph Buonaparte französischer Gesandter in Rom, bemüht, die Unzufriedenheit mit der päpst-

lichen Regierung immer mehr anzufachen, und mit seinen Gehülfen die Römischen Angelegenheiten so zu verwirren, daß eine Revolution erfolgen mußte. Ein Theil der Römer ward von ihm verführt, und bei diesem eine Empörung zur Reife gebracht; ein anorer Theil haßte mit italiänischer Tiefe die Franzosen, und hätte gern durch einen allgemeinen Aufstand sich von denselben befreit.

Gegen Ende des Jahres 1797, als Pius an einer langen und schweren Krankheit darnieder lag, brach endlich das Ungewitter los. Am Abend des 27sten Decembers rottete sich der Pöbel Roms zusammen, und tobte mit dem Geschrei: „Es lebe die Republik!" durch die Straßen. Päpstliche Soldaten bemühten sich, die Aufrührer zu zerstreuen, und verfolgten dieselben, da sie sich, wie unter sichre Hut, in den Hof des damaligen französischen Gesandtschaftspalastes, zurückzogen, auch dorthin. Von beiden Seiten fielen Schüsse, und nun eilten Joseph Buonaparte und der General Duphot unter die Römischen Soldaten, und geboten ihnen drohend, das Gesandtschaftshaus zu verlassen. Die Soldaten gehorchten; da aber die Empörer alsbald wieder hervordrangen, ward der Kampf erneut, und ein Schuß tödtete den General Duphot, der mit gezogenem Degen auf die Päpstlichen eindrang. Dieser Schuß schien das Zeichen zu Roms Verderben zu seyn.

Pius raffte seine matten Kräfte zusammen, sendete Eilboten an die mächtigsten Höfe, schilderte seine schreckliche Lage, bat um schleunige Hülfe. Die Franzosen sucht' er von seiner Unschuld, von seinem Schmerz und Unwillen über das ganze Ereigniß zu überzeugen, und sie zu versöhnen. Eilends aber verließ Joseph Buonaparte mit seinen Genossen Rom, und bang und ungewiß harrte man der drohenden Zukunft. Vergebens bot man wiederholt der französischen Regierung jede Genugthuung an, welche sie selbst fordern würde; vergebens stellte man vor, wie das, was Wenige verschuldet, nicht dem ganzen Staat zum Verbrechen angerechnet werden dürfe. Frankreich eilte zur Rache, die in unzähligen Aeußerungen der empörten Republicaner sich in voraus als die schrecklichste ankündigte. Schon ward von Mailand

land aus, wo damals die französische Hauptmacht stand, drohend erklärt: „Bald werden diese Tiber, geröthet von dem Blut unsrer Brüder, dieses Capitol, bevölkert von mörderischen Priestern, dieses Marsfeld, beschämt, einem Sklavenvolk zu dienen, gereinigt seyn von den Verbrechen, der Schande und der Knechtschaft von zwanzig Jahrhunderten. Nach so vielen ausgesuchten Mißhandlungen, die man sich gegen den ehrwürdigen Greis Pius schon erlaubt hatte, war nun das Aeußerste zu fürchten.

Mit Anfang des Jahrs 1798 näherte sich eine französische Heerabtheilung unter dem Obergeneral Berthier dem Römischen Gebiet. Der König von Neapel, der sich des Papstes annahm, sendete Abgeordnete an Berthier. Feierlich versicherte dieser den päpstlichen und neapolitanischen Unterhändlern, daß die französische Republik keine Veränderung der päpstlichen Regierung beabsichtige, und daß er nur erscheine, um Duphots Ermordung (für die der Papst aufs Neue jede billige Genugthuung versprach) zu rächen, und der Ehre der französischen Republik genug zu thun. Pius mußte den freien Einzug der Franzosen in Rom bewilligen. Am 16ten Februar zogen sie ein. Alsbald ward die Treulosigkeit offenbar.

Ein Aufruf Berthiers klagte sogleich heftig die päpstliche Regierung an, und rief, mit pomphaften Erinnerungen an Roms ehemalige Freiheit, das Volk zum Abfall von seiner Regierung auf. Das Capitol und die Engelsburg wurden besetzt. Vergebens veranlaßte man den Papst, von Rom sich zu entfernen; er erklärte mit Muth und Standhaftigkeit, daß er, als Fürst und Bischof, sein Volk nicht verlassen werde. Da ward am 18ten Februar die neue Römische Republik erklärt, als eben die Cardinäle in der Sixtinischen Capelle den Jahrestag der Papstwahl Pius VI. feierten. Freiheitsbäume, Bilder der entehrten Göttin in schamloser Gestalt, wurden aufgestellt; das Freiheitsgeschrei drang bis in des Papstes Zimmer, vor denen Wache stand. Ihm selbst raubte man alle Kostbarkeiten, seine Vertrautesten; die meisten Cardinäle, die nicht schon geflohen waren, wur-

den verwiesen und gemißhandelt. Pius, der durch nichts zu bewegen war, die Regierung, wie man forderte, niederzulegen, ward nun Staatsgefangner, gegen welchen frecher Uebermuth sich die gröbsten Ausschweifungen, den bittersten Hohn erlaubte.

Am 20sten Februar, zwei Stunden vor Tages Anbruch, nachdem er vorher noch die Erlaubniß, eine Messe hören zu dürfen, mit Mühe erhalten, führte man ihn eilends aus Rom, von wenigen Dienern begleitet. Am 25sten brachte man ihn nach Siena, wo er, im Augustinerkloster, als Gefangner blieb. Still, seiner Auflösung nahe, brachte hier Pius seine Tage zu, nur von dem Wunsche beseelt, sie hier in Ruhe beschließen zu können. Aber der Argwohn elender Republicaner gönnte ihm diese Ruhe nicht. Am 26sten Mai schaffte man den kranken, schwachen Greis weiter fort, und sperrte ihn in die Carthause bei Florenz. Hier empfing er den Besuch des Großherzogs von Toscana, und des Königs von Sardinien. Alle Hoffnung auf die Rückkehr nach Rom hatte er aufgegeben; die meisten Stunden des Tages waren dem Gebet und anhaltenden Andachtsübungen geweiht. Seinen Hofstaat hatte man sehr verringert; er hätte selbst an dem Unentbehrlichsten Mangel leiden müssen, wenn er nicht durch fromme Mildthätigkeit unterstützt worden wäre. Viele Geistliche und Klosterleute boten ihm reiche Geschenke an; er schlug sie aus. Weniges nahm er von den Fürsten an, die noch fortfuhren ihm Zeichen von Theilnahme zu geben. Auch von Unbekannten kamen fromme Gaben an. In vielen Liebesbeweisen, die er empfing, mußt' er einigen Trost finden.

Aber solche Auszeichnungen, und die Ehrfurcht des Volks gegen den heiligen Vater mehrten nur die Wuth und Grausamkeit der Franzosen. Man forderte den Großherzog von Toscana auf, dem Papst nicht länger den Aufenthalt in seinem Lande zu gestatten. Dieser weigerte sich ihn zu verweisen, suchte aber durch Unterhandlungen ihm einen ruhigen Zufluchtsort in den österreichischen Erbstaaten zu verschaffen. Dies gelang nicht, so wenig als der Plan, ihn nach Spanien oder Sardinien zu bringen. Er blieb der französischen Willkür überlassen, die

ihn endlich auch dem ruhigen Aufenthalt in Toscana wieder entriß.

Am 27sten März 1799 mußt' er aufs Neue zur Reise sich anschicken. Die Fortschritte der österreichischen Waffen beunruhigten seine Wächter. Man führte ihn über Bologna nach Parma, der französischen Grenze zu. Von Allem entblößt, arm und hülflos, dem Muthwillen einer Schaar verwilderter Soldaten Preis gegeben, in jeder Stunde seines Endes harrend, setzt' er die Reise fort, auf der man selten ihm ein bequemes Nachtlager gönnte, und mit recht ausgesuchter Grausamkeit ihn mißhandelte. Er flehte dringend, daß man wenigstens an der Gränze Savoyens ihn sterben lasse. Aber da er zu schwach geworden, um die beschwerliche Fahrt über die Alpen noch aushalten zu können, lud man ihn auf einen Tragsessel, in welchem er, kümmerlich bekleidet, über den rauhen Mont-Cenis getragen und nach Briançon geführt ward. Mehr, als man hoffen durfte, bewies ein Theil des französischen Volks dem leidenden Papst Mitleid und Ehrfurcht; die Aeußerungen derselben war die letzte heitere Erfahrung seines Lebens; das Directorium aber schien dadurch beunruhigt zu werden.

Am 14ten Julius traf er endlich in Valence, dem Ziel seiner Leiden ein. Eifersüchtig ward er auch hier bewacht, und als Staatsgefangner in der Citadelle verwahrt; kaum durfte Jemand, außer seinem Arzt, ihm nahen. Am 18ten August mehrten sich die Leiden seines Körpers. Seine Seele war freudig zum Tode. Seine irdischen Angelegenheiten waren abgeschlossen; schon vor seiner Abreise aus Rom hatte er, sein Testament übergeben.

Am 27sten August empfing er das heilige Abendmahl, wobei er allen seinen Feinden und Verfolgern die herzlichste und reinste Verzeihung zusicherte. Am folgenden Tag, als er des Todes Nähe noch bestimmter empfand, ließ er sich noch einmal das Glaubensbekenntniß vorlesen,

und indem er die eine Hand auf die Brust, die andre auf das Evangelium legte, betheuert' er wiederholt die Standhaftigkeit und unerschütterliche Treue seines Glaubens. Darauf erhielt er die letzte Oelung. Am Abend des 29sten August sanken seine Kräfte noch tiefer; noch einmal bezeugt' er seinen lebendigen, trostreichen Glauben an Christus. Nach Mitternacht entschlief er. In Valence ward er begraben.

In den Jahrbüchern der Geschichte steht sein Name, nicht untadelhaft, nicht fleckenlos, aber auch nicht ohne wohlverdiente Ehre. Sein späteres Leben wirft ein mildes Licht auf das frühere, und versöhnt mit manchen Irrthümern, die alle mehr seinem Verstand, als seinem Herzen zum Vorwurf gereichen. Selbst der strengere und ungünstige Richter kann Theilnahme, Wohlwollen und schonendes Urtheil dem Vielgeprüften nicht versagen. In die verwickeltsten Verhältnisse eingeengt, kaum fähig diese zu übersehen, noch minder sie mit umfassender Kraft zu beherrschen, vermocht' er nicht allen, auch billigen Ansprüchen zu genügen; aber ehrlich und aufrichtig war sein Wille; redlich, aus natürlicher Neigung und aus Frömmigkeit strebt' er nach dem Guten, und liebte das Unrecht nie, begünstigte nie absichtlich das Böse.

Der Eitelkeit und Schwachheit mag man ihn zeihen; aber er hat von jener sich geläutert in großen Widerwärtigkeiten, in denselben zur höchsten Kraft sich erhoben, mit Ergebung und Standhaftigkeit das Härteste geduldet.

Die Leidenschaft ward, schon seiner natürlichen Anlage nach, nie tief, nie gewaltig in ihm; vom Laster wußt' er sich rein zu erhalten, der Sünde huldigt' er nicht. Seine Sitten waren in jeder Lage so unbescholten, daß selbst seine Feinde sie nicht anfechten konnten. Sein Leben entsprach seinem Beruf, seiner Würde. Enthaltsam im Genuß, nach weltlichen Vergnügungen und Zerstreuungen nie sehr begierig, blieb er immer streng gegen sich selbst; den Umgang mit Frauen sucht' er nie; selbst erlaubte Freuden vergönnt' er sich selten. Da er in seinem

Privatleben für eigne Erheiterung wenig Aufwand machte, durfte man dem Fürsten einige kostspielige Lieblingsbeschäfftigungen, einige Neigung zu Glanz und Pracht wohl verzeihen.

Seine Zeit verwendet' er mit löblicher Ordnung, in seiner Hauscapelle und in der Kirche zu Andachtsübungen, im Cabinet zu Regierungsgeschäfften, in der Bibliothek zu Betrachtungen und zur Belehrung, im Museum zur Erheiterung. Der Tafel widmete er so viel Stunden, als ein nicht karger Hofstaat zu fordern schien, der Ruhe nicht mehr, als sein etwas schwächlicher Körper bedurfte.

Allen zeigt' er sich aufrichtig, wenigen leicht zugänglich, vielen gütig und mildthätig; er war nie rachsüchtig, nie im Herzen unversöhnlich, immer, wenn er konnte, herzlich dankbar, treu seinen Freunden. Sein Vertrauen schenkt' er nicht leicht ganz, aber er bewies es denen, die er einmal werth geachtet und liebgewonnen hatte. Sein Gefühl war nicht überlegen, nicht stark, fast nie zärtlich; aber reizbar, wenn seine Grundsätze verletzt wurden; dann konnt' er wohl auch heftig, doch auch bald besänftigt werden. In seinem frühern Leben oft unschlüssig aus Mangel an Umsicht und Einsicht, in wichtigern öffentlichen Angelegenheiten unentschieden, beharrt' er um so unbeweglicher, ja eigensinnig und hartnäckig bei einmal gefaßten Ansichten und Entschlüssen. Lieblinge und Günstlinge hatten keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; aber die geistige Ueberlegenheit einiger kräftigerer Männer in seinen Umgebungen konnte ihn in vielen Fällen bestimmen, ohne seine Grundsätze zu erschüttern.

Lebensklug war er nicht; selbst in gewöhnlichen Lebensverhältnissen erschien er nicht selten als ein Fremdling; um so weniger konnt' er, in seiner Lage, dem Tadel entgehen. Er war mehr ein guter Mensch, als ein ausgezeichneter Fürst. Für alle seine Verirrungen hat er bitter gebüßt; nach jener ewigen Gerechtigkeit, die oft schon im irdischen Leben Vergeltung übt, hat sein größtes Unrecht, die unmäßige Begünstigung seiner Verwand-

ten, in seinen trübsten Tagen sich an ihm am schwersten gerächt, da zu gleicher Zeit der Undank Jener, der bittre Vorwurf seiner Feinde, die hier die wehrloseste Seite fanden, ihn kränkte.

Aber ungekränkt bleibt ihm der Ruhm einer aufrichtigen Gottesfurcht, einer von früher Jugend, bis ins höchste Alter, unter allen wechselnden Verhältnissen, im Glück wie im Unglück, sich immer gleichen, herzinnigen Frömmigkeit.

H. Essex Edgeworth v. Firmont.

Nach dem Französischen

von

Ludwig Schlosser.

Edgeworth von Firmont.

Wenn die Geschichte der französischen Revolution uns eine Menge von Erscheinungen enthüllt, die uns in die Zeiten der tiefsten Barbarei zurückzuführen scheinen, und von denen fast alle edlere Menschlichkeit gewichen ist, so fühlt sich das Herz erleichtert, der Blick erquickt, es wird uns zu Muthe wie dem Wanderer, der, schauerlichen Wüsten entronnen, wieder auf blumigen Auen wandelt, wenn uns ein Mann begegnet, ein Leben sich vor uns aufthut, wie das Leben des

Heinrich Esser Edgeworths von Firmont.

Er stammt aus einer sehr achtbaren Familie in der Grafschaft Middlesex in England, die unter der Regierung Elisabeths nach Irland zog, wo Heinrich im Jahr 1745 im Flecken Edgeworth-town geboren ward. Sein Vater besaß die einträgliche Pfründe Edgeworth-town, nahm aber mit seiner Familie den katholischen Glauben an, und zog nach Frankreich. Heinrich Edgeworth begann seine wissenschaftliche Laufbahn zu Toulouse unter den Jesuiten, studirte auf der Sorbonne und erwählte den geistlichen Stand, in welchem er nachher das Muster eines Seelsorgers darbot. Sein erster Plan war, sich dem Missions-

Geschäfft in auswärtigen Ländern zu widmen; aber die Vorstellungen seiner Freunde, daß er der Religion in seinem neuen Vaterlande Frankreich nützlicher seyn könne, als irgend anderswo, da sie hier die gefährlichsten Feinde habe, bewogen ihn, jenen Plan aufzugeben, und sich dem Amte eines Beichtvaters in der Hauptstadt zu unterziehen. Ein so liebevoller Eifer blieb nicht lange unerkannt. Viel fromme Seelen aus allen Ständen schenkten ihm ihr Vertrauen, ehemalige Landsleute, die sich in Paris aufhielten, suchten ihn auf, und es gelang ihm, mehrere derselben in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen. Zufrieden mit dieser Wirksamkeit, schlug er ein ihm angebotnes irländisches Bisthum aus. Es war ihm aber noch ein anderes, wenn auch höchst trauriges, so doch auch höchst verdienstliches Geschäfft, nach dem Rathe der Vorsehung, bestimmt. Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI., eine Fürstin, die in dem Zauber eines verführerischen Hofs nichts als Veranlassung und Nahrung der reinsten Frömmigkeit gefunden hatte, wählte sich den Abbé Firmont zum Beichtvater, ohne daß er einige Schritte gethan hätte, um dieses schmeichelhaften Vertrauens theilhaftig zu werden. — Die Revolution brach aus, die entsetzlichsten Frevel mehrten sich mit jedem Tage, sie näherten sich ihrem Gipfel durch die Verhaftung des Königs und seiner Familie. Elisabeth war im Gefängniß der tröstende Engel ihres Bruders, über dessen Schicksal sie längst bange Ahndungen hegte. Durch sie erhielt der König die erste Nachricht von Firmont, der damals unter dem Namen Esser in Choisy le Roi verborgen lebte, seit die Metzeleien im September 1792 jedermann in Schrecken, ihn selbst aber in die äußerste Gefahr gesetzt hatten. Bis dahin habe ihn, rühmt er dankbar, die Revolution persönlich gleichsam verschont; aber er mußte, nach seinem eignen Ausdruck, den Rückstand theuer bezahlen.*) In der Zeit nämlich, da der König nach dem Tempel gebracht wurde, überfielen 40 bis 50 bewaffnete Bürger, mitten in der Nacht, sein Haus in der Bacstraße.

*) S. einen Brief an seinen Bruder Ussher in Irland, wovon sich eine Uebersetzung im Februar-Stück der Minerva 1816 befindet.

Er lag im tiefen Schlaf, schon als sie im Hause waren. Er erwacht über ihrem Geschäfft, Alles zu zertrümmern, was sie auf ihrem Wege fanden. Er glaubt, seine letzte Stunde sey gekommen, und bereitet sich durch Gebet zum Tod. Da sie aber bei der Vernichtung aller Gegenstände nur langsam vorrücken, gewinnt er Zeit sich zu sammeln, und beschließt, sich nicht im Bette erdolchen zu lassen, sondern die Gefahr ins Auge zu fassen. Er öffnet seine Thür, 12 Bösewichter mit Fackeln und allen Werkzeugen des Todes versehen, treten ihm entgegen, mit einer Art von Officier an ihrer Spitze. An ihn wendet sich der Abbé mit der Frage: was dieser Auftritt, und obendrein bei tiefer Nacht, bedeuten solle? Nachdem ihn der Officier mit unbeschreiblicher Frechheit angesehen und vom Kopf bis zum Fuß gemessen hatte, gesteht er, daß es auf ihn nicht abgesehen sey, und geht. Bald nachher aber, als reue es ihn, kam er zurück, drang gewaltsam in das Zimmer, und verlangte des Abbés Papiere zu untersuchen. Dies war ein Donnerschlag für den guten Mann; denn er hatte sehr wichtige Papiere bei sich, und darunter mehrere, die ihn aufs Blutgerüst bringen mußten. Dessen ungeachtet stellt er sich unerschrocken, beruhigt sich mit dem Gedanken, daß die Nacht nicht hinreichen wird, eine solche Menge von Papieren durchzumustern, und legt ihm theils unbedeutende, theils solche vor, die seine Kenntniß überstiegen. Dies setzte den Wütherich in Verlegenheit; er verlor die Geduld, bestärkte sich in der Meinung nicht an den rechten Mann gekommen zu seyn, und ging fort. Um aber doch einen Fang zu thun, begab er sich zu einem Freunde des Abbé, der in dem nämlichen Hause wohnte, und da er bei diesem einen Brief auf dem Tische fand, den dieser kürzlich aus Deutschland erhalten hatte, und worin ihm einige Stellen verdächtig schienen, so schleppte er den Unglücklichen mit sich ins Gefängniß, wo er, einige Tage nachher, ohne weitern Proceß, niedergemetzelt wurde.

Durch dieses fürchterliche Ereigniß überzeugt, daß diese Papiere ihn in die größte Gefahr bringen könnten, entschloß er sich, sie zu verbrennen, wie wichtig oder wie theuer doch wenigstens sie seinem Herzen seyn mochten. Zwei Tage bracht' er mit diesem peinlichen Geschäfft zu,

und kaum war das letzte Stück Papier verbrannt, als sein Haus am hellen Tage von 100 Mann, jedoch in aller Form eines gesetzlichen Verfahrens, angefallen wurde. Diesmal war die Untersuchung strenger, bewies aber, daß keine verdächtigen Papiere hier zu finden seyen. Und doch konnte sie eine Ursache des Todes für Firmont werden; denn der sorgfältigsten Sonderung ungeachtet, hatte sich doch ein Brief von des jetzigen Königs Agenten versteckt, welcher, wenn er gefunden wurde, die deutlichste Anzeige von seinen Verbindungen mit Gliedern der königl. Familie gegeben hätte. Firmont wußte selbst nicht, daß dieser Brief noch vorhanden sey, und blieb im Augenblick der größten Gefahr ganz sicher. Ich gestehe, sagt er, daß mir das Blut in den Adern erstarrte, als ich ihn einige Tage nachher zu Gesicht bekam.

Doch dies war nicht die letzte Gefahr. Der Strudel jener gräßlichen Begebenheiten des obenerwähnten Aug. und Septbr. 1792 ergriff auch ihn. Er sandte seinen treuen Bedienten aus, so oft die Sturmglocke, dies schreckliche Zeichen der Ermordungen, ertönte, um einige Nachricht zu erhalten. Einst kam dieser, halbtodt vor Schrecken, mit der Nachricht wieder, der Pöbel habe das Gefängniß St. Sulpice überfallen, die Gefangnen (unter welchen sich fast alle Freunde Firmonts befanden) niedergehauen, und sich vorgenommen, nun noch seine Wohnung in der Bacstraße zu überfallen. Aber er entkam durch Verkleidung und ein unkenntlich gemachtes Gesicht, noch mitten durch den herbeiströmenden Volkshaufen, ohne auch nur einmal angehalten zu werden, begab sich aber nach dem obengenannten Dorfe Choisy, einem Dorf 3 Stunden von Paris, und lebte dort unter dem Namen Edgeworth. Unter dem Schein eines verarmten, aus Liebe zur Ruhe aus Paris gewichenen Engländers, lebte er hier einige Wochen ungestört. Da aber der Erzbischof von Paris genöthigt worden war, seinen Sprengel zu verlassen, und das Vicariat unserm Edgeworth übertrug, so dacht' er, seiner Pflicht unter allen Umständen getreu, nun nur noch darauf, nach Paris zurückzukehren, und seinem, unter solchen Umständen höchst schwierigen Auftrage nach aller Möglichkeit Genüge zu leisten, — als die Einladung des unglücklichen Königs, ihm in seiner letzten Noth mit dem

Trost der Religion beizustehen, ihn von dieser Bahn abrief. Er benutzte die wenige übrige Zeit, seinen letzten Willen aufzusetzen, und so viel als möglich Anordnungen für den Pariser Sprengel zu treffen.

Noch ehe der König ihn zu sich berief, wußt' er nicht nur, durch seine Verbindung mit Elisabeth, daß es geschehen würde, sondern auch, daß er nichts anders als den Tod erwartete. Dies äußert er in einem Brief an einen Freund in England, vom 21. Decbr. 1792: „Mein unglücklicher Herr", schreibt er darin, „hat seine Augen auf mich geworfen, um ihn zum Tode vorzubereiten, wenn die Ungerechtigkeit seines Volkes bis zu diesem Vatermord gehen sollte. Ich bereite mich also auch mit zum Tode, überzeugt, daß das wüthende Volk mich den gräßlichen Auftritt nicht überleben lassen wird. Aber ich bin ergeben, mein Leben ist nichts. Wenn ich durch den Verlust desselben denjenigen retten könnte, welchen Gott gesetzt hat zu einem Fall und Auferstehen vieler — wie gern gäbe ich es hin — ich wäre nicht umsonst gestorben." So schrieb Firmont als der Proceß des Königs begann, und kurz zuvor, ehe das Endurtheil gesprochen wurde, sagte der Monarch zu Herrn Malesherbes, seinem Vertheidiger: Meine Schwester hat mir von einem ungeschwornen, redlichen Priester gesagt, dessen Unbekanntheit ihn in der Folge der Verfolgung entziehen könnte. Hier ist sein Name und seine Wohnung. Haben Sie die Güte mit ihm zu sprechen und ihn vorzubereiten, daß er mich besuchen solle, sobald ich die Erlaubniß haben werde, ihn bei mir zu sehen. Freilich, setzte er hinzu, ist das ein seltsamer Auftrag für einen Philosophen — denn ich weiß, daß Sie dies sind — aber wenn Sie litten wie ich, wenn Sie sterben sollten wie ich, so möchte ich Ihnen meine Ueberzeugung wünschen; sie würde Ihnen mehr Trost gewähren, als die Philosophie.

Als der damalige Justizminister dem König sein Todesurtheil bekannt gemacht hatte, bat er unter andern um einen Aufschub von 3 Tagen, um sich auf seine Erscheinung vor Gott zu bereiten, und um die Erlaubniß des ungehinderten Umgangs mit einem Geistlichen, den er den Commissarien der Gemeine noch näher bezeichnen

würde. — Dieser Geistliche war unser Firmont. Der Minister theilte Ludwigs Bitten dem Convent mit, welcher den Aufschub verweigerte, aber die Zulassung eines Geistlichen bewilligte. Der erwähnte Minister ließ Firmont in die Tuilerien rufen und sagte: Ludwig Kapet wünscht Sie zu sehen. Wollen Sie zu ihm in den Tempel gehen? Unstreitig, erwiederte Firmont. Der Wunsch des Königs ist ein Befehl für mich. Des Ministers Wagen stand bereit, ihn nach dem Hause des Jammers zu führen. Er mußte eine enge Treppe hinauf steigen, wo in gewissen Entfernungen trunkne Schildwachen standen, die durch schreckliche Flüche und schändliche Lieder diesen traurigen Ort noch trauriger machten. Er fand den Justizminister und die Commissarien des Pariser Stadtraths, die unaufhörlich den König bewachten, auch jetzt bei ihm. Sobald er seinen Beichtvater sah, winkte er seinen Wächtern sich zu entfernen, und sie gehorchten. Ueber den Eindruck, welchen der Anblick des unglücklichen Königs auf ihn machte, stehe hier Firmonts eigne Aeußerung, aus einer Erzählung, die er damals bekannt machte. „Bis daher hatte ich mein Gemüth, auch bei den heftigsten Bewegungen die es bestürmten, in Fassung erhalten; aber beim Anblick dieses sonst so mächtigen und jetzt so unglücklichen Königs, war ich nicht mehr Herr meiner selbst. Thränen strömten aus meinen Augen, ich warf mich zu seinen Füßen, ohne ein Wort sagen zu können. Das Todesurtheil hatte er mit Standhaftigkeit angehört; aber bei meinem Anblick zerfloß er in Thränen. Als er sich ein wenig gefaßt, sagte er: Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich einen Augenblick schwach war, wenn ichs so nennen darf. Seit langer Zeit lebe ich nur unter meinen Feinden, und habe mich gewissermaaßen an sie gewöhnt; aber der Anblick eines treuen Unterthanen spricht mein Herz so ganz anders an! Meine Augen haben so lange diesen Anblick entbehrt, daß ich, gegen meinen Vorsatz, gerührt davon bin. Hierbei hob er mich gütig auf, führte mich in sein Gemach, und ließ mich neben sich sitzen. „Meine große Angelegenheit, hub er an, muß mich nun ganz beschäfftigen. Was sind alle andern in Vergleichung mit ihr? Er öffnete hierauf dem Abbé sein Gewissen, las ihm, als dieß geschehen war, zweimal sein Testament vor, vorzüglich gerührt wo es seine Familie betraf, und

erkundigte sich endlich mit herzlicher Theilnahme nach dem Schicksal verschiedner verbannter Geistlichen. Er erinnerte sich an das Gute, was er seinem Volke gethan, dessen Glück sein innigster Wunsch gewesen sey. Ich bin überzeugt, fügte er hinzu, daß die Franzosen mich einst zurückwünschen werden. Ja ich bin gewiß, sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie einst die Freiheit haben es zu thun; aber jetzt sind sie sehr unglücklich. — Abends vor der Hinrichtung fragte ihn Firmont, ob er vielleicht eine Messe zu hören und das heil. Abendmahl zu genießen wünsche? Ludwig versicherte, daß er nach diesem letzten Trost schmachte, daß man aber hierzu Erlaubniß von dem Rath im Tempel haben müsse, und, setzte er hinzu, sie werden sie nicht geben; bis jetzt haben sie mir noch keine andre Bitte gewährt, als die sie mir unmöglich abschlagen konnten. Der Abbé nahm es also selbst über sich, um diese Erlaubniß zu bitten; aber welch eine Antwort erhielt er von einem der Commissäre! Man hat, so lautete sie, nur allzuviel Beispiele in der Geschichte, daß Priester die Hostien vergiftet haben, als daß die Klugheit erlaubte, eure Bitte zu gewähren. — Ihr habt mich streng genug durchsucht, als ich in den Tempel kam, erwiederte F., um überzeugt zu seyn, daß ich kein Gift bei mir habe. Um aber ganz sicher seyn zu können, dürft ihr nur die Hostien selbst schaffen. — Die Municipalbeamten sahen sich an, gingen in ein andres Zimmer, ließen Firmont einige Augenblicke nachher zu sich rufen, und sagten in der damaligen gezerrten Sprache: Bürger, Diener des Gottesdienstes, die Bitte Ludwig Kapets hat nichts Gesetzwidriges. Wir gewähren sie ihm, jedoch unter der doppelten Bedingung, daß ihr eure Bitte schriftlich aufsetzt, und daß die Ceremonie morgen früh um 7 Uhr vorbei sey, weil Kapet um 8 Uhr zur Hinrichtung geführt werden soll. — Firmont war dies zufrieden, und kehrte zu seinem erhabenen Beichtsohn zurück, fand ihn erschöpft und bewog ihn, sich niederzulegen. Ruhig schlief er von 1 bis 5 Uhr, stand dann auf, hörte die Messe, und empfing das Nachtmahl an einem Altar, den Firmont und der Kammerdiener Clery errichtet hatten. Mit dem Schlag der 9ten Stunde traten die Sbirren, unter Anführung des berüchtigten Santerre, in des Königs Zimmer. Ruhig ging er ihm mit

der Frage entgegen: Wollt ihr mich holen? Ja, erwiederte der wüste Mensch. — Wohl, sagte der König; aber ich muß noch einige Augenblicke mit meinem Beichtvater allein seyn, und komme unverzüglich wieder zu euch. Er ging mit Firmont in sein Gemach, warf sich auf seine Kniee und sprach: Es ist Alles vollendet! Geben Sie mir noch Ihren Segen, mein lieber Abbé. — Er hatte geglaubt, Firmont würde ihn nicht auf seinem letzten Gange begleiten; als dieser aber sichs erbat, ihm bis zum letzten Augenblick beistehen zu dürfen, dankte der unglückliche Monarch in den rührendsten Ausdrücken dafür. Sie stiegen also in den Wagen, in welchem schon zwei Gensd'armen saßen. Auf dem Platze Ludwigs XVI. öffneten die Henker den Wagenschlag. Ehe der König ausstieg, legte er die Hand traulich auf Firmonts Kniee und sagte zu den beiden Soldaten: Meine Herren, ich empfehle ihnen den Herrn Abbé. Keine Antwort. Er wiederholte also: Ich trage ihnen auf, darüber zu wachen, daß ihm nach meinem Tode nichts begegne. — Gut, gut, sagte einer mit brutalem Ton, das wollen wir schon thun. — Sie waren am Orte der Hinrichtung; der König zog selbst sein Kleid aus, und Firmonts letzte Worte an ihn waren: Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor.

„Als ich den tödtlichen Streich vernahm", sagt er in jenem Briefe an seinen Bruder Ussher in Irland, „fiel ich auf meine Kniee, und blieb in dieser Stellung bis zu dem Augenblick, wo der schändliche Bösewicht, der bei diesem Trauerspiel die erste Rolle gespielt hatte, mit Freudengeschrei hervortrat, dem Volke das blutige Haupt zu zeigen, und mich mit Blut besprützte. Ich dachte, es sey Zeit, mich vom Blutgerüst zu entfernen; als ich aber die Augen um mich her warf, sah ich mich von 20—30,000 bewaffneten Männern umgeben, und durch diesen Haufen mich drängen zu wollen, schien mir eine Thorheit. Da ich indeß einen Entschluß ergreifen, oder, wenn ich blieb, Theil an dem Wahnsinn des großen Haufens zu nehmen scheinen mußte, so empfahl ich meine Seele Gott, und wendete mich nach der Seite, wo mir die Haufen am wenigsten dicht zu seyn schienen. Alle Blicke waren auf mich gerichtet; allein zu meinem großen Erstaunen fand ich bei der ersten Reihe keinen Widerstand, die zweite öffnete sich

mir ebenfalls, und als ich zur dritten und vierten kam, merkte man gar nicht mehr auf mich. Man hatte mir verboten, ein Kleidungsstück meines Standes anzulegen. Ich hatte demnach nur einen schlechten Ueberrock an, befand mich bald unter diesen unermeßlichen Haufen gemengt, als wäre ich blos Zuschauer dieses fürchterlichen Auftritts gewesen, der Frankreich ewig zur Trauer und Schande gereichen wird. — Erstaunt, daß ich noch lebte und frei war, ließ ich meine erste Sorge seyn, zu Herrn von Malesherbes zu gehen, an welchen mir der König die wichtigste Botschaft aufgetragen hatte. Ich fand diesen ehrwürdigen und unglücklichen Greis in Thränen schwimmend, und der Bericht, welchen ich ihm abstattete, war nicht geeignet, sie zu trocknen; aber er vergaß sein eignes Unglück, und dachte nur an die Gefahren, mit welchen ich ihm bedroht zu seyn schien. „Fliehen Sie, lieber Herr, sagte er zu mir, fliehen Sie diesen abscheulichen Boden, und die Tiger, welche darauf losgelassen sind. Man wird Ihnen nie die Anhänglichkeit verzeihen, welche Sie heut für den unglücklichsten der Könige gezeigt haben. Kein Winkel in ganz Frankreich kann Ihnen Sicherheit gewähren." Jedoch, wie wahr und gut gemeint dieser Rath auch war, konnte Firmont ihn doch nicht befolgen. Die Hoffnung, seinem Sprengel durch seine Nähe nützlich zu seyn, das der gefangenen Elisabeth, mit der er immer noch schriftliche Unterhaltungen hatte, gegebene Wort, sie nicht zu verlassen, endlich einige Befehle und Aufträge des Königs, banden ihn an diesen abscheulichen Boden. Er beschränkte sich also darauf, sich einige Zeit verborgen zu halten, gab den Seinigen Nachricht, daß er noch lebe, und fuhr noch in derselben Nacht auf das 3 Stunden von Paris gelegene Schloß des Herrn de la Lezardière, eines alten, rechtschaffenen und sehr wohlhabenden Manns, wo er mit offnen Armen empfangen, und 3 Monate völlig verborgen gehalten wurde, ungeachtet er, in bischöflichen Angelegenheiten, einen starken Briefwechsel nach Paris unterhielt, auch oft, wenn die Geschäffte sich nicht schriftlich abmachen ließen, nach der Stadt fuhr. — Kaum war er einige Zeit an diesem glücklichen Zufluchtsorte, als drei verschiedne Clubbs in Paris seinen Kopf als eine Genugthuung für die an den Tirannen bezeigte Anhänglichkeit verlangten; aber ein,

wahrscheinlich von Freundeshand abgefaßter Zeitungs-Artikel versicherte, dieser Edgeworth sey nach England entkommen, und habe dort häufige Zusammenkünfte mit den bedeutendsten Ausgewanderten, und selbst mit Pitt. Wie gut gemeint aber auch dies Gerücht vielleicht seyn mochte, so konnte es ihm doch sehr gefährlich werden; denn wenn man ihn nun entdeckt hätte, würde er für einen Kundschafter der englischen Regierung und der Ausgewanderten gehalten worden seyn. Er konnte also nur noch zur Nachtzeit nach Paris kommen, und sein Sprengel litt durch seine seltnere und kürzere Anwesenheit sehr. Der tausendste Theil seiner Gefahren hätte bei den Meisten diese apostolischen Sorgen bis auf den letzten Gedanken entfernt! Er schrieb aber einen langen Brief an den Erzbischof, die ganze Lage der Sachen berichtend und um seinen Rath bittend; allein zum Unglück für Firmont wurde dieser, an einen an der Grenze commandirenden Officier, der im Verständniß war, gerichtete Brief aufgefangen, geöffnet, und an den Wohlfahrts-Ausschuß geschickt. Als nun kurz nachher das Haus des Herrn de la Lezardière am hellen Tage umringt wurde, glaubte Jedermann, es sey blos auf ihn abgesehen, und die ganze Familie bat ihn auf den Knieen, sich durch die Flucht zu retten, so lange es noch Zeit sey. Nur sehr ungern gab er nach, warf alle seine Papiere in's Feuer, entschlüpfte durch eine Hinterthür ins Feld, und verbarg sich dort bis in die Nacht. Aber wer beschreibt sein Schrecken, als er nach dem Schlosse zurückkehrte und das Schicksal seiner schätzbaren Freunde erfuhr. Man hatte den Baron, seine älteste Tochter und seinen jüngsten Sohn in's Gefängniß geschleppt. Dreimal hatte die Kannibalenrotte auf dem Wege angehalten und berathschlagt, ob es nicht besser wäre, es kurz zu machen, und die Gefangnen auf der Stelle niederzuhauen? Indeß endigte sich die Sache noch glücklicher; Lezardière hatte Firmonts Namen in keinem Verhör genannt, und wurde nach 10 Tagen seiner Haft entlassen. Der schmerzlichste Verlust waren die Briefe Elisabeths, die sie aus dem Tempel, aller Wachsamkeit der Kerkermeister ungeachtet, in Knäuel Seide verborgen, an ihren Beichtvater gebracht hatte. Wer die Trefflichste ihres Geschlechts gekannt hat, wird mit Firmont den Verlust ihrer letzten Herzensergießungen als ein öffentliches Unglück beweinen.

Indeß blieb seinen Feinden durch jenen aufgefangenen Brief an den Erzbischof von Paris kein Zweifel mehr übrig, daß sich Firmont wirklich noch in Frankreich befinde, und alle seine Freunde vereinigten sich, ihn zu bewegen, daß er sich nach einer entferntern Provinz begeben möchte. Er gab ihren Bitten nach, und ging nach Paris, um theils von Mutter und Schwester Abschied zu nehmen — es war sein letzter — theils um noch einige Maaßregeln für die Verwaltung des Pariser Sprengels zu nehmen. — Als diese Pflichten erfüllt waren, fuhr er unter dem Namen Esser nach Montigni, wo ihn Graf Rochechouart aufs gütigste in seinem Schlosse aufnahm. Aber auch hier war keine Ruhe für ihn. Er hatte es nämlich sein erstes Geschäfft in Montigni seyn lassen, an den treuen Geschäfftsmann Elisabeths zu schreiben, in Hoffnung, noch einige Knäuel Seide zu erhalten. Allein eben als der Brief mit der Post abgegangen war, kam die Nachricht, daß jener Geschäfftsmann verhaftet worden sey, daß ein Freund des Abbé, als man ihn vor den Wohlfahrts-Ausschuß gezogen, um über den Brief an den Erzbischof Auskunft zu geben, aus Unvorsichtigkeit Firmonts jetzigen Namen Esser genannt habe. Der Brief an Elisabeths Vertrauten mußte nun, wie alle Briefe an Gefangne, an den Wohlfahrts-Ausschuß kommen, und es lag diesem nicht nur die Gleichheit der Handschrift in jenem Briefe an den Erzbischof und in diesem an den Agenten Elisabeths, sondern auch Firmonts jetziger Name und Aufenthalt vor Augen. Das Gefühl seiner Gefahr ergriff den redlichen Mann, und setzte ihn in die größte Angst; aber er wurde auch diesmal gerettet; denn der Agent schrieb, sein Proceß sey niedergeschlagen und der Brief ihm richtig übergeben worden.

Unter mancherlei minder wichtigen Vorfällen blieb er noch 4 Monate in Montigni, bis ein neuer Umstand es ihm unerläßlich machte, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Der Wohlfahrts-Ausschuß machte nämlich in der Zeitung einen vorgeblichen Briefwechsel zwischen Ludwig XVI. und dem König von Preußen, sehr unwichtigen Inhalts, jedoch mit dem Zusatze: „Herr Esser müßte am besten wissen, was vorgegangen sey", bekannt. Dies Blatt kam auch nach Montigni, wo Firmont sich ganz öffentlich

zu zeigen pflegte, und für einen unbedeutenden, zu Grunde gerichteten Engländer galt, der um seiner Gesundheit willen reise. Plötzlich wurden nun Aller Augen auf ihn gerichtet, sein Name von Aller Mund genannt, wiederholt. Essex achtet nicht darauf, und hofft das Gerede bald verstummen zu sehn. Aber ein ihm unbekannter Mann kömmt ins Schloß und sagt ihm: „Ihre Gegenwart, mein Herr, war kein Geheimniß für das hiesige Publicum; jedoch man hatte keinen Argwohn, Sie schienen ein Mann ohne Bedeutung; allein der neuliche Zeitungs-Artikel hat Sie zum Gegenstand der Unterredung im ganzen Lande gemacht. Fühlen Sie sich durch diesen Artikel getroffen, so erlauben Sie einem Manne, der ihr Freund war, lange ehe er Sie kannte, Sie zu bitten, daß Sie entfliehen möchten, wenn es noch Zeit ist, sonst werden Sie gewiß verhaftet." Dankbar folgte Firmont diesem guten Rathe und floh nach Fontainebleau, theils, weil es dort am ruhigsten war, theils, weil er dort eine Bekannte hatte, auf deren Güte er auch nicht vergebens gerechnet hatte. Ihr Ansehn, ihren Beutel, ihre Bedienten, Alles widmete sie ihm, wie eine Mutter dem Sohne. Allein ein Befehl, alle Fremden zu verhaften, vertrieb ihn abermals. Lezardiére, welcher ihn bei allen Wanderungen nie aus den Augen verloren hatte, schickte ihm einen alten Bedienten, einen Mann von ungemeiner Entschlossenheit und Vorsicht, um seine Flucht zu leiten und ihn zu beschützen. Sie fielen in die Hände eines bewaffneten Haufens, der den Auftrag hatte, alle Reisenden anzuhalten, und die Verdächtigen zu verhaften; allein sein Gefährte wuste sich so zu benehmen, daß man sie gehen ließ. Ohne widrige Vorfälle gelangten sie bis Bayeux in der Normandie, 50 Stunden von Paris. Von hier aus hätt' er sich, da die Küsten übel bewacht waren, nach England retten können; aber Elisabeth war noch im Tempel, und so lange Gefahr über ihrem Haupt schwebte, war der treffliche Mann entschlossen, in Frankreich zu bleiben und ihr bis ans Ende zu folgen, was auch daraus für ihn entstehen möchte. Er blieb demnach in Bayeux, in der ärmsten Hütte des Orts. Und mit welchen Gefährten sollte er sie bald theilen! Lezardiére, von Stadt zu Stadt vertrieben, kam mit seinen drei Töchtern und seinem letzten Sohne zu ihm. Achtzehn Monate theil-

ten sie, beinahe vergessen, dies Loch. Es wurde zum Tempel der Freundschaft und der Dankbarkeit. Bald war aufgezehrt, was der Baron von Baarschaft mitgebracht hatte, und nirgendsher konnte sie ihm ersetzt werden. Sein Schloß war bis auf den Grund niedergebrannt, sein Eigenthum in Beschlag genommen, alle seine Freunde hatten den Tod gefunden. Firmont aber hatte noch Freunde, einige waren reich geblieben, von allen Seiten kam ihm Unterstützung zu, ohne daß er je nöthig gehabt hätte, darum zu bitten, und setzte ihn in Stand, die höchst achtbare Familie vor Noth zu schützen. Doch es war Brod der Thränen, das sie aßen. Zermalmende Schläge trafen die Unglücklichen in immer verstärkterem Maaße. Es kam Nachricht daß zwei seiner Söhne, hoffnungsvolle Jünglinge, gestorben, der dritte in einem Pariser Gefängniß niedergehauen, der vierte zum Tode verurtheilt worden war. Seine vier Schwestern waren auf dem Felde erschossen worden, als sie ein Schicksal flohen, welches ihnen fürchterlicher schien, als selbst der Tod. Firmont erfuhr, daß seine Mutter verhaftet worden sey, daß man seine Schwester von einem Gefängniß zum andern schleppe, zum Theil um seinetwillen, und, um das Maaß seines Schmerzes voll zu machen, daß Elisabeth, der Ruhm des Glaubens, binnen 16 Stunden verurtheilt und hingerichtet worden sey, daß er ihr also von keinem Nutzen hätte seyn können, wenn er auch in Paris gewesen wäre. Die letztere Nachricht bestimmte ihn, Frankreich zu verlassen, denn Elisabeth hatte ihm, einige Tage vor ihrer Gefangennehmung, ihren letzten Willen anvertraut, und aufgetragen, denselben persönlich auszurichten. Er reiste also 1796 nach London und Edinburg, und genoß wegen seines einfachen Wandels, der ein Muster aller Tugenden war, und seines merkwürdigen Schicksals, von allen Classen der Gesellschaft Theilnahme, Wohlwollen und Achtung in einem ausgezeichneten Grade.

Herr Pitt bot ihm im Namen des Königs einen Jahrgehalt an; aber Firmont dankte für diese Gnade in gefühlvollen Ausdrücken und aus dem Grunde, daß er sich ein Gewissen daraus machen würde, die Lasten noch zu vermehren, welche die brittische Regierung mit so vieler Güte zu Gunsten der franz. Ausgewanderten auf sich ge-

laden habe. — Sein Bruder Ussher und seine übrigen Verwandten in Irland baten ihn dringend um einen Besuch, und er stand im Begriff, ihrem und seinem eignen Verlangen nachzugeben, als Fräulein Lezardière aus Frankreich mit sehr wichtigen Depeschen für Ludwig XVIII. ankam, die durch ihren Bruder an den König nach Blankenburg im Braunschweigischen gebracht werden sollten. Da dieser aber schon in andern Angelegenheiten nach Blankenburg gegangen war, wurde Firmont dringend ersucht, diese Sendung zu übernehmen. Ehe er noch einen Entschluß gefaßt hatte, erhielt er einen Brief voll der rührendsten Dankbarkeit und Güte vom König selbst, mit der Einladung, nach Blankenburg zu kommen. Dieser Brief entschied ihn. Nachdem ein Verwandter ihm, der eben ein Jahrgeld ausgeschlagen, 100 Louisd'or zu dieser Reise geborgt hatte, trat er sie an, und kam, ohne Unfall, in Blankenburg an. Vom König zu seinem Almosenier ernannt, folgte er ihm nach Mietau in Kurland, und blieb überhaupt 10 Jahr in dessen Diensten, oder vielmehr in denen der Menschheit; denn obwohl unter Personen vom höchsten Range lebend, verlor er doch seines Gleichen nie aus den Augen, wie gering und arm sie auch seyn mochten, sobald er sie unterstützen, unterrichten oder trösten konnte. Dieser hohe Charakter hatte sich auch unverkennbar in seinem Aeußern ausgedrückt. Als sein König ihn an den russischen Hof geschickt hatte, um dem Kaiser Paul den Orden des heil. Geist zu überbringen, wurde dieser Monarch dergestalt von Firmonts ehrwürdigem Wesen ergriffen, daß er sich vor ihm auf die Kniee warf, und um seinen Segen bat.

Wie er sein edles Leben Unglücklichen mit evangelischer Liebe gewidmet hatte, so sollt' er es auch in ihrem Dienst verlieren, bis zum letzten Athemzuge sich selbst in den erhabensten Gesinnungen gleich. Als nämlich im Frühling 1807, in Folge des damaligen Kriegs, französische Kriegsgefangne nach Mietau gebracht worden waren, unter denen ein ansteckendes Fieber große Verheerungen anrichtete, begab er sich mit Erlaubniß des Königs zu ihnen, blieb, einzig von seinem treuen Bedienten Bousset unterstützt, Tag und Nacht bei den Kranken, und brachte ihnen, mit der liebreichsten Güte, in ihrer gänz-

lichen Verlassenheit, den Trost der Religion. Vergeblich warnte man ihn vor der Gefahr. Er kannte keine, wenn es galt, Menschen zu dienen; aber seine ohnehin schwache Gesundheit unterlag bald. Am 17ten Mai wurde er bettlägerig. Die Tochter Ludwigs XVI. pflegte und bediente ihn in seiner Krankheit, fest entschlossen, alle Gefahren und alle Gegenreden nicht achtend, bei dem Freunde ihres unglücklichen Vaters bis ans Ende zu verharren. Am 22sten Mai starb er, 62 Jahr alt. Die Herzogin von Angoulême und ihr Gemahl folgten der Leiche, der ganze Hof legte Trauer an, und der König verfaßte folgende Grabschrift auf sein Denkmal:

D. O. M.
Hic iacet
Reverendissimus vir
Henricus Essex Edgeworth de Firmont
Sanctae dei ecclesiae sacerdos,
Vicarius generalis ecclesiae Parisiensis etc.
Qui
Redemptoris nostri vestigia tenens
oculus coeco
pes claudo
pater pauperum
moerentium consolator
fuit.
Ludovicum XVI.
ab impiis rebellibusque subditis
morti deditum
ad ultimum certamen
roboravit
strenuoque martyri coelos apertos
ostendit.
E manibus regicidarum
mira dei protectione
ereptus
Ludovico XVIII.
eum ad se vocanti
ultro occurrens,
ei per decem annos,
regiae ejus familiae
nec non et fidelibus sodalibus

exemplar virtutum,
levamen malorum
sese praebuit.
Per multas et varias regiones
temporum calamitate
actus,
Illi, quem solum colebat,
semper similis
pertransiit benefaciendo.
Plenus tandem bonis operibus
obiit
die 22. maji mensis
anno domini 1807
aetatis vero suae 62.
Requiescat in pace. *)

---

*) J. N. G. — Hier liegt der hochwürdige Heinr. Esser Edgeworth von Firmont, der heil. Kirche Gottes Priester, General-Vicar des Pariser Sprengels, der, in die Fußtapfen des Erlösers tretend, des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Armen Vater, der Bekümmerten Tröster war. Ludwig den Sechzehnten, von gottlosen und empörten Unterthanen zum Tode verurtheilt, stärkte er zum letzten Kampf, und zeigte dem muthigen Märtyrer den geöffneten Himmel. Den Händen der Königsmörder durch Gottes wunderbaren Schutz entrissen, folgte er willig, als Ludwig der Achtzehnte ihn zu sich rief, und war 10 Jahre ihm, seiner königl. Familie und seinen treuen Gefährten ein Muster aller Tugenden, ein Tröster im Trübsal. Durch viele Länder, wohin das Unglück der Zeiten ihn trieb, ging er wohlthuend, immer dem ähnlich, den er allein verehrte. Reich an guten Werken, starb er am 22sten Mai 1807, seines Alters im 62sten. Er ruhe im Frieden!

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteristiken

der Zeitgenossen.

Johanna Schopenhauer.

Johanna Schopenhauer, die älteste von vier Schwestern, ward gegen die Mitte der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Danzig geboren. Ihr Vater, Heinrich Trosina, Senator dieser damals freien Stadt, zählte sich zwar nicht zu deren reichsten Bewohnern, war aber bemittelt genug, um seinen Kindern eine ausgezeichnete und liberale Erziehung zu geben. Von Natur lebhaft und geistreich, genoß er die allgemeine Achtung seiner Mitbürger sowohl im Privatleben, als in der Führung öffentlicher Geschäffte, deren viele und bedeutende ihm in der damaligen Republik vertraut wurden. Johanna's Jugend war sehr glücklich; ihre sanfte Mutter, die noch in einem hohen Alter in Danzig lebt, erzog ihre Töchter in ruhiger, doch nicht beschränkter Häuslichkeit. Sie lebten nicht mitten im Strudel der Gesellschaft, aber auch nicht von ihr getrennt; Vergnügen und Beschäfftigung wechselten; Johanna entbehrte keine Freude, die ihrem Alter und Stand ziemte; und so erwarb sie früh den Anstand und die Leichtigkeit des Benehmens, welche das gesellige Leben fordert und ziert. Sie lernte mit großer Leichtigkeit, besonders Sprachen; nur in der Musik machte sie keine Fortschritte, die der darauf gewendeten Zeit angemessen gewesen wären. Hervorragendes Talent

zeigte sie zur bildenden Kunst; denn, obschon nur ein kaum mittelmäßiger Zeichenlehrer in Danzig war, blieb doch Zeichnen und Malen ihre größte Freude. Sie hatte nie ein nur einigermaaßen gutes Gemälde gesehen, gleichwohl schwebten die Zauber des Pinsels vor ihrem ahnenden Sinn, und trotz tausend mißlungenen Versuchen ermüdete ihr Streben nie, das auf dem Papiere zu verlebendigen, was vor ihrer Seele stand. Sie copirte Kalender-Küpferchen, englische Kupferstiche und Alles, was sie habhaft werden konnte, versuchte oft Portraite nach der Natur, und bat ihre Eltern, sie nach Berlin zu Chodowiezky zu bringen, wo sie eine Malerin werden wollte, wie Angelika Kaufmann. Denn diese beiden Künstler-Namen waren Alles, was sie von Kunst-Geschichte wußte, und sie verehrte sie als das Höchste, über das man nicht hinauskönne. Später geboren, wäre ihr Wunsch, sich ganz der Kunst zu widmen, vielleicht gewährt worden, der damaligen Zeit aber dünkte dies etwas Unmögliches.

Den größten Einfluß auf Johanna's Erziehung hatte Richard Jameson, von Geburt ein Schotte, in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, von großen, vielseitigen Kenntnissen, trefflichem Geist, wahrer Herzensgüte. Als Prediger der englischen Colonie lebte er, unverheurathet, dicht neben dem väterlichen Hause Johannens, im engen, freundlichen Verhältniß mit ihren Eltern. Er wiegte die Neugeborne zuerst auf seinen Armen, spielte mit ihr als Kind, und lehrte sie die Sprache seines Landes, so daß sie ihr die zweite Muttersprache ward. Als sie heranwuchs, brachte sie fast alle Feierstunden bei ihm zu; er las mit ihr die englischen Classiker, vor allen Shakspeare, machte sie mit den besten englischen Uebersetzungen der Alten, besonders der Dichter, bekannt, und wandte Alles an, um sie mit seinen eignen mannigfaltigen Kenntnissen zu schmücken. An heitern Sommerabenden zeigte Jameson seinem Liebling die Sterne, nannte ihm ihre Namen, und erhob den jungen Geist weit über das Irdische in den unendlichen Raum. Dieser Erziehung dankt Johanna die Kraft, die Stärke des Geistes, die Freiheit liebende Seele, die sie auszeichnen. Nur eben der Kindheit entwachsen, wurde sie an Heinrich Floris Schopenhauer verheurathet, welchem ihre Aeltern

und ihr väterlicher Freund bei der allgemeinen Achtung, die der Werbende genoß, das Glück ihres Lieblings vertrauen zu können glaubten, obgleich Schopenhauer mehr als das doppelte Alter schon erreicht hatte. Dieser führte seine junge Gattin durch Deutschland nach Frankreich; bald aber mußten sie bei den Unruhen der Revolution Paris mit London vertauschen, wo sie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern und Deutschland nach Danzig zurückkehrten. Bei der großen Jugend Johanna's konnte diese erste Reise nur als Vorbereitung zu den folgenden dienen, um sehen und beobachten, ihre Begriffe von der Welt erweitern, berichtigen, unter ganz Fremden leben zu lernen. Bald verlor sie das befangene Staunen bei nie zuvor Gesehenem, was oft geistreiche Menschen hindert, die Dinge zu sehen, wie sie eigentlich sind. Johanna ward Mutter eines einzigen Sohnes, des jetzigen Doctors der Philosophie, Arthur Schopenhauer, welcher eben beginnt, in der literarischen Welt aufzutreten.

Alle gute, jugendliche Menschen hofften damals, ein neues Heil werde den Nationen hervorbrechen aus der Morgendämmerung der Revolution. Auch Johanna theilte diese Täuschung auf den Trümmern der Bastille, noch mehr aber aus der Ferne, wo die Worte schön glänzten und das Anschaun der That nicht empören konnte. Auch ein naher Anlaß wirkte. Aufgewachsen als Republicanerin, von Jugend auf bekannt mit den Helden des Alterthums, welche für die Freiheit starben, von einem Britten und im Haß erzogen gegen die den Handel von Danzig zerstörenden benachbarten Preußen, konnte sie es nicht ertragen, jetzt, da diese von der Stadt wirklich Besitz nehmen wollten, Unterthanin einer Monarchie zu werden. Ihr Gatte hatte lange in England gelebt, auch er schätzte Freiheit, und haßte die Bedrücker seiner Vaterstadt über Alles. Lange hatte er herannahen sehen, was jetzt wirklich hereinbrach, und Johannen versichert, daß er seine bedeutenden Handelsverbindungen und alle Annehmlichkeiten, die ihm ein schöner Landsitz bei Oliva und seine günstige Lage gewährten, verlassen werde, käme die Stadt unter preußischen Scepter. Als nun im Jahr 1793 die preußischen Truppen plötzlich die Stadt umzingelten, de-

ren Uebergabe unvermeidlich war, so erinnerte Johanna ihren Gatten an sein Wort. Ihr Muth belebte und stützte den seinen. Innerhalb vier und zwanzig Stunden waren die nothwendigsten Anordnungen in der Handlung und im Hauswesen getroffen, und Johanna verließ mit ihrem Gatten und ihrem noch sehr jungen Sohn die Stadt einige Tage früher, ehe die Preußen sie in Besitz nahmen, selbst ohne ihre Aeltern noch einmal zu sehen, welche auf einem Landgut lebten, was durch die Armee von der Stadt abgeschnitten war. Ein glücklicher Zufall, daß der nachgesendete Officier die Richtung nach Süden nahm, während sie nach Norden sich wendete, ließ Johanna ihren Wunsch erreichen, Republicanerin zu bleiben, während alle ihre Mitbürger dem König huldigen mußten.

Der kleine Freistaat Hamburg ward nun ihr Wohnort. Hier hatte ihr Gatte Freunde und Bekannte, die ihn mit offnen Armen empfingen. Im folgenden Jahre ging Johanna allein nach Danzig, verkaufte dort Häuser und Landsitz, und ordnete Alles, was bei der übereilten Reise nur obenhin hatte besorgt werden können.

Die Häupter der königlichen Familie in Frankreich waren unterdessen gefallen, die Hoffnung verschwunden, daß je etwas Ersprießliches für Europa aus Gallien kommen könne; die Ueberzeugung gewonnen, daß kein großer Freistaat in unsern Zeiten gedeihen wolle; Johanna vom Freiheitsschwindel genesen. Um so unbefangner konnte sie sich des neuaufblühenden Glückes von Danzig unter preußischem Scepter freuen; doch bereute sie den gethanenen Schritt nie, indem sie klar fühlte, daß nicht Alles für Alle paßt, und daß dem freigebornen Reichsstädter doch nur in einer freien Reichsstadt recht wohl seyn kann, ehe ihn eine Reihe von Jahren der monarchischen Verfassung gewöhnt.

In Hamburg führte Johanna zehn Jahre ein ziemlich angenehmes Leben in freundlichen Verhältnissen mit vielen seiner Bewohner, und jedes Jahr machte sie größere oder kleinere Reisen, die sie sehr erfreuten, aber auch die Schuld davon trugen, daß sie sich nie ganz heimisch in Hamburg fühlte. An und für sich sind die Bande der Ge-

selligkeit in großen Städten nur locker geknüpft, eben weil Viele sich berühren; kommen noch Abwesenheiten hinzu, so tritt man halb fremd geworden in den Kreis der Bekannten, und verläßt ihn eher wieder, als die Gewohnheit uns binden konnte.

Johanna war nun auch Mutter einer Tochter geworden, die sie aber zurücklassen mußte, als sie im Jahr 1803 mit ihrem Gatten und Sohn eine Reise längerer Dauer antrat. Durch Holland, Nordfrankreich ging sie über Calais nach England, weilte in London und sah das Vaterland ihres geliebten Lehrers, sah Schottland mit seinen herrlichen Bergen und Seen, hörte dort in den Hochlanden die Lieder, die ihre Kindheit schon aus Jamesons Munde begeistert hatten. Dann durchzog sie den größten und schönsten Theil der brittischen Hauptinsel, kehrte nach Holland zurück, und ging nach Paris. Hier ward Johannen endlich der längst gehegte Wunsch gewährt, von einem großen Meister Unterricht im Malen zu empfangen. In Hamburg hatte sie sich zwar fortdauernd mit der Kunst beschäfftigt; in Paris aber lernte sie bei dem berühmten Maler Augustin Miniaturmalerei gründlich, und fast jeder Morgen fand sie in dessen Atelier. Von Paris ging die Reisende durch das südliche Frankreich, nach Genf, durchstreifte die schönsten Gegenden der Schweiz, schlug über den Bodensee den Weg nach München ein, verweilte in Wien, sah Presburg, Schlesien, das Riesengebirge, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach drei Jahren wieder in Hamburg an, wo sie bald darauf ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor.

Sie beschloß Hamburg zu verlassen und sich einen Wohnort zu suchen, wo möglich in Deutschland, wo nicht im Süden. Als ihre Angelegenheiten geordnet waren, ging sie 1806 nach Weimar. Schon früher hatte dieser Ort einen freundlichen Eindruck auf sie gemacht; durch diesen zweiten Aufenthalt wurde ihr derselbe noch lieber, denn sie fand hier eine Republik von Gelehrten, unter einem aufgeklärten Scepter vereinigt, ja von ihm ermuntert und beschützt. Und so beschloß sie denn, hier ihre Wohnung aufzuschlagen.

In den letzten Tagen des Septembers langte sie dort zum drittenmal an. Aber der Krieg war ausgebrochen. Alles flüchtete, packte ein. Sie entschloß sich zu bleiben, auszupacken, sich einzurichten, da sie richtig beurtheilte, daß nun die Flucht gefährlicher sey als das Bleiben. Johannens Bekanntschaft mit französischer Sitte und Sprache, ihre französischen treuen Bedienten, und ein Zusammentreffen mehrerer günstigen Zufälligkeiten, schützten sie und ihre Habe an den fürchterlichen Tagen der Jenaischen Schlacht, vor Plünderung und Mißhandlungen, die durch ganz Weimar wütheten. Das Unglück, welches das übermüthige, zügellose französische Heere über die Stadt brachte, wurde sogar für Johanna zum günstigen Geschick, denn es verschaffte ihr schnell die nähere Bekanntschaft mit den geistreichsten und in jeder Hinsicht ersten Bewohnern Weimars. Ueberall flüchtete man sich aus der Zerstörung unter ihr gastliches, verschont gebliebenes Dach, und bald bildete sich bei Johanna ein höchst angenehmer geselliger Verein, der sich regelmäßig Sonntags und Donnerstags an ihrem Theetisch versammelte. Hier bildeten Göthe, Wieland, Heinrich Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Friedrich Majer und viele Literatoren und hochgebildete Frauen, auf denen Weimars Stolz beruht, einen Kreis, wie man ihn schwerlich sobald wieder finden wird. Jeder Fremde, der zu einer solchen Gesellschaft sich eignete, war willkommner Gast. Dieser Verein währte gegen sechs Jahre lang ununterbrochen, bis die Unruhen der spätern Kriege ihn in so fern zerstörten, daß keine festgesetzten Tage mehr gehalten werden. Doch versammeln sich noch oft die vom Tode und den Zeitumständen verschonten Mitglieder jenes Zirkels bei ihr, und wenig Fremde werden Weimar verlassen, ohne wenigstens einige genußreiche Stunden in Johanna's freundlichen und gewählten Umgebungen verlebt zu haben.

Fernow war eine der ersten Bekanntschaften, welche Johanna in Weimar machte. Von ihm lernte sie die italienische Sprache; eine neue Welt des Genusses schloß sich ihr auf bei Lesung der Dichter dieser melodiereichen Sprache; dabei lernte sie in ihrem Lehrer den seltnen, geistreichen Mann kennen; ein schönes Freundschafts-Band, geknüpft in gegenseitiger Achtung und reinem, in-

nigem

nigem Vertrauen, vereinte Beide, bis der Tod es zerriß. Fernow starb, zwei Jahre nachdem Johanna ihn gefunden hatte, an einer langen, schmerzhaften Krankheit, treulich von ihr gepflegt, in ihrer Wohnung. Ihr und Fernow's Freund, der treffliche Meister Gerhard von Kügelgen, war damals nach Weimar gekommen seinen Freund zu sehen, und fand ihn schon im Grabe. Die Zeit, welche derselbe dem kranken Freunde zu widmen gedacht hatte, verwendete er nun auf Göthe's, Wielands, Herders und Schillers Bildnisse. Die beiden letztern konnte er leider nur noch nach Büsten, frühern Gemälden und Beschreibungen ihrer Freunde und Verwandten malen; doch sind diese Bilder die ähnlichsten und besten jener Heroen unsrer Zeit.

Eine Beschreibung dieser vier Gemälde, und später eine von mehrern Oelgemälden des Landschaftsmalers Friedrich in Dresden, war das Erste, was Johanna dem großen Publicum zu bieten wagte, und nur auf dringendes Zureden ihrer Freunde entschloß sie sich, diese Aufsätze in das Bertuchsche Modejournal einrücken zu lassen. In den spätern Jahrgängen dieses Monatsblattes, so wie in andern Zeitschriften, finden sich mehrere ihrer kleinern Arbeiten von verschiednem Werth und Inhalt; die bedeutendern darunter sind mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens J. S. bezeichnet.

Fernow hinterließ zwei ganz unmündige Knaben und eine sehr bedeutende, größtentheils aus italienischen Büchern, aus Zeichnungen bestehende Bibliothek, auf welche letztere der Buchhändler Cotta frühere gegründete Ansprüche hatte. Großmüthig entschloß sich der edle Mann, diese Ansprüche fallen zu lassen, während der jetzige Großherzog von Weimar die Bibliothek mit der seinigen vereinigte und dafür den Kindern ein Jahrgeld aussetzte, für welches sie erzogen werden. Indeß wünschte Cotta dafür, daß Johanna ihres verblichenen Freundes Leben schreiben möge, was sie denn zu dem Entschluß brachte, mit einem größern Werke unter eignem Namen aufzutreten. So erschien „Carl Ludwig Fernow's Leben" von ihr 1810 bei Cotta. Zwei Jahr später gab sie: „Erinnerungen von einer Reise durch England ꝛc." heraus, und 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen."

Auch ihr eminentes Talent im Miniatur-Malen erfreut ihre Umgebungen und sie fortwährend, wobei Gerhard von Kügelgen und Heinrich Meier die rathenden Meister sind. Die stärksten äußern Ereignisse stören ihr schönes Leben nicht. Mancher Kummer, manche Sorge brach auch über sie herein, aber nichts vermag ihren Geist zu beugen, ihre ewig frohe Laune zu trüben. Der Morgen gehört den Blumen, die sie liebt und pflegt, dann dem Schreibtisch und der Staffelei; der Abend beim Thee der Geselligkeit, wo Niemand mehr wie sie versteht, die heterogenen Umgebungen mit Anmuth und Leichtigkeit sich unter einander nahe zu bringen; die übrige Zeit bis zum Schlafengehen gehört den ernsteren Studien, von denen sie so viele sich zu eigen macht.

August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

Indem hier die litterarische Laufbahn dieser berühmten und um Deutschlands Litteratur so verdienten Brüder größtentheils als bekannt vorausgesetzt wird, mögen hier nur einige der bedeutungsvollern Züge aus ihrem Leben Platz finden, um zu zeigen, unter welchen Umständen und Umgebungen sie ihre Bildung erhielten und das wurden, was sie geworden sind.

Der im Jahr 1792 verstorbene Consistorialrath Johann Adolph Schlegel zu Hannover, ein geborner Chursachse von adlichem Geschlecht, der sich als religiöser Dichter in der frühern Periode der deutschen Litteratur, in freundschaftlichem Verein mit Rabener, Gellert, Ebert, Cramer, Klopstock und andern ausgezeichneten Köpfen der damaligen Zeit, und nachmals als geistlicher Redner und als Geschäfftsmann in kirchlichen Angelegenheiten, so bedeutende Verdienste erwarb, war ihr Vater, und ohne Zweifel hatte das ganze originelle und geistvolle Seyn und Wirken dieses vortrefflichen Mannes den wichtigsten Einfluß auf die geistige und sittliche Bildung seiner zahlreichen Familie von 10 Kindern.

August Wilhelm, geboren den 5. Septbr. 1767, war der siebente unter seinen Söhnen. Schon in seiner zartesten Kindheit äußerte sich sein empfänglicher Sinn für

das Schöne und Gute, bei dem religiösen und biblischen Elementarunterricht, den er von seiner Mutter erhielt, und den diese sehr geistreiche, obgleich nicht künstlich gebildete deutsche Frau, ebenfalls eine Sachsin, allen ihren Kindern selbst zu ertheilen für ihre erste Mutterpflicht achtete; und dadurch wurde denn zwischen beiden ein Band der innigen Mutterliebe und der dankbaren Kindesliebe geknüpft, das nachmals durch keine noch so weite und lange Trennung aufgelöst werden konnte, und bis zum Tode der Unvergeßlichen ganz ungeschwächt ausdauerte, und nicht wenig zur Erleichterung der Beschwerden ihres höhern Alters in einem verhängnißvollen Zeitpunct beitrug. Seinen weitern Unterricht erhielt er durch Hauslehrer, und späterhin auch auf der öffentlichen Schule zu Hannover. In der Erlernung der Sprachen besaß er eine sehr glückliche Leichtigkeit, so daß er nachmals als Erzieher eines jungen Holländers sich bei seinem Unterricht der lateinischen, englischen und französischen Sprache mit gleicher Geläufigkeit bedienen konnte. Mit dieser leichten Fassungskraft verband er eine eben so standhafte Ausdauer, so daß er, wenn er eben bei einem Studium begriffen war, z. E. der Algeber nach einem damals im Hause gangbaren Rechenbuch, vergebens von seinem Hofmeister zum Spaziergange eingeladen wurde. Sehr früh entwickelte sich auch sein Dichtergeist. Nach manchen abenteuerlichen, kindischen Versuchen, versuchte er sich in vielen Dichtarten zum Theil in Wielandscher Manier, und zeigte eine vorzügliche Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als achtzehnjähriger Jüngling erregte er durch eine, an einem königlichen Geburtstage auf dem Lyceo mit dem edelsten Anstand gehaltene Rede, die in Hexametern eine kurze Geschichte der deutschen Dichtkunst, und viele lebendige und treffende Schilderungen unsrer ersten Dichter enthielt, allgemeine Sensation in seiner Vaterstadt. Er ging als Theolog nach Göttingen, wechselte aber sehr bald sein Studium mit dem der Philologie, und erwarb sich bei einer Preisaufgabe über die Geographie des Homer ein ehrenvolles Accessit. Er lebte hier mit dem würdigen Heyne'schen Hause in näherer Verbindung, knüpfte die erste Bekanntschaft an mit seiner nachmaligen Gattin, gebornen Michaelis, und ward im letzten Jahr der Führer eines aus Ostindien gebürtigen reichen Englän-

ders. Ganz vorzüglich wirkte hier auf seinen Geist sein freundschaftlicher Verein mit dem genialen Bürger, der ihn auch zu den ersten bekannten Versuchen bewog, das italianische Sonnett auf deutschen Boden zu verpflanzen. Nach vollendeten akademischen Studien versagte er sich bei dem angesehenen Muilmannschen Hause in Amsterdam als Erzieher des einzigen Sohnes, erwarb sich dort während eines dreijährigen Aufenthalts die größte Achtung, konnte aber in diesem, seinem Geiste so wenig zusagenden Lande, und in dieser, ihn so ganz von seiner Laufbahn ableitenden Lage nicht länger ausdauern, kehrte nach seinem deutschen Vaterland zurück, und ward in Jena als außerordentlicher Professor angestellt. Dieser sein Aufenthalt auf dem eigentlich classischen Boden der deutschen Litteratur, und seine nähere Verbindung mit den Heroen derselben, mit Göthe und Schiller, war wohl die eigentlich entscheidende Epoche seiner höhern Geistesbildung. Unangenehme häusliche Verhältnisse, und der Verlust einer innigst geliebten Stieftochter, führten ihn jedoch nach Verlauf mehrerer Jahre nach Berlin, wo er zuerst vor einer sehr gebildeten Versammlung dramaturgische Vorlesungen hielt, und seine Uebersetzung des Shakspeare fortsetzte. Da eben damals die berühmte Frau von Staël eine Reise durch Deutschland machte, und sich mit der deutschen Litteratur näher bekannt zu machen wünschte, so wählte sie ihn dazu, und vertraute ihm auch die höhere Bildung ihrer Kinder. In der Verbindung mit dieser edlen Frau ward das väterliche Gut derselben, Coppet am Genfer-See, sein eigentlicher Wohnort. Er machte aber in ihrer Gesellschaft mehrere Reisen nach Italien, Deutschland und Frankreich. Er liebte dieses letzte Land und seine Bewohner und ihre Litteratur eigentlich nicht, aber der Reichthum litterarischer Hülfsmittel und der Umgang mit geistreichen Männern und humanen Gelehrten, die ihm dessen Hauptstadt darbot, zog ihn an und gewährte ihm viel Befriedigung. Auch fanden dort seine Ansichten über Kunst und Litteratur manche warme Anhänger, ungeachtet er, in seiner kritischen Zergliederung der Phädra des Racine, den Stolz ihrer Litteratur anzugreifen, und die französische Nationaleitelkeit an ihrer empfindlichsten Stelle zu verletzen gewagt hatte. Während seines Aufenthalts zu Wien, in dem Winterhalben-

jahr von 1808 bis 1809, hielt er vor einem äußerst glänzenden Cirkel die von ihm herausgegebenen dramaturgischen Vorlesungen, die wohl seinen Nachruhm am sichersten begründen werden. Auf diesen Reisen lernte er auch den edlen deutschen Fürsten, den Kronprinzen von Baiern, kennen, und erwarb sich seine Achtung und liebevolle Schätzung. Bei einer Reise der freisinnigen Frau, an die ihn ein unauflösliches Band der Werthschätzung und Freundschaft fesselte, das sich auch in so vielen seiner neueren Gedichte in so rührenden und lieblichen Accorden ausspricht, nach dem Norden, als ihr der unterjochte Süden von Europa keine Freistatt mehr gewährte, eröffnete sich für ihn eine ganz neue Laufbahn in dem glorreichen Zeitpuncte der Befreiung Europens. Er kam in Verbindung mit dem Kronprinz von Schweden, und ward als Regierungsrath bei dessen Hauptquartier angestellt. Er liebte persönlich diesen Fürsten, schätzte sein Feldherrntalent und seine großsinnige und humane Denkart, so wie er den religiösen Hochsinn Alexanders, mit dem er auch mehrmals in Berührung kam, innig bewunderte. Was er als politischer Schriftsteller und als geschworenster Feind des von Frankreich ausgegangenen irreligiösen und weltzerstörenden Despotismus, durch seine kraftvolle Feder zur Weckung und Belebung des öffentlichen Geistes in der damaligen entscheidenden Periode wirkte, ist zu bekannt, als daß es hier einer Erwähnung bedürfte.

Carl Wilhelm Friedrich Schlegel, geboren den 10. März 1772, der Jüngste der Schlegelschen Familie, ward Friedrich benannt, weil er den guten Aeltern den Verlust ihres innig geliebten ältesten Sohnes ersetzen sollte. Mehrere Jahre seiner Kindheit verlebte er auf dem Lande bei einem kinderlosen und kinderliebenden Oheim, einem Landprediger, und nachmals bei seinem ältesten Bruder, der ebenfalls Landprediger war. Sein Vater wünschte, daß er sich von seiner zahlreichen Familie dem Kaufmannsstand widmen möchte, den er achtete und für einen glücklichen Stand hielt; doch war es sein fester Grundsatz, daß junge Leute Alles erlernen müssen, was sie erlernen können, um für die Folge eine desto freiere Wahl zu behalten, und sich zu jedem Stand entschließen zu können. Er mußte daher auch das Lateinische

erlernen, worin ihn vornehmlich sein Bruder August Wilhelm unterrichtete, worin er es aber dazumal nicht weit brachte. Ueberhaupt zeigten sich damals bei ihm, ungeachtet seines natürlichen gesunden Verstandes und der Lebhaftigkeit seines Geistes, keine bedeutenden Spuren eines ausgezeichneten Talents. Nachdem er die nöthigen vorbereitenden Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt hatte, wurde er in einem ansehnlichen Leipziger Handlungshause untergebracht. Allein hier fühlte er es bald sehr lebhaft, daß er einen falschen Schritt gethan habe; der kaufmännische Geist konnte seinem Geist durchaus nicht zusagen; er bat und beschwor seinen Vater, ihn zurückzunehmen, und versprach ihm durch seinen Eifer in seiner Bildung es zu beweisen, daß nicht Unbestand des Gemüths der Grund der Veränderung seines Entschlusses sey. Und er hielt Wort. Er war jetzt sechszehn Jahr alt geworden, und mußte ganz von vorn anfangen. Aber durch die Kraft, womit er das Geschäfft seiner gelehrten Bildung angriff, und durch seine dabei bewiesene beharrliche Ausdauer, zeigte er zuerst, daß ein höherer Genius ihn beseele. Er widmete sich ganz der Philologie, und verdankte dabei vor seinen akademischen Jahren sehr viel der Anleitung von einem gründlichen, aber in Dürftigkeit und völliger Dunkelheit lebenden Schulmann, dem Rector Bues an der Schule der Neustadt Hannover. In Göttingen lebte er nur Ein Jahr, und gefiel sich daselbst nicht. Desto länger und lieber verweilte er zu Leipzig, und seinem dasigen Aufenthalt gewährte ein innig freundschaftlicher Umgang mit einem zugleich mit ihm studirenden edlen jungen Mann vom Hannöverischen Militär, dem jetzigen Obrist von Berger, eine vorzügliche Annehmlichkeit. Durch fortgesetzten, fast übermäßig angestrengten Fleiß brachte er es dahin, daß er nach Vollendung seiner akademischen Studien ohne Anmaaßung behaupten konnte, jeden uns übrig gebliebenen griechischen und römischen Schriftsteller von einiger Bedeutung gelesen und studirt zu haben; und der ehrwürdige Heyne gab bei der Herausgabe seines Erstlingswerks, des ersten Bandes seiner Griechen, seine hohe Achtung vor seiner gründlichen Gelehrsamkeit zu erkennen, wenn er gleich viele seiner Ansichten nicht mit ihm theilte. Er lebte darauf zu Jena, und nachher zu Berlin als privatisirender Gelehrter und in der innigsten,

wahrhaft brüderlichen Gemeinschaft mit seinem Bruder August Wilhelm, ungeachtet mancher Verschiedenheiten ihrer Geistesanlagen und Neigungen und Ansichten; auch zu Dresden, bei einer edlen, gebildeten Schwester, der Hofsecretarin Ernst, die auf das kraftvolle Brüderpaar sich einen, in mancher Hinsicht wohlthätigen Einfluß zu verschaffen wußte. Dies war denn die Periode, da die Brüder Schlegel als kühne Reformatoren der deutschen Litteratur auftraten, und das Schicksal aller Reformatoren theilten, in eben dem Maaße verlästert als vergöttert zu werden. Bei allen den in einer solchen Gährungsperiode und bei jugendlich aufstrebenden Geistern sehr natürlichen und verzeihlichen Uebertreibungen, wird man doch ihrem edlen Streben, einen bessern Geist herrschend zu machen und das von großen dichterischen Genien so herrlich begonnene Werk als Kritiker zu begründen und zu vollenden, jetzt, bei einer unbefangneren Ansicht, schwerlich anders als Gerechtigkeit widerfahren lassen können; und wie so sehr die damalige, durch Dichter und Philosophen und Kritiker bewirkte, und vornehmlich auf das jüngere, empfänglichere Geschlecht heilsam einwirkende, litterarische Wiedergeburt des deutschen Geistes, die nachmalige bürgerliche Wiedergeburt Deutschlands vorbereitet habe, darüber kann jetzt wohl nur Eine Stimme seyn. Das von ihnen gemeinschaftlich herausgegebene Athenäum war vorzüglich diesem Zweck gewidmet, gangbare und tief eingewurzelte litterarische Vorurtheile unverholen anzugreifen, eine einmal nothwendige heilbringende Gährung der Gemüther zu erregen, und endlich das Rechte geltend zu machen. Zu Berlin lebte er in enger, freundlicher Geistesverbindung mit Schleiermacher, und faßte mit ihm die Idee zu einer Uebersetzung des Plato, an deren Ausführung er aber hernachmals keinen Theil nahm. Lange lebte er darauf in Paris, und widmete seine Zeit der Benutzung der dortigen reichen litterarischen Schätze, und sein tiefeingreifendes Werk über die Weisheit der Indier war die hauptsächliche Ausbeute seines Aufenthalts in Frankreich. Auch bekannte sich hier seine geistvolle Gattin, eine Tochter des berühmten Moses Mendelssohn, mit der er im friedlichsten Genusse wahrer häuslicher Glückseligkeit lebt, in der schwedischen Gesandtschafts-Capelle feierlich zum christlichen Glauben. Sein ordentlicher Auf-

enthalt war zur damaligen Zeit, so oft er Paris verließ, zu Cöln, einer Stadt, die durch die höhere ächtdeutsche Bildung der angesehenern Classen ihrer Bewohner, so ganz seiner Denkart und seiner Neigung entsprach. Hier war es denn auch, wo er den bekannten Schritt that, mit seiner Gattin zur römischen Kirche überzugehen; und wie so sehr es ihm damit reiner und heiliger Ernst war, und welch ein tief religiöser Sinn bei diesem seinen Uebertritte zum Grunde lag, davon enthalten fast alle seine folgenden Schriften die unverdächtigsten Beweise, in welchen er nur die Reformation zu wenig aus dem Gesichtspunct eines Uebels betrachtet, welches nach damaliger Lage der Dinge einmal unvermeidlich geworden war, und doch durch so vielfach wohlthätige Folgen den Genius der Menschheit wieder mit sich auszusöhnen gewußt hat. Ein von ihm mit vorzüglicher Liebe bearbeitetes, aber niemals herausgekommenes, historisches Drama, Carl der Fünfte, war die Ursache, daß er sich im Herbst des Jahres 1808 nach Wien begab, um daselbst durch Benutzung der historischen Documente der Archive seinem streng historischen Dichterwerke eine größere Vollendung zu ertheilen, als ganz unerwartet der im folgenden Jahre zwischen Oesterreich und Frankreich von Neuem ausgebrochene Krieg seinem thätigen und wahrhaft deutsch gesinnten Geist einen neuen Kreis anwies. Er ward zum kaiserlichen Hofsecretär ernannt, und beim Hauptquartier des Erzherzogs Carl angestellt. Was seine damaligen kraftvollen Proclamationen, in welchen er für das deutsche Gemüth in jener Spannung so ganz den rechten Ton zu treffen gewußt hatte, für Aufsehn erregten, auch wo sie in den gedrückten Provinzen Deutschlands nur in verstümmelten Abschriften und auf vergriffenen Blättchen heimlich von Hand in Hand gehen konnten, und was sie wirkten zur Weckung eines ächt deutschen Freiheits- und Gemeinsinnes, der sich freilich erst späterhin in Großthaten offenbaren konnte, das wird jedem erinnerlich seyn, der sich jene denkwürdige Periode in sein Gedächtniß zurückruft. Bei der damaligen ungünstigen Wendung der Dinge zog er sich ganz wieder zu seiner litterarischen Wirksamkeit zurück, hielt vor großen, sehr gebildeten Kreisen Vorlesungen über die Weltgeschichte und über die Geschichte der Litteratur, voll eben so großer als wahrer und eingreifen-

der Ansichten, die er herausgab, und die seine bewährtesten litterarischen Werke ausmachen; gab auch, zu einer desto mehrern Einigung des litterarischen deutschen Geistes in jener kritischen Zeitperiode, wieder eine Zeitschrift, das deutsche Museum, heraus, in welchem, mit Hinsicht auf das frühere Athenäum, sein zu größerer Reife und einer unpartheiischern vielseitigern Umsicht gediehener Geist auf eine erfreuliche Art sichtbar ist, bis endlich die erkämpfte Rettung seinen Blick wiederum auf sein befreites Vaterland lenkte, und er sich durch manche diplomatische Schriften über des wiedergebornen Deutschlands Verfassung, nach der Wahl des hocherleuchteten Staatsmannes, des Fürsten Metternich, den ehrenvollen Platz als Legationsrath bei der kaiserlich-österreichischen Gesandtschaft bei dem deutschen Bundestage zu Frankfurt erwarb.

D. Gotthilf Heinrich Schubert,

geboren am 26. April 1780, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause zu Hohenstein (im Schönburgschen, ohnweit Chemnitz), wo sein Vater Oberpfarrer war. Dieser würdige Geistliche erzog den Sohn mit kräftiger, aber nicht unfreundlicher Strenge, welche durch das um so zartere und innigere Wesen der Mutter (einer gebornen Werner) gemildert ward. Die glückliche, obwohl nicht leidenlose, aber in jeder Hinsicht musterhafte Ehe dieser Aeltern wirkte schon auf des Knaben empfängliche Seele, für alle Zeiten seines Lebens, folgereich ein, und gab ihm eine Richtung, die, unter mannigfachen spätern Neigungen und Bestrebungen ihm eigen geblieben ist. Der Vater, immer gleich ernst, gebot den unbegrenztesten Gehorsam; die Mutter, ein an unendlicher Liebe reiches, sinniges Gemüth, zog durch diese Liebe, mit der sie in ihrem ganzen Kreise waltete, auch den geliebten jüngsten, und, nachdem ein älterer ihr früh entrissen worden, einzigen Sohn an sich. Der Vater hielt unbeweglich ihn zur Arbeit, zur Anstrengung, zur Entsagung an; die Mutter schaffte ihm Erholung, Freude, kindlichen Genuß, und erheiterte seine Jugend; beide in Zucht und Ehrbarkeit und gottesfürchtig, jedes nach seiner Weise, aber gleich aufrichtig wandelnd, jener im Leben wie im Wort wahrhaft ein Geistlicher, diese gleich einer Heiligen, entwickelten früh in ihm jene Frömmigkeit, deren Keim tief und reich in seiner Natur lag. Hatte das Wesen der Mutter vorwaltend in ihm fortgeerbt, so verhütete die

våterliche Zucht, daß dasselbe in dem Knaben und Jüngling nicht eine zu große Weichheit annahm, die der Ausbildung eines månnlichen Charakters hinderlich geworden wåre. Bildete der Vater, mit folgerechter Strenge, mehr seinen Verstand, seine Einsicht aus, so erweckte die Mutter, fast absichtslos, mehr sein Gefühl, und leitete sorgsam sein Herz; aber ihr Einfluß war stårker, weil hier die Liebe herrschte.

Die bergigen Umgebungen der Vaterstadt sind mannigfach, ernst, doch heiter, zu geistiger Erhebung einladend. Schubert durchwandelte früh mit seinen Gespielen, håufig einsam, die Gründe, erstieg die Höhen, und befreundete sich schon im zarten Alter mit der Natur, der auch nachmals seine Seele sich nie entfremdete. Er las mit Andacht und Sehnsucht in ihrem unergründlichen Buch, und fand auch in ihr den lebendigen Geist, Gott, den er im Herzen trug, auf den der treuen Aeltern Lehre ihn hinwies. So ward seine Liebe zur Natur früh eine åcht religiöse, und so eifrig er den Reichthum ihrer Erscheinungen betrachtete, so lebte er doch zugleich in einer geistigen Welt, in übersinnlichen Ahndungen, die sich spåter in lichten Ideen gestalten und vollenden sollten.

Kaum dem Knabenalter entwachsen, ward er nach Graiz (im Reußischen Voigtland) auf die lateinische Schule gebracht, wo er mit anhaltendem Fleiß, zu dem der Vater ihn zeitig gewöhnt hatte, mit eigner beharrlicher Neigung, und darum mit dem günstigsten Erfolg, die alten Sprachen erlernte, für die er eine ausgezeichnete Anlage erhalten hatte. Nach einigen Jahren, die er in diesem Verhåltniß verlebt hatte, wollte dasselbe ihn nicht mehr befriedigen; er sehnte sich nach einem größern, der Entwicklung seiner Kråfte günstigern Wohnort, und jene verborgene, höhere Leitung im Menschenleben, die sich zuweilen in der eignen, vielleicht nur dunkeln Neigung des Herzens darstellt, trieb ihn, nach Weimar zu wandern, das er von fern als den Vereinigungspunct der ausgezeichnetsten Geister verehrte. Nicht ohne Müh erlangt' er von dem Vater, der auch jetzt eigenmåchtige Entschlüsse nicht gern zuließ, die Einwilligung, an dem Ort, zu dem ihn die Sehnsucht getragen, seine Schuljahre zu beendi-

gen. Bald aber zeigte sich der wohlthätige Erfolg dieses Entschlusses. In einem größern Kreise wetteifernder Jünglinge, unter tüchtigen Lehrern, entwickelte Schubert sich freier und selbstständiger, und erlangte, bei rastlos fortgesetztem Fleiß und immer tiefer wurzelnder Neigung, in alten und neuen Sprachen so gründliche Kenntnisse, und in allen Vorbereitungswissenschaften solche Festigkeit, daß er bald vollkommen reif geachtet ward für die akademische Laufbahn. Die griechische Sprache und Litteratur, besonders die Dichter, zogen ihn am meisten an; Homer und Sophokles waren schon des Schülers treue und vertraute Begleiter. Von neuern Sprachen liebt' er die englische und spanische vor andern.

Aber nicht das Wissen nur, eine höhere Bildung des Geistes und Gemüths ward ihm in Weimar zu Theil. Er sah dort jene allgefeierten Männer, die damals die Hauptstadt eines der trefflichsten deutschen Fürsten verherrlichten, und fühlte sich erweckt, selbst nach dem Höhern zu streben, etwas Ausgezeichnetes in seinem künftigen Beruf zu leisten. Vorzüglich gesegnet ward für ihn der tägliche Umgang mit Herder, in dessen Hause er, nachdem die Freundschaft mit dem jüngern Sohne, dem liebenswürdigen Emil, ihn in dasselbe eingeführt, und sein eignes Wesen ihn empfohlen hatte, als ein Sohn gehalten ward. Herders Liebe zog den innigen und geistvollen Jüngling mächtig an; ihr verdankt er die kräftigsten Ermunterungen, die erhöhte Neigung zur alten und neuern Litteratur, eine reinere Ansicht des Lebens und der Wissenschaft, als sonst die meisten Jünglinge auf Schulen erlangen. Herder nährte seine ursprüngliche Richtung auf Naturwissenschaften, und machte ihm vorzüglich auch die hebräische Sprache so werth, daß er, ehe er die Universität bezog, mit den heiligen Büchern des A. T. in der Ursprache schon innig vertraut war. Herders geistreiche Gattin bewies ihm damals, und bis an's Ende ihres Lebens, wahre Mutterliebe. In ihrem Hause fand er den auserwähltesten Umgang, begegnete öfter den von ihr herzlich bewunderten Männern, die ganz Deutschland pries.

Im Jahr 1799 bezog er die Universität Leipzig. Mit Schmerzen war er von Weimar geschieden; in Leipzig blieb er immer unheimisch. Nach dem Willen des Vaters, der in ihm den künftigen Gehülfen in seinem Amt zu erziehen wünschte, sollt' er die Theologie studiren. Aber so sehr er diese und des Vaters Willen ehrte, neigt' er sich doch mehr, und immer entschiedner zur Naturwissenschaft. Er hörte deshalb auch gleich im ersten Jahr, neben den theologischen Vorlesungen, Anatomie und andre Vorträge, mit denen die Mediciner ihre Studien beginnen. Aber eben dies entfernte ihn immer mehr von der Theologie; nur das Hebräische trieb er fleißig fort, und begann jetzt mit dem Arabischen; im zweiten Halbjahr war er mit sich selbst schon vollkommen einig, daß er das theologische Studium gänzlich mit dem medicinischen vertauschen wolle. Doch mußte ein schwerer Kampf mit dem beharrlichen Vater bestanden werden, dem lange die geheime liebste Neigung nicht kund werden durfte. Aber der Mutter, der Schwestern Ueberredung, freundliche Ermunterung konnte die Neigung nicht bezwingen, und jene wurden dann die Vermittlerinnen bei dem Vater, daß er endlich, obwohl höchst ungern, die Einwilligung gab zu dem ihm sehr unerfreulichen Berufswechsel.

Mit der Freudigkeit, die den Jüngling erfüllt, wenn er nun den rechten Weg zu seinem Ziel gefunden, und alle Schwierigkeiten, die ihn abhielten, denselben zu betreten, überwunden zu haben glaubt, mit einem wahrhaft begeisterten Eifer, kehrt' er nach Leipzig zurück, sich nun ganz der Naturwissenschaft zu widmen. Mit welchem Erfolg er seinen Vorsatz ausgeführt, haben seine spätern Arbeiten hinlänglich bewiesen.

Im Jahr 1801 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Jena, welches so viele ausgezeichnete Lehrer in sich vereinigte. Hier nahm er nicht nur an allen Vorlesungen Schellings Antheil, sondern drang auch jetzt schon tief in dessen Ansichten ein, und befreundete sich persönlich mit dem hochverehrten und geliebten Lehrer, der ihm die unverkennbarsten Beweise seiner Achtung und seines Vertrauens gab. Aber er vernachlässigte dabei die empirischen Wissenschaften nicht, da er, seiner An-

lage nach, zu diesen nicht minder hingezogen ward, als zur Speculation, und früh begriff, daß eine ächte Naturphilosophie am wenigsten vielseitiger Naturkenntnisse entbehren könne.

Die Vorbereitungsjahre waren geendet; er ward 1803 Doctor der Arzneikunst, nach Vertheidigung seiner Dissertation „über die Anwendung des Galvanismus bei Taubstummen", worüber er selbst schon mannigfache Versuche gemacht, und einige Erfahrung sich erworben hatte. Bald darauf verließ er Jena, und verehlichte sich mit seiner durch die reinste und wahrste Liebe ihm verbundenen Henriette (einer gebornen Martin) die ihm bis zum Jahr 1811, wo ein früher Tod sie ihm entriß, die treueste Freundin, und, da er selbst, nur in Ideen lebend, in den irdischen Angelegenheiten des Hausstandes ziemlich fremd war, mit ihrem ächt weiblichen Sinn und umsichtiger Sorgsamkeit, wahrhaft eine von Gott gegebene, hülfreiche Gefährtin ward.

Das junge Paar hatte sich, mit geringen Mitteln, aber freudigem Gottvertrauen nach Altenburg begeben, wo er als ausübender Arzt auftrat, und sich Achtung und Vertrauen gewann. Aber er hatte vielleicht zur ausübenden Kunst weniger eigentlichen Beruf, als Geschicklichkeit. Gern kehrt' er vom Krankenbett zu seiner Wissenschaft zurück, und suchte die Stille, welche diese fordert. Hier verfaßt' er, in den ersten seligen Wochen der Ehe, einen ohne seinen Namen erschienenen, merkwürdigen Roman, der, ungeachtet er, weil der Verfasser nirgend seine Liebe zu dem, was seine ganze Seele beschäfftigte, verleugnen konnte, eine für den gewöhnlichen Romanleser störende Mannigfaltigkeit von Naturbetrachtungen und Kenntnissen enthielt, mit vielem Beifall aufgenommen worden ist. Hier gab er auch seine geschätzte Bibliotheca castellana Portugues y Provençal heraus, von der 1804 und 1805 2 Bände erschienen sind. Eine Uebersetzung von Darwins großem Gedicht: „der botanische Garten" ward vollendet, aber nie gedruckt. Die in Altenburg erscheinenden medicinischen Annalen theilten auch seine ersten naturwissenschaftlichen Aufsätze mit, die zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit ihm zuwendeten, und ihm

vielfältige Beweise von Werthschätzungen, Lob und Ermunterung erwarben. Man fand hier schon, bei einem ungemeinen Reichthum von empirischen Kenntnissen, eine noch ungemeinere Tiefe der Anschauung, und wenn sein poetisches Talent das strengwissenschaftliche fast überwog, fühlten sich doch viele durch jene Innigkeit und fromme Begeisterung, die der Naturwissenschaft vorzüglich zu entsprechen scheint, lebendig angezogen und angeregt. Diese Eigenthümlichkeit hat er auch in seinen spätern Werken bewahrt, und eben so sehr durch die Mannigfaltigkeit des Wissens, als durch die Tiefe der Betrachtung, so wie durch die hinreißende Lebendigkeit der Darstellung, sich viele Freunde erworben, Viele auch mit der verschrieenen Naturphilosophie versöhnt. Dies gelang ihm um so mehr, als er nicht in den Banden der Schule sich verstrickte, sondern selbstständig die Wissenschaft in der Natur selbst und im eignen Geist suchte, selbstständig sie entwickelte.

Im weitern Fortarbeiten glaubt' er Lücken in seinen Kenntnissen zu finden, welche auszufüllen noch nicht zu spät war. Mit seinem rastlosen Eifer, der eine einmal wahrgenommene und empfundene Unkunde in irgend einem Zweige seiner Wissenschaft nicht ertragen konnte, um dieser willen aber leicht alle andre Rücksichten überwand, entschloß er sich Altenburg zu verlassen, und, um neue Studien zu beginnen, sich nach Freiberg zu begeben, wohin Werners Name, das Bewußtseyn, was unter einem solchen Führer noch zu lernen sey, ihn rief. Seine immer gefällige Gattin, die, obwohl die häusliche Sorge nicht vergessend, doch in seine Bestrebungen innig einging und sich gern selbst vergaß, wo etwas diesen förderlich seyn konnte, stand seinem Wunsch nicht entgegen. Schnell war das ganze Hauswesen nach Freyberg verpflanzt, wo er nun mit gewohnter Thätigkeit, den Vorlesungen über Geognosie, Mineralogie, Bergwerkskunde und verwandte Wissenschaften, beiwohnte, das Empfangne, mit reiferem Geist, sicher verarbeitete, und so wahrhaft an fester Grundlage für die Naturphilosophie selbst gewann.

In Freiberg begann er auch seine erste größere Arbeit, die unter dem Titel: „Ahndungen einer allgemei-

meinen Geschichte des Lebens" bekannt genug geworden ist. Der I. Theil, dort beendigt, erschien 1806. Es ist unmöglich in wenigen Andeutungen, die allein hier gegeben werden konnten, den reichen Inhalt desselben zu entwickeln.

Im Herbst 1806 begab er sich, nachdem der Aufenthalt in Freiberg zweckmäßig angewendet war, nach Dresden, um die Schätze der herrlichen Bibliothek zu benutzen, und auch dadurch zu möglichster Gründlichkeit in seiner Wissenschaft zu gelangen. Für diese schien ihm die historische Kenntniß eben so unentbehrlich, wie die empirische, und er bedurfte eines so reichen Büchervorraths, wie der Privatmann ihn sich selten erwerben kann. Auch reizten ihn die, in ihrer Art, einzigen Kunstsammlungen, von denen er sich Förderung seiner Bildung versprach, in denen sich wahrhaft eine neue, bis dahin nur geahndete Welt ihm aufschloß. Mit einem unermüdlichen Fleiß arbeitete er auch hier fort, und in einer äußerlich beschränkten, doch zufriednen Lage, glücklich in dem engen Kreise seiner Gattin, seiner einzigen Tochter und weniger vertrauter Freunde, sammelt' er neue Kenntnisse, indem er zugleich die schon angeeigneten und geordneten für Andre verarbeitete. Der zweite Theil seiner „Ahndungen 2c." ward beendigt, und 1807 gedruckt. Dresden bot damals, unter den Stürmen des Kriegs, Einheimischen und Fremden, die hier aus allen Gegenden zahlreich versammelt waren, einen sichern, heitern Zufluchtsort dar, uud veranlaßte manch günstiges Zusammentreffen, willkommne Bekanntschaften, belehrende und bildende Mittheilungen. Für ein so empfängliches Gemüth, wie Schuberts ist, mußte dieser Aufenthalt vielfach ersprießlich seyn. So sehr er Zerstreuungen, zu viele störende Bekanntschaften vermied, so ward er doch von Vielen aufgesucht, und hielt Mehrere werth. Frei von Eigensucht und Selbstgefälligkeit widmet' er gern aufrichtiges Vertrauen und Achtung allem Guten und Schönen, was er willig, ja freudig an Andern erkennt, und die seltne Liebenswürdigkeit seines Wesens gewinnt ihm die Herzen. In Dresden erfreute ihn auch der vertrautere Umgang mit einigen der ausgezeichnetsten Künstler, die eine Zierde dieser schönen Stadt sind.

Er ward aufgefordert, einem gebildeten, nicht kleinen Kreise von Männern und Frauen Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände zu halten, und that es mit glänzendem Beifall, wiewohl auch Tadler nicht fehlten, denen seine reine Begeisterung, seine seelenvolle Tiefe, nur als eine schwärmerische Mystik erschien. Jene Vorlesungen, nachher wieder überarbeitet, sind unter dem Titel: „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" 1808. erschienen. Sie haben mit ihrer einfachen, und doch so frischen und geistigen Darstellung viele Freunde, aber auch strenge Richter gefunden, von denen mehrere schon daran Anstoß nahmen, daß er gerade die Nachtseite der Naturwissenschaft zu solchen Vorträgen gewählt habe. Andern schien es dagegen eben löblich, daß er mit dem Licht der Wissenschaft diese zu erhellen, so weit es möglich, bemüht war. Die mathematischen Astronomen haben sich indeß mit seinen Berechnungen, welche die Kepplerschen Gesetze erweiterten, und mit den von ihm aufgestellten Gesetzen, auf welche ihn eben so scharfsinnige Speculationen, als mühselige Berechnungen geleitet hatten, nicht befreunden wollen.

Der Wunsch, nach so vielen, wohlbenutzten Lehrjahren, mit dem anvertrauten Pfund in einem gemessenen Kreise zu wirken, und eine Anstellung zu finden, die ihm zugleich der Sorge für das Bedürfniß des Lebens überhöbe, und seinem wissenschaftlichen Streben entspräche, war allmählig in ihm stärker geworden. Als er nun im Jahr 1809, besonders durch Schellings Vermittlung, einen Ruf als Director des eben zu errichtenden Realinstituts in Nürnberg erhielt, nahm er ihn gern an, und gewann bald einen wohlthätigen Einfluß auf die neue Anstalt. Diese beabsichtigte eine gründliche Jugendbildung, die aber auf einem andern Wege, als dem, wie man meinte, für den künftigen Naturforscher, Cameralisten ꝛc. zu langen Durchgang durch die Welt der römischen und griechischen Classiker erreicht werden sollte. Die sogenannten Realien sollten hier die Hauptsache seyn; durch die empirischen und historischen Wissenschaften, glaubte man, die nur als Gegenstände von untergeordnetem Rang behandelten Sprachstudien zu ersetzen, und auch den künftigen eigentlichen Gelehrten so zu entwickeln, daß,

wenn er später die Sprachstudien nachholen wollte, er mit größerer Reife und Klarheit des Geistes, sich diese, auf kürzerem Wege, schneller erwerben könne. Was zur Ausführung dieser Idee geschehen kann, ist in Nürnberg versucht worden, und Schubert hat es an Eifer nicht fehlen lassen, der Anstalt die Festigkeit zu geben, die erreichbar war. Mit mehrern ausgezeichneten Lehrern verbunden, hat er unbestreitbar etwas Vorzügliches geleistet; aber die Anstalt schien doch an einem unheilbaren Uebel zu kranken, und früher von der Regierung vielbegünstigt, endlich vernachlässigt, hat sie ihre Aufgabe nicht vollkommen zu lösen vermocht.

Schubert, der hier mit manchen, seiner Natur wenig entsprechenden Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, gewann gleichwohl das alte, ehrwürdige Nürnberg lieb, und mocht' es nicht verlassen, selbst als ihn dort der schmerzlichste Verlust, der Tod seiner geliebten Gattin, betraf. Eine Nichte derselben führte die Vorsehung nachmals ihm als zweite Gattin zu, die bemüht war, ihm seinen Verlust zu ersetzen. Er hatte das Glück, in der freundlichen Stadt, die noch viele Reste deutscher Vorzeit bewahrt, auch viele treffliche Menschen zu finden, und sich neue Freunde zu gewinnen. Die ungeheuchelte Frömmigkeit, die er bei vielen Bewohnern Nürnbergs fand, besonders in dem engern Kreise, in dem er immer heimischer ward, that seinem Herzen wohl und entsprach seiner eignen Gesinnung. Als ein aufrichtiger und eifriger Protestant, der er stets gewesen, und mit immer innigerer Ueberzeugung ward, lebt' er unter gleichgesinnten Freunden, die sich gegenseitig zu einem lebendigern und thätigern Glauben ermunterten. So herzlich er seiner Wissenschaft ergeben war, so viele Befriedigung sie ihm gewährte, so fand er doch immer mehr das höchste Heil in dem Glauben an Christus, den er freudig und demüthig bekannt, und frei von abergläubigen oder schwärmerischen Meinungen, so mit seinem ganzen Daseyn verwebte, daß der religiöse Geist auch seine wissenschaftlichen Forschungen immer mehr beseelte und erleuchtete.

Einen großen Theil seiner Zeit nahm sein Amt in Anspruch; die Stunden der Muße waren ihm sparsam zu-

gemessen. Er verwendete sie zur Vorbereitung auf seine Vorträge, die er seinen Schülern möglichst angemessen zu machen suchte, und auf eigne Studien. Aber zu größern Arbeiten für die Gelehrtenwelt konnt' er hier kaum gelangen. Nur auf angemessene Lehrbücher für die Wissenschaften, die er lehrte, mußt' er bedacht seyn. Darum bearbeitet' er das „Handbuch der Naturgeschichte, zum Gebrauch bei Vorlesungen", von dem der 1. Theil die Mineralogie, der 2te Geognosie und Bergbaukunde enthält. Für seine eigne Belehrung und Erbauung hatte er aus ältern und neuern Werken viele Zeugnisse und Beispiele von außerordentlichen Erscheinungen im Menschenleben und wundervollen Leitungen durch die Hand der Vorsehung zusammengetragen. Einen Theil dieser Sammlung macht' er vor Kurzem in dem Werk: Altes und Neues aus der höhern Seelenkunde, bekannt. Wir dürfen uns noch manche schöne Ausbeute seiner Studien für die Zukunft versprechen, wenn es ihm an der dazu nöthigen Muße nicht fehlt.

Seine Werke hatten ihm indeß das Vertrauen und Wohlwollen vieler trefflichen Menschen, auch einer geist- und gemüthvollen deutschen Fürstin, der früh verewigten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, gebornen Prinzeß von Weimar, erworben, und wurden nun Veranlassung zu einem neuen Ruf, der an ihn erging. Jene wahrhaft gebildete fürstliche Frau hegte lange den Wunsch, einen so ausgezeichneten Mann in ihren Kreis zu ziehen, und ihm den Unterricht ihrer geliebten Stieftochter, der Prinzessin Maria, so wie ihres eignen noch sehr jungen Prinzen Albert, anzuvertrauen. Noch kurze Zeit vor ihrem Tode erging die ehrenvolle Aufforderung zu diesem neuen Beruf an ihn, und so viele andre Einladungen, zur Veränderung seiner Verhältnisse, er schon abgelehnt hatte, selbst günstige Berufungen an deutsche Universitäten, so bestimmte ihn doch die Verehrung gegen die edle Fürstin, auf die eingeleiteten Unterhandlungen einzugehn, und als die Trauernachricht von dem frühen Dahinscheiden seiner Gönnerin einging, sah er ihren Wunsch noch mehr als ein theures Vermächtniß, als einen höhern Ruf an, und entschloß sich, den Ruf anzunehmen. Sein geliebtes Nürnberg verließ er gegen Ostern des

Jahres 1816 und ging, obwohl nicht ohne Besorgniß, wie er den Erwartungen entsprechen und in die Verhältnisse eines Hofes sich schicken könne, doch mit freudigem Gottvertrauen, nach Ludwigslust. Dort hat er sein neues Wirken begonnen, und es soll ihm auch eine Mitaufsicht über das Schulwesen des Landes übertragen werden.

Der, der dieses geschrieben, seit sechzehn Jahren durch die heiligste und unvergänglichste Freundschaft mit ihm verbunden, enthält sich hier einer weitern Charakterschilderung, die, wiewohl sie aus der reinsten Anschauung von Schuberts edler Natur hervorginge, doch, weil sie die Güte, Reinheit und Tiefe seines Wesens überall hervorheben müßte, seiner Demuth wehe thun, und selbst des Freundes Gefühl verletzen würde, weil es sich nicht ziemt, von den geliebtesten Menschen, laut vor der Welt, alle zarten Seiten des innersten Lebens zu enthüllen. Es mag aber wohl noch zu seinem Ruhm gesagt werden, daß er, von Vielen geliebt, Liebe reichlich mit Liebe vergilt, und den Wenigen, denen er mit ganzer Seele zugethan ist, die höchste Liebe und Treue bewahrt.

K.

Carl von Nostitz,

geboren im Jahr 1779 zu Merseburg, wo sein Vater Oberforstmeister war. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause, und verfolgte seine wissenschaftliche Bildung dann auf dem Pädagogium und der Universität zu Halle, konnte jedoch der angebornen Neigung zu den Waffen nicht lange widerstehen, und trat seinen entschiedenen Beruf zum Kriegsdienst als preußischer Cornet in dem Regiment Gensd'armes an. Durch eine außerordentlich große und vortheilhafte Gestalt, durch freien Muth und aufgeweckten Geist ausgezeichnet, war er einer der angesehensten Mitglieder jenes Regiments, das damals einen eignen Ton in der Armee angab; er versäumte jedoch auch inmitten des muntern Lebens die ernsthaftere Betrachtung seines Berufs nicht, und erwarb durch Fleiß und aufmerksames Nachdenken gründliche Einsichten in den Gegenständen und Bewegungen des Kriegs. Der Prinz Louis Ferdinand wählte ihn zu seinem Adjutanten, und schloß einen Bund mit ihm, der sie bei der nahen Aussicht auf den Krieg gegen die Franzosen nur desto fester verbinden sollte. In dem Gefecht bei Saalfeld, wo der unglückliche Prinz seinen allzufrühen, aber erwarteten Tod fand, wich Nostitz nicht von seiner Seite, fing den vom Pferde Sinkenden in seine Arme auf, und vertheidigte den schon Entseelten gegen die verfolgenden Franzosen ganz allein eine geraume Zeit mit heldenmüthiger Tapferkeit, bis er endlich von mehrern Wunden getroffen selber zusammensank. Kaum war er wieder im Stande den Degen zu führen, als er sogleich nach Preußen eilte, und bei der Vertheidigung Danzigs gegen die Franzosen neue Beweise seiner Unerschrockenheit und seiner Geschicklichkeit ablegte. Nach dem Frieden von Tilsit verließ er die preußischen

Dienste. Die Franzosen behaupteten, er habe an der Spitze von manchen gegen sie gerichteten Verbindungen gestanden, und Aufstände vorzubereiten gesucht. Im Jahr 1809 trat er als österreichischer Major und Anführer einer neuerrichteten fränkischen Legion auf, deren Wirksamkeit jedoch durch ungünstige Umstände beschränkt, und durch den Wiener Frieden bald ganz aufgehoben war. Unmittelbar darauf wurde er in Verhaft genommen und zur Untersuchung gezogen, weil man ihn beschuldigte, er wolle die Legion dem Herzog von Braunschweig-Oels, der seinen denkwürdigen Zug eben angetreten hatte, nachführen. Die Beschuldigung blieb unerwiesen; Nostitz wurde freigesprochen und zu dem Meerfeldischen Uhlanen-Regiment versetzt. Seine ausgezeichneten militärischen Eigenschaften gelangten durch fortgesetzte Ausbildung zu höherer Stufe, und wurden allgemein anerkannt. Im Jahr 1812 nahm ihn der Fürst Schwarzenberg in den polnischen Feldzug mit, den das österreichische Heer nur ungern und als bloße Kriegsübung gelten ließ. Als eine solche nahm Nostitz sie mit. Kaum aber erlaubten ihm die Verhältnisse eine andre Wahl, als er zugleich mit dem Grafen Wallmoden die österreichischen Dienste verließ, und in russische trat. Im Hauptquartier des Generals Dörnberg, des Kronprinzen von Schweden, der Generale Winzingerode und Czernitscheff, leistete er, während der ruhmvollen Feldzüge von 1813 und 1814 die wesentlichsten Dienste, und gab bei allen Gelegenheiten das glänzendste Beispiel persönlicher Tapferkeit. In dem Treffen bei der Göhrde hieb er an der Spitze einiger Schwadronen die tapferste französische Infanterie zusammen. Die glücklichsten Streifzüge führte er mit eben so viel Kühnheit als Klugheit aus. Als russischer Oberst und Commandant befand er sich im Jahr 1815 zu Troyes, und später in Paris. Durchdringender Verstand, an Verschlagenheit gränzende Klugheit, und ungewöhnliche Gewandtheit, sind in seinem Charakter mit treuer Anhänglichkeit an seine Freunde, mit milder Umgänglichkeit und geistreicher Gabe zu reden verbunden. Er ist voll von Ideen, und kann bei großer Verschlossenheit durch stete Mittheilung eines Theils derselben noch immer für offen gelten.

Rudolstadt 1816,
gedruckt in D. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

I.

Vorrede.

Franz I., Kaiser von Oesterreich. Von T—Z. (Mit einer Einleitung des Herausgebers.) 5

C. J. Fox und Wm Pitt. Von F. Ch. A. Hasse, Prof. in Dresden. (Mit einer Einleitung des Herausgebers.) 39

Charles James Fox 55

William Pitt 134

II.

Carl Theodor Körner. Von Amadeus Wendt, Prof. in Leipzig. (Mit einer Einleitung des Herausgebers.) 5

Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, Herzöge von Braunschweig. Von * * * (Mit einer Einleitung des Herausgebers.) 45

Carl Wilhelm Ferdinand 55

Friedrich Wilhelm 67

K. L. von Woltmann. (Selbstbiographie.) . . 123

J. C. Gatterer. Von C. A. Malchus in Heidelberg. (Mit einer Einleitung des Herausgebers.) 177

III.

Joseph Fouché, Herzog von Otranto. Von K. L. (Mit einem Vorwort von H.) 3

Jacob Necker. Von A. W. Schlegel. . . . 91

Angelica Catalani. Von G. L. P. Sievers. 113

Friedrich Conrad Hornemann. Von F. G. Crome. 133

Carl August Malchus. (Selbstbiographie.) . . 159

Andeutungen zu Biographieen und Charakteristiken der Z. G. (Mit einer Einleitung des Herausgebers.) . . 177

K. E. Oelsner. 182

Gustav Graf v. Schlabrendorf. . . . 183

Zur Charakteristik des Fürsten Talleyrand. 186

Charakteristik des Generals, Grafen v. Wallmoden. 188

Winke zur Charakteristik des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen. 189

Beilagen zur Biographie Fouché's.

Friedrich von Matthisson. (Selbstbiographie.) 5
Pius VI. Von F. A. Koethe. 71
Heinrich Essex Edgeworth v. Firmont. Nach dem Franz. des Beaulieu. Von Ludw. Schlosser. 131
Andeutungen zu Biographieen und Charakteristiken der Z. G.
Johanna Schopenhauer. 171
August Wilhelm und Friedrich Schlegel. 179
D. Gotthilf Heinrich Schubert. . . . 187
Carl v. Nostitz. 198

Druckfehler im ersten Band.

I. S. 22. Z. 13. statt die lese man da.
— 22. — 6. von unten statt durch lese man dadurch.
II. S. 12. ist die Angabe, daß die Fräulein Stock, Schwester von Körners Mutter, verstorben sey, irrig.

Berichtigungen im 4. Heft des I. Bandes.

S. 93. Z. 14. von unten lies: dem frechen Spott statt: des frechen Spottes.
— 110. — 9. v. u. l. und mußte — in den Weg treten statt: und wußte — in den Weg zu treten.
— 111. — 10. v. u. l. öffentliche statt äußerliche.
— 112. — 6. v. u. setze nach: namentlich ein Comma, und streiche dasselbe nach: ihnen.
— 127. — 10. v. oben lies: wozu jedoch Pius statt: wozu Pius.
— 128. — 8. v. ob. lies: des Bischofs statt: des Erzbischofs.
— 129. — 8. v. ob. lies: Benilawski statt: Berilawski.
— 132. — 3. v. u. lies: dissidentes statt: dissidenter.
— 133. — 8. v. ob. lies: dem Tadel nicht ganz entgehen kann statt: dem Tadel nicht entgehen kann.
— 140. — 20. v. ob. lies: verhüten statt: vermeiden.
— 140. — 16. v. u. fehlt nach Verhältnissen ein Comma.
— 145. — 7. v. ob. fehlt nach Jahrhunderten das Zeichen ".
— 147. — 17. v. u. lies: waren statt: war.

Nachricht für den Buchbinder.

Beim Binden der 4 Abtheilungen des I. Bandes sind die sämmtlichen bei den einzelnen Abtheilungen befindlichen litterarischen Anzeiger zum Schluß des Ganzen zusammenzustellen.

Literarischer Anzeiger
zum vierten Hefte der Zeitgenossen.

(Die in diesem Lit. Anz. angekündigten Schriften sind in allen soliden deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu den dabei bemerkten Preisen zu erhalten.)

I.

Die Elemente der reinen Mathematik. Erläutert durch Beispiele aus der Naturlehre, Statistik und Technologie von W. E. A. v. Schlieben, königl. sächsischem Ober-Landfeldmesser rc. rc., auch mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erste Abtheilung: Die Rechenkunst und Algebra. Erster Theil. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus. 1817, 18 Gr.

Das Studium der Mathematik hat in neuern Zeiten wiederum besondere Aufmerksamkeit erregt, da so manche Fortschritte in den Wissenschaften, so manche neue Erfindungen auf ihre Theorie gegründet sind. Man erwartet jetzt bei einem guten Schulunterricht, daß mindestens ein encyclopädischer Vortrag derselben nicht fehlen darf, und es finden jugendliche Köpfe nur noch in dem künstlichen Gebäude dieser Wissenschaft, wo ein Lehrsatz dem andern zum Pfeiler dienen muß und in der fürchterlich scheinenden mathematischen Zeichensprache, Schwierigkeiten. Der Verfasser des hier angezeigten Werks hat es versucht, die Elemente der Mathematik ganz klar und deutlich vorzutragen, und will, um von dieser Vorschrift nicht abzuweichen, sich dem Vorwurf aussetzen, daß er zu umständlich, zu verschwenderisch mit Erläutern sey. Nächstdem ist aber auch der Zweck dieser Schrift, die reine Mathematik dem bürgerlichen oder sogenannten Geschäfftsleben anzupassen, es folgt dieserhalb jedem Lehrsatze die praktische Anwendung, besonders in Beziehung auf Naturlehre, Statistik und Technologie, und da, wo von einem kunstmäßigen Verfahren die Rede ist, werden in fortlaufenden Noten die eigentlich technische Behandlung der Sache und die dabei vorkommenden Benennungen erzählt und angegeben. Auf diese Weise erwirbt sich der Schüler mit den mathematischen Lehrsätzen zugleich die Art ihrer Anwendung, und wird als Zugabe noch mit vielen wissenswerthen Dingen bekannt. Der erste und zweite Theil werden die arithmetischen Wissenschaften (Rechenkunst und Algebra) und der dritte und vierte die geometrischen Wissenschaften abhandeln. Man findet daher in dem so eben die Presse verlassenden ersten Theile im ersten Kapitel die allgemeine Einleitung in die Mathematik, im zweiten Kapitel sind die ersten Eigenschaften der Zahlen und die verschiedenen Arten der Vermehrung und Verminderung derselben erklärt. Das dritte Kapitel handelt von der Rechnung mit ungleichnamigen Größen, die aber gleichnamig gemacht werden können. Im vierten Kapitel wird die Rechnung mit gewöhnlichen Brüchen, im fünften mit Decimalbrüchen und im sechsten mit zusammenhängenden Brüchen abgehandelt. Das siebente Kapitel hat die Rechnung mit Buchstaben als Vorbereitung zur mathematischen Analysis zum Gegenstande. Das achte Kapitel handelt von den Eigenschaften der Potenzen und Wurzeln und das neunte Kapitel von dem Verhalten, wenn Wurzeln in einer Rechnung vorkommen. Diesem Theile sind fünf Tafeln beigegeben. 1) Tafel der vier ersten Potenzen, von 1 bis 100. 2) Tafel der Quadrate

von 101 bis 1000. 3) Tafel der Cubikzahlen von 101 bis 1000. 4) Quadratwurzel-Tafel aller ganzen Zahlen von 1 bis 1000, und 5) Cubikwurzel-Tafel aller ganzen Zahlen von 1 bis 1000. In dem auf kommende Ostern erscheinenden zweiten Theile wird bei der Lehre von den Proportionen angefangen werden, und dieser die fernern Sätze der Arithmetik in Verbindung mit der Algebra folgen.

II.

Urania, ein Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817. Mit 10 Kupfern. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Durch Poesie und bildende Kunst geschmückt, tritt auch diesmal Urania hervor, die poetische Lesewelt in ein neues Jahr glückwünschend zu begleiten. Ihr Streben, den Leser aus dem Alltagskreise dorthin zu entführen, woher sie selbst gekommen, wird sinnvoll bezeichnet durch das nach Kügelchens Ganymed trefflich gestochene Titelkupfer. Neun Darstellungen aus Göthe's Iphigenia, Götz von Berlichingen und Clavigo zieren das Ganze und werden, wie das Titelkupfer, mit lehrreicher Beredtsamkeit gedeutet. Der reiche poetische Inhalt und dessen Werth wird durch die Namen Therese Huber, Helmina von Chezy, Fanny Tarnow, Henriette Schubart, Graf Löben, Vitalis, Hoffmann, Göthe, Fouqué, Messerschmidt, Freimund Reimar, Wetzel, Conz, Amalie von Helwig, Friedrich Kuhn, Louise Brachmann, Karow, Gottwalt u. A. hinreichend verbürgt. Druck und Papier sind diesmal von ausgezeichneter Schönheit. Ueber die bekannten drei poetischen Preisaufgaben des Herausgebers auf das Jahr 1818 (eine Epistel, Erzählung und Lehrgedicht) findet sich im Vorbericht nähere Auskunft.

III.

Heinrich Ritter, welchen Einfluß hat die Philosophie des Cartesius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt und welche Berührungspunkte haben beide Philosophieen mit einander gemein? (eine gekrönte Preisschrift.) Nebst einer Zugabe über die Bildung des Philosophen durch die Geschichte der Philosophie. gr. 8. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

IV.

W. Coxe Geschichte des Hauses Oestreich seit der Gründung dieser Monarchie von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Leopold des Zweiten. (1218 — 1792.) Aus dem Englischen von Adolph Wagner und K. H. Dippold. 4 Th. in gr. 8. (Die beiden ersten davon waren schon früher erschienen.) 10 Thlr. (18 Fl.) Die beiden letzten Theile besonders 5 Thlr. (9 Fl.)

V.

Isis oder Encyclopädische Zeitung, herausgegeben von Oken. Preis des Jahrgangs (von 192 St. in 4to oder 12 Monatsheften) 6 Thlr. oder 10 Fl. 43 Kr.

Die Isis ist ein encyclopädisches Blatt und umfaßt alle vier Reiche der Natur, der Elemente, der Mineralien, der Pflanzen und der Thiere, so wie das Reich oder die Reiche des Geistes, und schließt schlechterdings keine Betrachtung aus, welche bleibenden beförderndeu Werth hat. Sie erzählt, beurtheilt, lobt, tadelt, verschweigt, vorzüglich das, was die laufende Zeit bringt, schaut aber auch zurück und vorwärts, je nach Belieben ihrer Kunden und Gesellen. Diese Zeitschrift zerfällt in I. Abhandlungen, II. Beurtheilungen, III. Anzeigen. (Das Nähere ist in der ersten Nummer zu ersehen.)

Inhalt des ersten Hefts von 16 Stück in 4.

Ankündigung — Okens Lehrbuch der Naturgeschichte. — Empfehlung des Herausgebers durch die Rostocker Professoren. — Home, über den Bau der Athem-Organe der Lamprete ꝛc. nebst einer Kupfertafel. -- Home, über die Fortpflanzungsart der Lamprete ꝛc. — Ueber Preisaufgaben. — Preisaufgaben selbst — An alle Juristen-Fakultäten über Eichstädts Literaturzeitungs-Privilegium, dessen er sich nicht schämt. — Preisaufgaben der holländ., franz., Göttinger, Berliner und Münchner gelehrten Gesellschaften. — Die 3 poetischen, vom Buchhändler Brockhaus. — Ueber Chladni's Entdeckungen und Schriften — Ueber das Grundgesetz der landständischen Verfassung in Weimar. — Schildener, über die Abfassung eines allgemeinen Gesetzbuchs. — Auszüge aus den Transactions of the Batavian society of arts and sciences Vol. VII. Batavia 1814. Von Reinwart. — Baronessa de Staël-Holstein sulla maniera e la utilità delle traduzioni. — Baroness Krüdener. — Lettre du Duc d'Otrante trouvée sur Murat (mit den Uebersezzungen) — Versuche über in's Meer versenkte Flaschen. — Seezen. — Rich in Babylon. — Richter und Liedmann — Haller in Constantinopel. — Geographie des Mittelmeers. — Marchandets Entdeckungsreise. — Mausoleum für Pignotti. — Journal des savants. — Marcus. — Mascagni's Werke. -- Hormayr. — A. W. Schlegel, über die venetianischen Kunstpferde. — Michaelis Literatur. — Jenaischer Vorles-Catalog. — Muster eines chemikalischen Vortrags in England — Kupfertafel zu Home's Athem-Organen. Aus den philosophical transactions.

Inhalt des zweiten Hefts.

Uebersicht der Arbeiten der Italiener in den Naturwissenschaften seit 1800. — Ueber Spixens Cephalogenesis. — Tiedemanns Preisschrift über Holothurien, Seesterne, Seeigel u. s. w. — Ueber den Niger aus Ali-Bey's Reise. — Auch hierüber aus R. Adams Narrative. — Seezen doch todt. — Ueber Nees v. Esenbecks System der Pilze und Schwämme. — Humbold über die Gesetze in der Vertheilung der Pflanzenformen. — Ueber Wieths mathematische Bestimmung der Laubformen. — Ueber den Büchernachdruck, insbesondere des Conversationslexicons bei Brockhaus. — Okens Zoologie ist in Zukunft bei Schmid und Comp. zu Jena zu haben. — Vorlesungen der k. sächs. chir. med. Akademie zu Dresden. — Luftsteine bei Bonn, über Universität daselbst. — Von Karls des Kahlen allemannischem Schwur im Jahr 842 von Nithard. — v. Wangenheim an den König von Wirtemberg. — Schicksalsähnlichkeit zwischen diesem König und Napoleon. — Der König von Hayti führt die Kuhpocken ein. — Elbgesang der Auswanderer nach Hayti. — Was man in England sagen kann. — Anzeige einiger englischen Bücher. — Merkwürdiger Professorenwechsel zu Rostock. — Ueber Insektenanatomie, und Herolds Entwickelungsgeschichte der Schmetterlinge. — Ueber Luftröhren der Insekten und Sprengels Commenta-

rius de Partibus quibus Insecta Spiritus ducunt. — Schwadenlaternen. — Clanny's Blasbalglaterne. — Davy's Sicherheitslaternen erster Erfindung, abgebildet. — Murray's und Thomsons Schlauchlaterne, abgebildet. — Versuche mit Clanny's Laterne. — Davy's Drahtgeweblaterne, abgebildet. — Bemerkungen über Davy's Drathlaterne. — Clanny fordert sich die erste Entdeckung. — Longmire über Davy's Drathlaterne. — Vorschlag zu einer neuen Laterne von uns. — Newmans neue mercurial-pneumatischer Apparat, abgebildet. — Pepysens neuer Einrichtung des voltaischen Apparats, abgebildet. — Der Wasserwidder (Stoßheber) mit Windkasten, eine höchst merkwürdige und nützliche Maschine, beschrieben von Millington, abgebildet. — Deutsche Bauern wünschten in Frankfurt klagen zu können. — Der Steinfall von Bonn ist ein Mährchen. — Tafel II. enthält 4 Schwadenlaternen, einen neuen pneumatischen, einen neuen galvanischen Apparat, und den Stoßheber mit einem Windkasten.

Alle sich für das Jahr 1817 bildenden Journalzirkel werden insbesondere auf dieß in seiner Art einzige Institut aufmerksam gemacht, das sich eine neue Bahn sucht, und mit keiner in Deutschland erscheinenden literarischen, politischen oder schönwissenschaftlichen Zeitschrift collidirt.

Die unterzeichnete Expedition setzt sich mit allen deutschen Buchhandlungen des In- und Auslandes in Verbindung, so daß durch diese die Isis in monatlichen Heften regelmäßig kann bezogen werden. Durch die Posten kann man sie auch in wöchentlichen Lieferungen erhalten. Dafür haben die Hauptexpedition die Jenaischen Postämter und die Leipziger Zeitungsexpedition übernommen. Beiträge sind im Wege des Buchhandels nach Leipzig, und durch die Posten nach Jena oder auch nach Leipzig zu senden.

VI.

Notice sur le Duc d'Otrante. Preis 16 Gr.

Außer dem biographischen Theil enthält diese Notice folgende, bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebenen, für die Zeitgeschichte wichtigen Actenstücke: I. Circulaire aux Evêques. 16. Nov. 1799. II. Circulaire aux Préfets. 21. Nov. 1799. III. Lettre à l'Empereur Napoléon du 27. Dec. 1814. IV. Lettre au Roi Joachim du 20. Janvier 1814. V. Lettre à l'Empereur Napoléon du 21. Avril 1814. VI. Lettre au comte de Blacas du 21. Juin 1814. VII. Lettre à un Ministre du congrès de Vienne du 25. Septbr. 1814. VIII. Lettre au Duc de Wellington du 27. Juin 1815. IX. Lettre au Prince Blücher du 1. Juillet 1815. X. Lettre à Louis XVIII. du 7. Juillet 1815. XI. Note adressée aux ministres des puissances alliées du 20. Juillet 1815. XII. Fragment d'un rapport du 15. Août 1815.

VII.

Aus dem Leben Joseph Fouché's, Herzogs von Otranto. Nach authentischen Quellen und mit wichtigen Actenstücken für die neueste Zeitgeschichte. — Anhang: Schreiben Fouché's an Wellington. Preis 18 Gr.

Diese deutsche Ausgabe enthält ebenfalls die unter VI. aufgeführten Actenstücke in einer vom Verfasser genehmigten richtigen Uebersetzung.

VIII.

Correspondance du Duc d'Otrante avec le Duc de ***. Dresde 1. Janvier 1814. I. Première lettre. Preis 8 Gr.

Einzig ächte Ausgabe dieses merkwürdigen Briefes, dem noch mehrere folgen werden. Die deutsche Uebersetzung desselben befindet sich No. VIII. dieser Schriften angehängt.

IX.

Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1817. Enthaltend das Jahr 1616, oder die Lage Europa's vor dem Beginn des dreißigjährigen Krieges. Von D. F. A. Koethe. No. 1 Thlr. 8 gr. (2 Fl. 24 Kr.)

X.

Arthur, Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann, erzählt nach Elliot Clarke und andern englischen Schriftstellern, bis zum Septemb. 1816. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr. (4 Fl. 12 Kr.)

XI.

Von Venturini's Rußlands und Deutschlands Befreiungskriegen erscheint zu Ende Novbr. (1816) der 2te Band, und von Fr. Saalfelds Geschichte Napoleons, zweite ganz umgearbeitete Auflage, ebenfalls der 2te und letzte Band.

XII.

Archiv für den thierischen Magnetismus, in Verbindung mit Dr. Nees von Esenbeck, Dr. Nik, Dr. Reißeisen, Hofmedicus Dr. Schelling, Dr. Tritschler, Professor Dr. Wolfart ꝛc. ꝛc., herausgegeben von Dr. C. A. von Eschenmayer, Professor zu Tübingen, und Dr. D. G. Kieser, Professor zu Jena.

Plan und Ankündigung.

In der gegenwärtigen Zeit, wo das Leben zum strengsten Ernste aufgerufen, nachdem es seine Kraft im äußern Kampfe bewährt hat, sich nach

Innen zu den Wissenschaften zurückwendet, wo, nachdem dem Menschen die tiefe Bedeutung des politischen Lebens in großen Zügen erschienen, ihn nun das zur Gewohnheit gewordene Streben nach dem Höheren zu den innersten Geheimnissen des Lebens ruft und zur Erforschung derselben treibt, ist der thierische Magnetismus derjenige Gegenstand, welcher mit seinen wunderbaren Erscheinungen die Kräftigeren der Zeit zu einem vorzüglichen Studium auffordert. Im thierischen Magnetismus erscheint uns das verschleierte Bild der Isis, welches, wie es einerseits jeden Wißbegierigen anzieht, und die größten Geheimnisse des Lebens zu enthüllen verspricht, andrerseits nur dem mit ernstem und reinem Sinn sich ihm Nahenden das Geheimniß eröffnet, und jede frevelnde Berührung ahndend straft. Nachdem der thierische Magnetismus anfänglich unverstanden in seiner hohen Bedeutung, aber mit Enthusiasmus aufgenommen worden, und späterhin dem nüchternen Verstande, der Alles, auch das Geistigste, aus hergebrachten Formeln und untergeordneten Naturgesetzen erklären will, als Spiel der Einbildung oder als Werkzeug des Betrugs erschienen, scheint jetzt die Zeit gekommen zu seyn, wo man es wagen darf, mit kritischer Sichtung der Thatsachen und mit strenger Sonderung des Wahren und Falschen, unter der Leitung der höheren, immer mehr Feld gewinnenden und erfreulichere Resultate gebenden Ansichten der Natur, auch die bisher ganz unerklärt gebliebenen Erscheinungen des thierischen Magnetismus physiologisch zu untersuchen und die Ursachen derselben auf die allgemeinen Gesetze des Lebens zurückzuführen. Denn, ist die allgemeine Ansicht der Natur, welche uns die Philosophie gibt, wahr, so muß auch Alles, was im Kreise der Natur liegt, sich aus dieser Ansicht erklären lassen. Da im thierischen Magnetismus sich darstellt, was keines Sterblichen Auge sah, und keines Wachenden Mund enthüllt; da die Erscheinungen desselben immer fremdartiger und überraschender auftreten, und aller, bloß materieller, Erklärung spottend, eine geistige Welt uns eröffnen, in welcher die räumlichen und geistigen Beschränkungen der irdischen Welt fast verschwinden, und da die Natur im thierischen Magnetismus ihre geheimsten Tiefen eröffnet, und als das wiederaufgefundene Orakel der früheren Zeit redet; so darf man hoffen, wenn man den Erscheinungen desselben unbefangen und vorurtheilsfrei folgt, zu Resultaten in der Psychologie, Physiologie, und Pathologie zu gelangen, welche uns das bisher noch so dunkele Feld der Erkenntniß des psychischen Menschen erhellen, und also hierdurch auf einem sicheren Wege das den Menschen zunächst betreffende höchste Wissen zu vervollkommnen.

Zu diesem Endzweck haben sich die Unterzeichneten in Vereinigung mit mehreren, dieselben Ansichten hegenden Männern zur Herausgabe eines **Archivs für den thierischen Magnetismus** nach folgendem Plane verbunden:

1) Der Inhalt des Archivs ist theils **rein wissenschaftlich**, theils **praktisch**. In erster Hinsicht ist die nähere Erforschung des Wesens des thierischen Magnetismus und der Entstehung seiner Erscheinungen, überhaupt also die physiologische Untersuchung desselben der Hauptzweck. Da indessen jede wissenschaftliche Theorie der Natur nur auf einer reellen Basis, auf Beobachtung der Erscheinungen der Natur, ruhen kann, so soll dieses Archiv hauptsächlich dazu dienen, unbezweifelte Erfahrungen und Beobachtungen wirklicher Thatsachen, gemacht von vorurtheilsfreien, das Wahre und Falsche kritisch zu unterscheiden vermögenden, aber die hohe Bedeutung des thierischen Magnetismus nicht verkennenden Männern, zu vereinigen, also die Materialien zu einer künftigen Theorie des thierischen Magnetismus zu sammeln, und hierdurch den Grund zu einer strengeren wissenschaftlichen Bearbeitung desselben zu legen, als bis jetzt häufig der Fall gewesen ist. Aehnliche Sammlungen haben früher **Gmelin**, **Böckmann**, **Wienhold**, **Nordhoff** und **Wolfart** begonnen, in Frankreich vorzüglich **Puysegur** und **Tardy**; der Nutzen derselben ist von den Zeitgenossen nicht verkannt worden; aber die allgemeine Philosophie schien nicht vorgeschritten genug gewesen zu seyn, um diese Thatsachen der Physiologie des menschlichen Leibes aneignen zu können. Sie kämpfte damals noch zu sehr in der Feststellung allgemeiner Ideen, und die Anwendung der allgemeinen Gesetze des Lebens auf die besondern Erscheinungen desselben konnte nicht durchgeführt werden. Eine erfreulichere phy-

siologische Zeit läßt uns erfreulichere Resultate erwarten, die materiellen, chemischen, und übrigen einseitigen Theorieen haben in der philosophischen Ansicht der Natur ihr Grab gefunden, und wir dürfen jetzt hoffen, vermittelst einer Reihe von Beobachtungen und Thatsachen bestimmtere Blicke in das Wesen des thierischen Magnetismus thun zu können. Nächst dieser reinen Geschichte der magnetischen Erscheinungen, der Basis der wissenschaftlichen Untersuchung, werden dann nach Zeit, Gelegenheit und innerer Aufforderung eigne wissenschaftliche Ansichten und Untersuchungen, gestützt und hervorgerufen von jenen, erfolgen, um die reine Beobachtung zur Theorie zu lautern, die Theorie zum Systeme vorzubereiten und sie zugleich in der Wirklichkeit nachzuweisen, und hierdurch für Psychologie, Physiologie und Pathologie fördernd zu wirken.

2) Praktisch ist der Zweck des Archivs nicht allein dadurch, daß jede theoretische Untersuchung nur durch eine praktische Beziehung zum Leben Werth und Bedeutung erhalten kann, sondern auch in so fern schon jetzt zur Vollendung der Theorie des thierischen Magnetismus derselbe zur Heilung von Krankheiten angewendet werden kann, hier die überraschendsten Resultate gibt, und also neben der rein wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes auch die künstlerische Anwendung desselben zur Heilung von Krankheiten immer mehr ausgebildet, und die näheren Verhältnisse angegeben werden dürfen, unter welchen der thierische Magnetismus als Heilmittel zu betrachten ist. Diese Heilungsgeschichten werden dann wieder als physiologische Erscheinungen des thierischen Magnetismus zum ersten wissenschaftlichen Zwecke benutzt, so daß auch hier sich Wissenschaft und Kunst wechselseitig durchdringen, ergänzen und unterstützen, und die Wissenschaft in's Leben thätig eingreifend erscheint. Eine eigene Berücksichtigung verdient hier die ganz verschiedene Anwendungsweise des thierischen Magnetismus zur Heilung von Krankheiten in Frankreich und Deutschland. Hier wird er gewöhnlich unmittelbar zur Heilung von Krankheiten angewendet, und er erscheint nur als psychisch-organisches Heilmittel in den Händen des Arztes und für die gegenwärtigen Uebel; dort wird er allein als Mittel gebraucht, um das der Krankheit entsprechende specifische Heilmittel zu erfahren und die kommenden Uebel oft auf lange Zeit vorher zu verhüten; und die das Vergangene wie im geistigen Spiegel reflectirende und das Kommende, in so fern es von dem Gegenwärtigen bedingt wird, prognosticirende Somnambüle ist das Orakel, aus welchem die Natur selbst spricht. Wir werden uns daher Gelegenheit zu verschaffen suchen, von jener eigenthümlich verschiedenen Behandlungsweise des Nachbarvolkes unseren Lesern mehrere wichtige Actenstücke mitzutheilen.

3) Endlich werden wir in diesem Archive eine Kritik der über diesen Gegenstand erscheinenden neuen Schriften niederlegen, theils um eine fortlaufende Uebersicht dessen, was in diesem Felde geschehen, zu haben, und die künftige Geschichte des thierischen Magnetismus vorzubereiten, theils aber auch um diejenigen Beobachtungen, welche zur Förderung der Theorie des thierischen Magnetismus wesentlich sind, vereinigt darzustellen; so daß, wie das Reilsche Archiv für die Physiologie seit längerer Zeit als der Sammelplatz der einzelnen physiologischen Untersuchungen anzusehen gewesen, wir hier einen Vereinigungspunct des Studiums des thierischen Magnetismus zu geben versuchen werden.

4) Das Archiv für den thierischen Magnetismus zerfällt daher in folgende Abtheilungen:

a) Eigenthümliche Abhandlungen und Originalbeobachtungen.
b) Kritik der erscheinenden Schriften über den thierischen Magnetismus.
c) Notizen, Anfragen, Bemerkungen u. s. w. über den thierischen Magnetismus, wissenschaftlich-praktischen Inhalts.

5) Das Archiv erscheint in zwanglosen Heften, jedes zu 10—12 Bogen, deren drei einen Band ausmachen. Die schon vorhandenen Materialien, welche mehrere magnetische Behandlungen von dem höchsten Interesse enthalten, setzen uns in den Stand, für das nächste Jahr 3—4 Hefte liefern zu können. Das erste Heft erscheint spätestens zu Weihnachten 1816. Das zweite zu Ostern 1817.

6) Die Redaction des Archivs hat der Professor Kieser in Jena übernommen. Da es uns daran gelegen seyn muß, alle unbezweifelten Thatsachen, Beobachtungen und Erfahrungen über den thierischen

Magnetismus hier zu vereinigen, und diese Sammlung von Materialien zur künftigen streng wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Gegenstandes möglichst vollständig zu machen, so ersuchen wir alle Aerzte und Naturforscher, welche im Besitz solcher, noch nicht bekannt gemachter Beobachtungen sind, sie uns zu diesem Zwecke gegen ein anständiges Honorar gefälligst mittheilen zu wollen. Da indessen nur das mit der größten Umsicht und strengsten Kritik Beobachtete und über allen Einwand der hier so leicht möglichen Selbsttäuschung und des Betrugs Erhabene als reine Thatsache angesehen und hier aufgenommen werden kann, indem es uns hier durchaus nicht um eine Masse zweifelhafter Beobachtungen, welche, der strengen Kritik ein weites Feld eröffnend, alle Sicherheit der daraus zu folgernden wissenschaftlichen Induction vernichtet, sondern um rein geschichtliche Facta zu thun ist: so bitten wir um so mehr um strenge Würdigung des Einzusendenden, ob es den angegebenen Forderungen entspricht, da eine einzige rein aufgefaßte und hinlänglich constatirte Beobachtung mehr werth ist, als eine unendliche Menge zweifelhafter, wie sie häufig die letzte Zeit gegeben hat, und da eine unkritische Beobachtung, deren Mangelhaftigkeit leicht schon aus dem Gange der Beobachtung zu erkennen ist, nur den Gegnern des thierischen Magnetismus Gelegenheit geben würde, denselben von Neuem zu bekämpfen. Daher müssen wir auch um die Erlaubniß bitten, bei jeder Beobachtung den Namen des Beobachters hinzusetzen zu dürfen, wenn besondere Umstände es nicht verbieten, und nur solche Beobachtungen und Geschichten magnetischer Behandlung werden dem angegebenen Zwecke gemäß seyn, welche völlig beendigt und vor allem Vorwurf der Täuschung, der Verstellung und des Selbstbetrugs sicher gestellt sind.

7) Was endlich noch die sub 4. a) berührten eigenthümlichen Abhandlungen zur wissenschaftlichen Erörterung und Deutung des Wesens des thierischen Magnetismus betrifft, so werden solche Abhandlungen, von des Gegenstandes gewachsenen, wissenschaftlichen Männern, uns um so angenehmer seyn, je weniger der genügenden Versuche dieser Art bis jetzt erschienen sind. Wir bemerken hierbei nur noch, daß nach unserer Ansicht das Daseyn des thierischen Magnetismus in seinen höchsten Formen und seiner geheimnißvollsten Gestalt außer allem Zweifel ist, daher keiner Polemik zur Widerlegung negativer Meinungen mehr bedarf, welche Polemik um so unfruchtbarer ist, da dem, welchem das geistige Organ zur Beobachtung desselben mangelt, schwerlich durch Andere der Blick in diese geheimnißvolle Welt eröffnet werden möchte; und fügen daher den Wunsch hinzu, daß, wie in unsern eignen wissenschaftlichen Abhandlungen über das Wesen dieses Gegenstandes, so auch in denen, welche andere wissenschaftliche Männer uns mitzutheilen für gut finden werden, alle Polemik im angegebenen Sinne entfernt gehalten werden möge.

8) Den Druck und Verlag des Archivs hat der Herr Buchhändler Brockhaus in Altenburg übernommen, welcher für correcten Druck und gutes Papier sorgen wird. Tubingen und Jena, im Septbr. 1816.

Dr. C. A. v. Eschenmayer.
Dr. D. G. Kieser.

Bayerische Staatsbibliothek München

Magnetismus hier zu vereinigen, und diese Sammlung von Materialien zur künftigen streng wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Gegenstandes möglichst vollständig zu machen, so ersuchen wir alle Aerzte und Naturforscher, welche im Besitz solcher, noch nicht bekannt gemachter Beobachtungen sind, sie uns zu diesem Zwecke gegen ein anständiges Honorar gefälligst mittheilen zu wollen. Da indessen nur das mit der größten Umsicht und strengsten Kritik Beobachtete und über allen Einwand der hier so leicht möglichen Selbsttäuschung und des Betrugs Erhabene als reine Thatsache angesehen und hier aufgenommen werden kann, indem es uns hier durchaus nicht um eine Masse zweifelhafter Beobachtungen, welche, der strengen Kritik ein weites Feld eröffnend, alle Sicherheit der daraus zu folgernden wissenschaftlichen Induction vernichtet, sondern um rein geschichtliche Facta zu thun ist: so bitten wir um so mehr um strenge Würdigung des Einzusendenden, ob es den angegebenen Forderungen entspricht, da eine einzige rein aufgefaßte und hinlänglich constatirte Beobachtung mehr werth ist, als eine unendliche Menge zweifelhafter, wie sie häufig die letzte Zeit gegeben hat, und da eine unkritische Beobachtung, deren Mangelhaftigkeit leicht schon aus dem Gange der Beobachtung zu erkennen ist, nur den Gegnern des thierischen Magnetismus Gelegenheit geben würde, denselben von Neuem zu bekämpfen. Daher müssen wir auch um die Erlaubniß bitten, bei jeder Beobachtung den Namen des Beobachters hinzusetzen zu dürfen, wenn besondere Umstände es nicht verbieten, und nur solche Beobachtungen und Geschichten magnetischer Behandlung werden dem angegebenen Zwecke gemäß seyn, welche völlig beendigt und vor allem Vorwurf der Täuschung, der Verstellung und des Selbstbetrugs sicher gestellt sind.

7) Was endlich noch die sub 4. a) berührten eigenthümlichen Abhandlungen zur wissenschaftlichen Erörterung und Deutung des Wesens des thierischen Magnetismus betrifft, so werden solche Abhandlungen, von des Gegenstandes gewachsenen, wissenschaftlichen Männern, uns um so angenehmer seyn, je weniger der genügenden Versuche dieser Art bis jetzt erschienen sind. Wir bemerken hierbei nur noch, daß nach unserer Ansicht das Daseyn des thierischen Magnetismus in seinen höchsten Formen und seiner geheimnißvollsten Gestalt außer allem Zweifel ist, daher keiner Polemik zur Widerlegung negativer Meinungen mehr bedarf, welche Polemik um so unfruchtbarer ist, da dem, welchem das geistige Organ zur Beobachtung desselben mangelt, schwerlich durch Andere der Blick in diese geheimnißvolle Welt eröffnet werden möchte; und fügen daher den Wunsch hinzu, daß, wie in unsern eignen wissenschaftlichen Abhandlungen über das Wesen dieses Gegenstandes, so auch in denen, welche andere wissenschaftliche Männer uns mitzutheilen für gut finden werden, alle Polemik im angegebenen Sinne entfernt gehalten werden möge.

8) Den Druck und Verlag des Archivs hat der Herr Buchhändler Brockhaus in Altenburg übernommen, welcher für correcten Druck und gutes Papier sorgen wird. Tübingen und Jena, im Septbr. 1816.

Dr. C. A. v. Eschenmayer.

Dr. D. G. Kieser.

Bayerische Staatsbibliothek München

Koethe, Friedrich August, 1781-1850 / Koethe, Friedrich August, / Hasse, Friedrich Christian August,

Zeitgenossen Biographien u. Charakteristiken

Bd.: 1,4 .

Leipzig u. Altenburg (1816)

Bibl.Mont. 1866-1,3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10718188-7